367-5246

Bei den Fahnen des III. (brandenburgischen) Armeekorps

von Metz bis le Mans.

Tagebuchblätter eines Kompanieführers im Feldzug 1870/71.

von

Georg Koch.

München, bei C. H. Beck.

4034

Bei den Fahnen

des

III. (brandenburgischen) Armeekorps

von Metz bis le Mans.

Tagebuchblätter eines Kompanieführers im Feldzug 1870/71

von

Georg Koch,
Hauptmann a. D.

Mit einer Übersichtskarte von Nordfrankreich.

München.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
1890.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Inhalt.

		Seite
1.	Beim Regiment vor Metz	1
2.	Auf dem Marsche nach der Loire	38
3.	Ruhe in Pithiviers, Schlacht bei Beaune la Rolande (28. Nov.) und Rekognoszierungsgefecht bei Bellegarde (2. Dez.)	58
4.	Die Schlacht bei Orleans. 3. u. 4. Dezember	85
5.	Züge und Gefechte an der Loire. Vendôme	98
6.	Die Ruhe vor dem Sturm. Weihnachten und Sylvester in Beaugency	124
7.	Wiederbeginn der Operationen gegen Chanzy, Gefecht von Azay-Mazange (6. Januar) bis zur Schlacht vor le Mans	135
8.	Beginn der dreitägigen Schlacht vor le Mans am 10. Januar. Gefecht bei Parigné l'Evêque und Changé	152
9.	Auf Vorposten im Walde. Der 11. Januar. Auf verlorenem Posten. Gefecht bei le Tertre	170
10.	Der 12. Januar. Einnahme von le Mans	197
11.	Tage der Ruhe in le Mans. Wieder auf Vorposten. Waffenstillstand. Schluß	210

I.

Beim Regiment vor Metz.

Endlich, endlich war das heißerstrebte Ziel erreicht, am 7. September traf die kriegsministerielle Ordre ein, daß ich von meinem Kommando entbunden sei und stehenden Fußes zum mobilen Regiment abzugehen habe. Schwierigkeiten genug hatte ich zu überwinden gehabt, ehe mein Sehnen erfüllt wurde. Nur der, welcher sich in ähnlicher Lage befunden, kann ermessen, was es heißt, was ein Soldatenherz bewegt, in einem Kommando zurückbleiben zu müssen, wenn Schlag auf Schlag die Nachrichten eingehen von unerhörten Siegen, von unerhörten Verlusten. Wenn jede Faser sich spannt in dem unüberwindlichen Verlangen in den Reihen der Kameraden zu sein, wie ist da Raum für den Gedanken an den Friedensdienst, für den Gedanken an Weib und Kind? Seit Jahren war ich vom Regimente, aus dem ich hervorgegangen, fern und wurde, als ich beim Eintritt der Mobilmachung sofort meine Zurückkommandierung beantragte, überall als „unabkömmlich" abgewiesen. Da kam die Kunde von den schweren Verlusten des Regiments bei Spichern und Vionville, und da wagte ich, mit Umgehung aller dienstlichen Formen, einen persönlichen Anstoß bei dem damaligen stellvertretenden Kriegsminister, General der Infanterie Klotz, und reüssierte. Noch heute, nach 20 Jahren, regt sich bei mir ein heißes Dankgefühl, wenn ich an die Szene denke, wie ich vor dem greisen Herrn im Kriegsministerium stand, und wie er freundlich meine leidenschaftliche Auseinandersetzung anhörte und mich mit der beruhigenden Versicherung entließ, er fände mein Verlangen sehr natürlich und werde das Seinige zur Erfüllung

desselben thun. Ein Wermutstropfen in den Becher der Freude war das gewaltsame Zerreißen meines jungen Eheglückes und der Abschied von Weib und Kind, das damals kaum ein Jahr zählte. Aber auch das mußte überwunden werden, und frohen Muts zog ich bereits am nächsten Tage gen Westen, um mein Regiment aufzusuchen, was viel leichter klingt als es sich ausführen ließ, denn niemand konnte mir mit Sicherheit sagen wo ich es finden würde. Ich beabsichtigte mich über Frankfurt a. M. und Saarbrücken in den Umkreis von Metz zu begeben, denn wenn auch teilweise behauptet wurde, das III. Korps sei bereits auf dem Marsche nach Paris, so waren die Nachrichten doch so ungenau, daß es am geratensten erschien, zunächst vor Metz die näheren Erkundigungen einzuziehen. Die erste sichere Nachricht, daß das Korps noch vor Metz stände, erhielt ich in Frankfurt durch einen Kameraden vom Leib-Regiment, Hauptmann von Richthofen, der bei Spichern verwundet jetzt notdürftig geheilt zum Regiment zurückging und mir so ein höchst willkommener Reisegefährte wurde. Hier hörte ich auch, daß die eingeleisige Saarbrückener Bahn durch Verwundeten-Transporte u. s. w. derartig gestopft sei, daß auf ein viel schnelleres Fortkommen auf dem Wege über Weißenburg zu rechnen sei. Daher wurde beschlossen, diesen Weg zu wählen, und erreichten wir auch noch am Abend unser Ziel. Bei Sturm und Regen, in knieetiefem Morast wateten wir nach Weißenburg hinein und fanden auch endlich nach vieler Mühe in dem bis unter die Dächer von Soldaten vollgestopftem Nest ein Unterkommen im Gasthof zum Engel. Nach einem mit wenig Komfort, aber in höchst angeregter Unterhaltung in einem großen Kreise von Kameraden aller Waffen verbrachten Abend und Nacht, waren wir früh 6 Uhr wieder auf dem Bahnhofe, um den ersten nach Nancy abgehenden Zug zu benutzen. Wir hatten uns darauf gefaßt gemacht zu dem Wege nach Nancy wenigstens 3 Tage zu gebrauchen, da bei der enormen Inanspruchnahme der Eisenbahn von einer regelmäßigen Beförderung keine Rede sein konnte; indessen wir sollten Glück haben. Es befand sich nämlich auf dem Zuge und mit uns in demselben Koupee ein königlicher Kabinetskurier, der Depeschen nach dem Hauptquartier brachte, weshalb Befehl gegeben war, den

Zug überall so schnell als möglich zu expedieren. Es wurde infolge dessen eine schnelle und vergnügte Fahrt. Mit uns fuhr noch der Chef des Telegraphenwesens, General von Chauvin, und dieser und der Kurier erzählten interessante Details vom Hauptquartier. Die Gegend von Weißenburg bis Nancy ist prächtig, sehr ähnlich unsern heimischen Waldgebirgen, bald lieblich, bald wildromantisch, schön geschwungene bewaldete Berge wechseln ab mit schroffen Felspartieen, zumal Saverne und Saarburg liegen wahrhaft entzückend. Bereits gegen Mittag trafen wir in Nancy ein, das uns so gut gefiel, daß wir beschlossen, von unserer unerwartet schnellen Fahrt den Nutzen eines Ruhetages zu ziehen. Nancy präsentierte sich im Glanze eines sonnigen Herbsttages wirklich imponierend, mit seinen schönen Straßen und Plätzen, überall geschmückt mit prächtigen Denkmälern. Gegenwärtig freilich sah es wüst und wild genug aus. Von dem Wirrwarr auf dem Bahnhofe macht sich niemand einen Begriff, man glaubte nicht, daß das jemals wieder in Ordnung kommen könne, indessen war doch viel System in der anscheinenden Unordnung. Nun galt es zunächst die Quartierfrage regeln, und das schien seine großen Schwierigkeiten zu haben, denn wie wir von dem Etappenkommandeur auf dem Bahnhofe hörten, war in der Stadt jedes Plätzchen besetzt und ein Quartier für 2 Personen kaum zu erlangen. Er riet uns auf der Mairie unser Heil zu versuchen, und gelang es uns dort auch nach vieler Mühe und langem Warten, nach Anwendung einer guten Dosis märkischer, ins Französische übersetzter Grobheit, ein Unterkommen zu finden. Die Herren Munizipalbeamten kamen mir für Besiegte recht unverschämt vor, ein Leiden, über das man, wie ich später erfuhr, allgemein klagte; General v. Bonins, des Gouverneurs, Milde paßte eben nicht für französische Unverschämtheit. Ob ein besonderes Glück oder meine Grobheit auf der Mairie daran schuld war, will ich ununtersucht lassen, jedenfalls war unser Quartier ganz vorzüglich, bei einer vornehmen alten Dame, die uns mit würdevollem Ernst aber vollendeter Höflichkeit empfing. Die Einladung zum Diner schlugen wir aus und zogen vor, im Hotel zu speisen, um mehr Zeit zu gewinnen uns die Stadt und das Leben darin ansehen zu können. Abgesehen von der

Fülle von Uniformen, darunter recht waghalsige Phantasiekostüme von Liebesrittern und Beamten der Zivilverwaltung, merkte man in Nancy eigentlich Nichts vom Kriege. Die Einwohner machten sehr vergnügte Gesichter, wahrscheinlich über die guten Geschäfte, die sie in den überall geöffneten Läden bei exorbitanten Preisen mit den deutschen Barbaren machten, in den Hotels wogte ein mächtiges Leben, man aß und trank bei gleichfalls vorzüglichen Preisen ganz vorzüglich, und die äußerst komfortablen Cafés auf der prächtigen Place de Stanislas, deren eins für die Offiziere reserviert war, waren bis auf den letzten Stuhl besetzt. An dem schönen Herbstabend drängte sich vor diesem die Menge der Spaziergänger, Courmacher u. s. w. wie im tiefsten Frieden, lauter fröhliches, heiteres Genießen, nirgends sichtbare Trauer über die Invasion der Barbaren, aber auch auf Seiten unserer Offiziere und Soldaten nirgend verletzendes, hochmütiges Gebaren des Siegers, sondern überall rücksichtsvolle Höflichkeit, kurzum, das beste Einvernehmen von der Welt.

So war der erste Eindruck, den ich in dem schönen Nancy von Frankreich gewann, ein wahrhaft glänzender. Es war aber auch der letzte schöne Tag, dem eine Reihe recht düsterer unter den Mauern von Metz folgen sollte.

Nachdem der nächste Tag in gleich angenehmer Weise bei prächtigem Wetter in Nancy verbracht war, traten wir am 12. morgens 6 Uhr unsere Weiterreise über Pont-à-Mousson nach Ars sur Morselle an. Dichter Nebel deckte die Felder, und zum Teil infolge dessen, zum Teil auch weil man vor etwaigen Hindernissen nie ganz sicher war, fuhr unser Zug nur im langsamsten Tempo unter fortwährendem Pfeifen. Je mehr man sich Metz näherte, desto mehr merkte man vom Kriege. Verlassene Biwakplätze, Lazarete ꝛc. erinnerten an den Ernst der Situation. Bei Novéant traten wir in den Zernierungsbereich von Metz und sahen uns nun auf einmal mitten auf den Kriegsschauplatz versetzt. In Pont-à-Mousson lag der ganze Bahnhof voll Verwundeter und Kranker, die auf den Weitertransport mit Schmerzen warteten, darunter auch Leute von meinem Regiment, die mir aber nicht sagen konnten wo das Regiment sich befände. Ein ergreifender Anblick, die Aermsten

in ihren Schmerzen auf der nassen Erde liegen zu sehen! In Pont-à-Mousson verließ mich mein Reisegefährte, er hatte einen alten Bekannten, einen Johanniter, gefunden, der ihn überredete, seine noch nicht ganz geheilte Wunde noch etwas in Pont-à-Mousson zu pflegen und nicht in die nassen Biwaks von Metz zu tragen. Er that sehr recht daran, denn zu der Misere kam er immer noch zeitig genug. Am Tage der Schlacht bei Beaune la Rolande beim Divisions-Rendezvous bei Pithiviers hatte ich die Freude, sein sympathisches Gesicht wieder zu sehen und der gemeinsamen Reise zu gedenken. Ich setzte nun also meine Fahrt nach Ars sur Moselle, das schon unter den Kanonen vom Fort St. Quentin lag, allein fort, und dort war die Eisenbahn und zugleich mein Latein zu Ende, denn bis jetzt hatte mir noch niemand sagen können, wo ich mein Regiment finden, und wie ich überhaupt weiter kommen sollte. Doch bald war Hilfe geschafft, gegenüber von Ars, in Jouy aux Arches, das seinen Namen von einer Reihe wunderbar schön erhaltener, majestätischer Bogen einer altrömischen Wasserleitung trägt, quartierte das Oberkommando und dort erfuhr ich wenigstens, daß die 5te Division um oder in Verneville läge. Auch die große Schwierigkeit ein Gefährt zu finden, denn alle Wagen waren in dem Hauptdepotplatz zu den massenhaften Munitions-, Lebensmittel- und Verwundeten-Transporten verwendet, war durch Requirierung eines Karriols auf der Mairie bald beseitigt, und so begab ich mich denn, nachdem mich, den noch vollständig nüchternen Menschen, der menschenfreundliche Landwehr-Etappen-Offizier mit Speise und Trank erquickt hatte, weiter auf die Suche. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch meines Karriolführers, als der ersten Probe der französischen Landbevölkerung, ein echt französisches Gesicht mit schwarzem Schnurr- und Kinnbart in der charakteristischen blauen Bluse. Ich kam bald mit ihm in ein lebhaftes Gespräch über die Leiden des Krieges, die er mit Humor ertrug, er amüsierte sich gleich mir über seine Rosinante, die stets rechts wollte wenn er links lenkte und umgekehrt, mehr als er sich darüber ärgerte und äußerte auf mein Befremden über den unglücklichen Zustand seines Gefährts mit stoischem Gleichmute: C'est un cheval de la commune. Unterwegs, wenn das unglückliche Tier

nicht wollte wie er, hatte er die stehende Redensart: „a-t-on déjà vu un ros comme ça“, die mir noch Tage lang hinterher in den Ohren klang, so oft hatte ich sie gehört. Als ich nachher zum Regiment kam, befahl der Kommandeur, ich sollte das Fuhrwerk zurückbehalten, da gerade in der Nacht vorher sich einige der requirierten Kutscher heimlich aus dem Staube gemacht hatten, und natürlich mußte ich dem Befehl nachkommen. Ich sehe noch das bestürzte Gesicht des armen Kerls, als ich ihm sein Schicksal verkündigte, das nicht einmal ein Trinkgeld aufhellen konnte, und mir that es wirklich leid, denn er hatte mich so gutwillig auf meinen Irrfahrten nach dem Regiment geführt, so gut oder so schlecht er es eben konnte. Indessen es hieß: „c'est la guerre“ und die dira necessitas befahl hart zu sein. Der erhaltenen Weisung gemäß fuhr ich von Ars zuerst über Gravelotte und Malmaison nach Verneville, überall waren noch die Spuren der letzten Kämpfe deutlich sichtbar, zerstampfte Felder, zerschossene Häuser und ausgebrannte Gehöfte. In Verneville sah ich bald Leute mit Nr. 12, die mir jedoch das Quartier des Regimentsstabes nur so undeutlich beschreiben konnten, daß ich daraus zu entnehmen glaubte, der Stab läge in Gravelotte. Es blieb also nichts weiter übrig, als dorthin zurückzufahren, natürlich umsonst, denn dort war der Bereich des II. Armeekorps, und ein menschenfreundlicher Adjutant der 4ten Division, die dort ihr Stabsquartier hatte, riet mir nach Verneville zurückzufahren, dort den Stab unserer, der 5ten Division, von dem er sicher wußte, daß er dort läge, aufzusuchen und da sichere Nachrichten über den Standort des Regimentsstabes einzuziehen.

Das war doch wenigstens eine sichere Nachricht, ich kutschierte also wieder nach Verneville zurück, meldete mich dort beim Divisionskommandeur und erfuhr nun sicher, daß der Regimentsstab mit dem II. und Füsilierbataillon in Vagneux und die Brigade in Chartrennes läge. Sehr glücklich über die gegründete Aussicht nun endlich mein Ziel zu erreichen, fuhr ich nach dem ½ Stunde entfernten Vagneux und fand auch dort das Regiment — aber in welcher Verfassung!

Das ganze Gelände um Metz ist von einzelnen Höfen, Fermen, übersäet, die alle ihre besonderen Namen tragen, von

denen viele aus den Schlachten des August sich eine traurige Berühmtheit erworben haben, so Marengo, Malmaison, Point du Jour u. s. w. Eine derartige Ferme war auch Bagneux, aus nur wenigen Gebäuden bestehend, diente sie 2 Bataillonen und dem Regimentsstabe zum Quartier. Die Mannschaften lagen in den Ställen und Scheunen wie die Heringe übereinander, nur der Regimentskommandeur hatte eine Art Zimmer, sämtliche übrige Offiziere logierten alle zusammen in einem wüsten Raum, einer Art Vorratskammer, und hatten wirklich kaum so viel Platz, um nebeneinander liegen zu können, aber trotzdem war alles glücklich, wenigstens ein Dach über dem Haupte zu haben. Die Division hatte bis vor wenigen Tagen biwakiert, und sollten dort die Verhältnisse, wie mir erzählt wurde, aller Beschreibung gespottet haben. Endlich hatten massenhafte Erkrankungen an der Ruhr ꝛc. das Aufgeben der Biwaks, die durch die anhaltenden Regengüsse in einen totalen Sumpf verwandelt worden waren, zur unabweisbaren Notwendigkeit gemacht. Die Kompanien hatten ganze Nächte stehend zugebracht, da in den Laubhütten das Wasser zu der Thür hinein und durch die Wände wieder hinauslief. Als Schreckensgespenst stand das Wiederbeziehen der Biwaks in Aussicht, sobald das gute Wetter der letzten Tage die Sümpfe einigermaßen ausgetrocknet haben würde.

Von den Kameraden wurde ich mit großem Hurra aufgenommen, 6 Jahre lang hatten wir uns nicht gesehen, und was lag da alles dazwischen, wie mancher brave Offizier ruhte im kühlen Grabe. Viele waren es nicht von den alten Kameraden, die ich noch vorfand, denn das Regiment hatte bei Spichern und Vionville 13 tote, darunter der Regimentskommandeur und 2 Bataillonskommandeure, und 36 verwundete Offiziere verloren, so daß jeder Leutnant, der noch vorhanden war, 2 der arg zusammengeschmolzenen Kompanien zu führen hatte. Inzwischen war nun schon mancher der Verwundeten, teilweise nur notdürftig oder halb geheilt, zum Regimente zurückgekehrt, andere von Kommandos, gleich mir, oder vom Ersatzbataillon zum Regiment dirigiert worden. Ein Reserveoffizier z. B., Leutnant F., war bei Spichern durch beide Backen geschossen worden, wahrscheinlich wie er gerade Hurra gerufen hatte, denn

kein Knochen war verletzt, und stellte sich mir vor, das Loch in der einen Backe noch mit einem großen Stück Watte zugestopft, er hatte es nur über sich vermocht die Heilung der einen Backe im Lazaret abzuwarten, und so noch mancher andere in ähnlicher Weise. Außerdem waren dem Regimente noch einige Offiziere von andern Regimentern z. B. dem 20sten zur Aushilfe zukommandiert worden, so daß die Kompanien wenigstens notdürftig besetzt waren. Es herrschte aber doch große Freude über jeden Zuwachs an älteren Offizieren.

„Das ist ja wunderbar schön, lieber K., daß Sie Ihre Gewehre im Stiche gelassen haben", so empfing mich der Regimentskommandeur, Oberstleutnant von K., unter dessen Kommando ich bereits 1862 bei der Schießschule und dann wieder 1869 bei einem Versuchskommando gestanden hatte, „aber vor allen Dingen bin ich beauftragt, Ihnen einen dienstlichen Verweis zu erteilen, wegen ganz undienstmäßigen Vorgehens bei Ihrem Rücktrittsgesuch zum Regiment, indessen brauchen Sie sich darüber keine graue Haare wachsen zu lassen, einen Verweis aus solchem Grunde kann man schon in die Tasche stecken. Sie übernehmen die 4te Kompanie, Ihr Bataillon liegt in Verneville, und da fahren Sie nur gleich hin und melden Sie sich, den betreffenden Regimentsbefehl will ich Ihnen gleich mitgeben."

Ich bestieg nun sehr vergnügt wieder mein Karriol, fuhr nach Verneville zurück und meldete mich dort beim Bataillonskommandeur Major v. B., den ich mit noch manchem meiner alten Freunde und Kameraden zusammenfand, so Hauptmann O. 2te Kompanie und meinen ältesten und besten Freund, Hauptmann v. W. als Chef der 3ten Kompanie, mit dem ich fortan während des ganzen Feldzuges treulich Leid und Freud geteilt habe. Manche schwere und manche vergnügte Stunde haben wir zusammen durchlebt, und noch heute, wo uns immer noch ein enges Freundschaftsverhältnis verbindet, erinnern wir uns bei unsern gegenseitigen Besuchen noch oft der Zeit, wo wir, sprüchwörtlich im Bataillon wie Kastor und Pollux, er hinter der 3ten, und ich vor der 4ten Kompanie zusammen ritten.

Die Verhältnisse in Verneville waren denen in Bagneux ganz ähnlich. Der Kommandeur lag mit dem Adjutanten, dem Doktor und noch 2 Offizieren in einem Raum von höchstens

5—6 Schritt im Quadrat, der durch das Strohlager noch zur Hälfte unwegsam gemacht wurde, mein Quartier aber war erheblich besser. Die Kompanie hatte ein Gehöft inne, in dem ein schweres Feldlazaret lag. Eigentlich stand mir nur die Scheune, der Heuboden und ein Pferdestall, in dem meine Pferde standen, zur Verfügung, und in diesen brillanten Räumen hätte ich mit meinen Leuten kampieren müssen, wenn nicht die beiden Aerzte des Lazaretes freundlicher Weise ihr, den Umständen nach recht gutes Quartier, eine freundliche Stube mit ausreichenden Strohsäcken und Decken, mit mir und den beiden Offizieren der Kompanie geteilt hätten. In dem Dorfe lagen außer uns noch eine Menge Infanterie, Kavallerie und Artillerie zusammengepfercht, und durch diese Menschenmenge war der durch den Regen aufgeweichte Lehmboden so durchgeknetet, daß man ohne hohe Stiefel faktisch nicht aus dem Hause konnte. Glücklicherweise hatte ich mir ein Paar bis über die Knie reichende Jagdstiefel mitgebracht, die gegen alle Ungebühr widerstandsfähig genug waren und mir während des ganzen Feldzuges vortreffliche Dienste leisteten.

Der frühere Chef der 4ten Kompanie, Hauptmann v. O., war bei Spichern gefallen, und wurde die Kompanie vom Leutnant v. S. vom 20sten Regiment geführt, außerdem hatte ich noch einen Offizier, Leutnant v. N., sehr wenige Unteroffiziere und nur 65 Mann im Gewehr, so hatten Kugeln und Krankheiten unter den 250 Mann aufgeräumt. Glücklicherweise war der alte, ganz vorzügliche Feldwebel der Kompanie, G., gesund und tüchtig auf dem Platze. Er hatte sich die größte Mühe gegeben, die Kompanie im Stande zu erhalten, indessen war sie doch sehr herunter in Bekleidung, Ausrüstung und Disziplin, wie dies nach den durchlebten schweren Zeiten und bei dem fortwährenden Wechsel im Kommando ja nicht anders sein konnte. Als er nun sah, daß ich die Sache mit Ernst und Eifer angriff, daß nun wieder Stetigkeit in die Regierung kam, und daß ich auch ein festes Durchgreifen nicht scheute, war er sehr glücklich über die Aussicht, die Kompanie wieder hoch zu bringen und hat mir dabei mit unermüdlicher Thätigkeit die schätzbarsten Dienste geleistet. Mein Bestreben war verhältnismäßig bald von gutem Erfolge gekrönt. Es steckte ein sehr guter Kern in

der Kompanie, sie war unter ihrem früheren Chef, einem der ritterlichsten und tüchtigsten Offiziere des Regiments, wohl die beste im Bataillon gewesen, so daß es nur Ernst und guten Willen bedurfte, um sie wieder in den früheren Stand zu setzen. Dazu hatten wir in Verneville die beste Gelegenheit, wir lagen ja in 2ter Linie, also weit vom Schuß, und konnten drillen und exerzieren wie im Frieden, und das ist bekanntlich das beste Mittel, die Disziplin zu erhalten. Vor- und Nachmittag wurde exerziert, auch im Bataillon, und in der Zwischenzeit, soweit sie nicht durch das Abkochen in Anspruch genommen war, wurden die Sachen in stand gesetzt, soviel sich das bei den primitiven zu Gebote stehenden Mitteln und bei dem arg beschränkten Raume thun ließ. Helme, Knöpfe und Gewehre wurden geputzt, daß es eine Freude war, und bald zeigten die Appells, das Entzücken jedes eifrigen Kompaniechefs, ganz das Bild wie im Kasernenhofe der Garnison, die letzten Schattierungen des Lehmbodens von Verneville waren verschwunden. So verging ein Tag wie der andere, eine Abwechselung brachte nur eine feierliche Verteilung von eisernen Kreuzen und die Ankunft eines Transports von Rekonvaleszenten und Ersatzmannschaften, von dem ich auch so viel erhielt, daß meine Kompanie wenigstens wieder auf die Stärke von 158 Mann kam.

So das äußere Leben, das innere gestaltete sich den Umständen angemessen auch recht gut. Wie schon gesagt, hatte ich durch die Verkettung günstiger Umstände ein ganz ausnahmsweise gutes Quartier, um das ich sehr beneidet wurde. Wir lagen zwar zu 5 in einer kleinen Stube, hatten aber den Vorzug, aus Lazaretbeständen jeder einen Strohsack und ausreichende Decken zur Disposition zu haben, ferner erfreuten wir uns einiger Stühle und eines Tisches, alles Luxusgegenstände die anderwärts nicht vorhanden waren. Dann war es durchaus nicht zu verachten, daß das ewige Rind- oder Hammelfleisch mit Reis der Lieferung, das einem bald zuwider wurde da es heute geschlachtet auch am selben Tage verzehrt wurde, und die berühmte Erbswurst durch allerhand Liebesgaben aus Johanniterdepots, als dann und wann einen Schinken, guten Rotwein 2c. unterbrochen wurde. So lebten wir verhältnismäßig ganz gut und vertrugen uns prächtig mit den beiden

sehr liebenswürdigen Aerzten, nur der schreckliche Karbolgeruch des Lazarets, der bald alle Kleider und selbst alles Eßbare durchzog, fiel schließlich auf die Nerven, auch mußte man sich an das Stöhnen der in den Parterreräumen liegenden schwer Verwundeten gewöhnen. Lange sollte übrigens unsere Ruhe nicht dauern, am 16. September erhielten wir den Befehl, daß wir am andern Tage die 6te Division von Vorposten ablösen sollten.

Bei prachtvollem Herbstwetter sagten wir unserm Verneville Lebewohl und rückten nach Saulny in die erste Linie der Vorposten. Hiermit begann für mich der Ernst des Krieges, denn von nun an hörte die Lebensversicherung auf. Unsere Vorpostenstellung lag direkt unter den Kanonen vom Fort Plappeville, Plappermaul wie es unsere Leute bald nannten, da es oft gewichtige Worte zu reden verstand, der äußerste rechte Flügel oder vielmehr der vorgeschobene Posten desselben, les Tuilleries, dicht vor dem Dorfe Lorry devant Metz, das von den Franzosen besetzt war, ebenso wie das Dorf Woippy vor unserer Front, von dem sich ein kleines Gehölz fast bis zu unserer Postenkette erstreckte, das täglich und nächtlich der Schauplatz von kleinen Patrouillengeplänkeln war. Unsere Stellung nahm den Ostabhang des Höhenzuges ein, der das linke Moselufer begrenzt und war eigentlich ein militärisches Unikum. Die Forts Plappeville und auch St. Quentin konnten uns jeden Augenblick in unsern Positionen wie in den Quartieren mit Granaten bewerfen, jedoch thaten sie es für gewöhnlich nicht, sondern straften nur Unvorsichtigkeiten mit gelegentlichen Schüssen, wenn sich z. B. eine größere Anzahl von Soldaten, besonders mit Helmen, an gewissen Stellen zeigten, wenn des Abends heller Lichtschein irgendwo zu sehen war u. s. w. Sie schossen übrigens mit solcher Präzision, daß es uns allen völlig klar war, daß sie uns jeden Augenblick den Garaus machen konnten. Die der 10ten Brigade zugewiesene Strecke der Vorpostenlinie war etwa 4000 Schritt lang, in der Mitte lag das Dorf Saulny, der rechte Flügel reichte bis zum Gehölz von Vigneulles und schloß sich dort an die 9te Brigade an, während der linke Flügel nördlich Saulny Verbindung mit dem X. Korps hatte. Die Front war durch einen starken, von ineinander gezogenen

und mit Telegraphendraht verbundenen Obstbäumen hergestellten Verhau gesichert, in dem nur einzelne schmale Lücken den Posten und Patrouillen den Durchgang gestatteten. Die Straße von Saulny nach Metz am Eingange des Dorfes war durch eine mächtige Barrikade gesperrt, und außerdem hatte man die Stellen zwischen Vigneulles und Saulny, wo nicht Obstgärten und Weinberge das Schußfeld beeinträchtigten, mit Schützengräben versehen. So hatte man alles gethan um die Stellung gegen einen Angriff zu sichern, und gegen einen Ueberfall waren die Vorkehrungen wohl auch ganz ausreichend, wenn nicht Plappeville und St. Quentin ein Veto einlegten. Daß ein Durchbruchsversuch sich übrigens gerade gegen Saulny richten würde, war nicht wohl anzunehmen, denn das steilansteigende Terrain, von Weinbergen besetzt und von nur wenigen, engen und tief eingeschnittenen Wegen durchzogen, an das sich das dichte und und unwegsame Bois de Saulny schloß, bot der Bewegung größerer Heereskörper zu viel Hindernisse.

Bei Tage wurden die Posten über die eigentliche Stellung hinaus vorgeschoben, während sie bei Nacht hinter den Verhau zurückgenommen, und statt ihrer viele Patrouillen ausgesandt wurden. Auf dem linken Flügel unserer Stellung, auf der Höhe des Berges, befand sich ein Observatorium, von dem aus, mittelst eines großen Fernrohrs, ein Offizier stets den Feind beobachtete. Man konnte von dort aus das ganze Lager übersehen, auch die Stadt Metz selbst, doch wußte auch der Feind genau, wo unser Observatorium lag und sandte von Plappeville aus zum öftern einige Granaten herüber, besonders wenn sich ein Reiter dort blicken ließ. Infolge dessen waren die Feldwachen strenge angewiesen, niemand, wer es auch sei, zu Pferde nach dem Observatorium passieren zu lassen.

Saulny selbst war ein allerliebster Ort, wahrscheinlich bevorzugte Sommerfrische der reichen Metzer, wenigstens sprachen dafür einzelne Villen auf den Höhen. Rings umgeben von Weinbergen und Obstgärten zeichnete es sich durch eine Fülle von prächtigen Weintrauben und Birnen aus, die uns und unsern Leuten sehr zu statten kamen. Abgesehen von einiger Unordnung merkte man in ihm nicht viel von den Leiden des Krieges, wenigstens gab es keine zerschossenen Häuser und ver-

brannte Gehöfte, nur die Schießscharten, welche in die Häuser gebrochen waren, die die Lisière des Dorfes bildeten, und die mächtige Barrikade, welche den Eingang sperrte, zeigten den Ernst der Situation. Das Verhältnis zwischen uns und den Einwohnern war das beste. Die meisten der Bewohner hatten zwar ihr Heim verlassen, sie waren nach Metz geflüchtet vor den „wilden, preußischen Horden", und nur die ärmere Klasse war geblieben, aber diese wußte sich mit uns sehr gut einzurichten und nach französischer Art auch aus dem Feinde ihren Vorteil zu ziehen. Sie schafften allerhand Lebensbedürfnisse heran und verkauften diese zu horrenden Preisen, die ihnen aber gerne bezahlt wurden. So kostete z. B. das Pfund Butter 4 Francs! Außerdem waren die Bewohner Saulny's aber gegen die Eindringlinge liebenswürdig und gefällig, wo sie irgend konnten.

Der Anmarsch in unserer Vorpostenstellung wurde naturgemäß mit den peinlichsten Vorsichtsmaßregeln ausgeführt. Von dem Punkte aus, wo die Chaussee nach Saulny die Höhe des Berges erreichte und vom Fort Plappeville zu übersehen war, war ein Kolonnenweg durch das Bois de Saulny gebahnt, denn von dort aus war die Chaussee für Truppen nicht zu passieren, da sie sofort mit Granaten bestrichen wurde, sowie sich Truppen oder auch nur ein einzelner Reiter dort sehen ließen. Vom Bataillon blieb die 1te und 2te Kompanie jenseits des Waldes im Replis, die beiden andern Kompanien rückten nach Saulny, und zwar bezog ich die Feldwachen, während die 3te Kompanie als Soutien derselben im Dorfe verblieb. Vom Austritt aus dem Walde an durfte nur in einzelnen Sektionen mit Zwischenräumen von 100 Schritt marschiert werden, um den Herren auf Plappeville nicht mehr Soldaten als dringend notwendig zu zeigen. Ich löste eine Kompanie vom 24ten Regiment ab und hatte am Fuße eines steilen Abhanges, vor einem Hohlwege, der von Saulny herauf führte, gegenüber Woippy, eine Feldwache von einem Zuge. Mit den beiden andern Zügen lag ich auf der Höhe, eine Unteroffizierwache hatte das vorher erwähnte Observatorium zu besetzen. Mit Entzücken genoß ich die prachtvolle Aussicht, als ich auf meinem Posten anlangte. Im Glanze des klaren Herbsttages

lag das ganze reizvolle Moselthal vor mir mit seinen grünen Rebenhügeln, umkränzt von bewaldeten Bergen, im Hintergrunde die imposante Kathedrale von Metz, davor das Lager der Franzosen, das ich mittelst des Fernrohres ganz genau erkennen konnte. Rechts jedoch drohte Plappeville und mahnte handgreiflich zur Vorsicht. Mein Vorgänger empfahl mir auch dringend, mich beim Observatorium möglichst wenig aufzuhalten und besonders nie eine Ansammlung mehrerer Leute dort zu dulden, da man bei solchen Gelegenheiten von Plappeville aus sehr freigebig mit Granaten sei. Die Stellung war durch Verhaue und Schützengräben befestigt und zu zäher Verteidigung eingerichtet. Gegen Infanterie war sie auch sehr wohl zu halten, denn der Abhang war sehr steil, und wenn auch die Rebenpflanzungen das Schußfeld beeinträchtigten, so wäre es den Franzosen unter unserm Feuer doch wohl sehr schwer geworden hier heraufzukommen, aber freilich wenn uns Plappeville gleichzeitig in der Flanke mit Granaten bedachte, wurde die Situation kritisch. Rechts von mir setzte unser II. Bataillon, links das 79ste Regiment (X. Korps) die Vorpostenstellung fort.

Kaum hatten wir uns etwas eingerichtet, wozu allerdings nicht viel gehörte, denn außer einigen aus Zweigen hergestellten Schutzwänden und einem Strohstuhl gab es keinerlei Bequemlichkeiten, selbst Stroh war nur in äußerst minimaler Quantität vorhanden, als der Brigadekommandeur, General von Schwerin, mit unserm Regimentskommandeur sich zur Besichtigung der Stellung einstellte.

„Na, Sie alter Jäger und Schütze, rief mir der letztere zu, Sie werden wohl nicht hier herausgehen und den Franzosen ordentlich auf die Köpfe schießen, wenn sie kommen sollten."

„Heraus gehe ich nicht, Herr Oberstleutnant, antwortete ich, und was von vorn kommt, soll mich wenig kümmern, wenn sich nur Plappeville ruhig verhält."

Leider veränderte sich im Laufe des Tages das schöne Wetter in ausgiebigen Regen, dazu wurde es sehr kalt und auf unserer hohen Warte zog ein Wind, der einem durch Mark und Bein ging. Das verbesserte nun unsere Situation durchaus nicht, denn der fette Lehmboden unseres Lagers verwandelte

sich durch den Regen bald in Morast, dazu gab es Nichts zu essen, denn die Mannschaften hatten ihre Lieferung bereits in Verneville abkochen und verzehren müssen, und ich hatte in unbegreiflichem Leichtsinn an meine eigene Verpflegung gar nicht gedacht. Vom Feueranbrennen war nach eingebrochener Dunkelheit in unserer weit sichtbaren Stellung natürlich nicht die Rede, und so blieb nichts weiter übrig als ruhig zu frieren und zu hungern. Von früh 3 Uhr ab war Befehl, die Verteidigungsstellung einzunehmen, da in dieser Zeit erfahrungsmäßig die Franzosen ihre Ausfälle machten. Wir besetzten die Schützengräben und blieben unter dem Gewehr bis 7 Uhr. Es blieb jedoch alles ruhig, fortwährendes Geknalle der Patrouillen abgerechnet. Mit Tagesanbruch erhob sich im französischen Lager ein betäubender Lärm von Trommeln und Signalhörnern, und nachdem der verstummt, bliesen die Regimentsmusiken Reveille. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, die Musik sofort hinter dem Signal, nach dem bei uns ein Choral geblasen wird, eine recht liederliche Melodie aus Offenbachs „Pariser Leben" intonieren zu hören.

Der nächste Tag und die nächste Nacht vergingen in gleicher Weise, der Regen hatte aufgehört, aber die Kälte und der Wind hatten zugenommen, so daß es auf unserm zugigen Berge kaum zum Aushalten war. Endlich — uns kamen die 2 Tage wie eine Ewigkeit vor — am 19. mittags wurde ich von der 3ten Kompanie abgelöst und bezog deren Stellung im Dorfe. Es war hohe Zeit, 48 Stunden auf Feldwache, ist eine harte Nuß, dazu der Regen, die Kälte und Nichts zu essen, denn mein Magen wollte durchaus kein Kommißbrot, frisches, steinhartes Rindfleisch oder Speck mehr bei sich behalten, und gar nicht geschlafen, das ist eigentlich mehr als selbst eine brandenburger Natur auszuhalten vermag. Ich war völlig erschöpft und meine Leute zum großen Teile auch; wir waren daher alle sehr glücklich, in Saulny wenigstens unter Dach und Fach zu kommen. Nachdem ich mich an den Raritäten Saulny's, es gab — unerhörter Genuß — frische Butter und weißes Brot, einigermaßen gestärkt hatte, warf ich mich sofort auf das etwas zweifelhafte Bett und versuchte zu schlafen, was mir aber nicht gelang, da ich ein ziemlich heftiges Fieber bekam.

Durch Korpsbefehl vom 19. wurde die Rückkehr der vom 20sten und 35sten Regiment zu uns kommandierten Offiziere zu ihren Truppenteilen befohlen, wodurch ich meine sehr tüchtige Stütze, den Leutnant v. Sch., verlor. Ich erhielt für ihn einen erst während des Feldzuges beförderten Reserveoffizier C., der sich, wenn auch in dienstlicher Beziehung nicht sehr auf ihn zu rechnen war, doch als ein recht angenehmer Zuwachs unserer Familie auswies. Es war ein langer, sehr gutmütiger Mensch, der uns mit seinen eigentlich sehr antimilitärischen Eigenschaften und Passionen, er war Kaufmann in Berlin, oft Anlaß zum Spaß und gutgemeintem und gutaufgenommenem Spotte gab, und so immer zur Erheiterung, die man recht gut gebrauchen konnte, beitrug.

Am 21. mittags wurden wir durch das 52ste Regiment abgelöst, wobei ein Posten durch eine in einem Graben liegende französische Patrouille beschossen wurde. Der Grenadier ging aber unerschrocken mit gefälltem Gewehr auf seine Angreifer los, die ohne wieder zu laden Fersengeld gaben. Ein Franzose, vom 64sten Regiment, mußte jedoch daran glauben und stürzte schwer getroffen von dem ihm nachgesandten Schuß des Grenadiers zusammen. Er wurde nach St. Privat gebracht und starb dort kurz darauf. Wir rückten nun in unsere Ruhestellung in St. Privat la Montagne.

St. Privat — welche Erinnerungen weckt dieser Name! Alle Schrecken und Entbehrungen des Krieges ohne ein Fünkchen seiner Poesie bargen sich darin. Noch heute denke ich nur mit Schaudern daran zurück, und wenn uns damals, als wir einrückten, jemand verkündet hätte, daß wir dazu verdammt wären, dort $1\frac{1}{2}$ Monat zu kampieren, ich glaube, es hätte keiner für möglich gehalten, so lange dort auszuhalten. Niemand kann sich ein schauerlicheres Bild der Verwüstung, die der Krieg mit sich bringt, ausmalen. In den Kämpfen des 18. August war von dem Dorfe wirklich fast kein Stein auf dem andern geblieben. Das ganze Dorf war ein wüster Trümmerhaufen, aus dem die Einwohner mit nur ganz seltenen Ausnahmen entwichen waren. Die wenigen nicht zerschossenen Häuser waren für Lazarete 2c. in Anspruch genommen, so daß für uns und unsere Leute nur Ruinen übrig blieben, bei denen es uns überlassen blieb, sie

so gut als möglich auszuflicken. Ich hatte verhältnismäßig noch ein sehr günstiges Los gezogen, denn mein einstöckiges Häuschen, das mich und meine ganze Kompanie beherbergen mußte, hatte wenigstens noch ganze Mauern, nur das Dach war durch eine Granate zerstört. Raum gab es zwar wenig in unserm Hüttchen, 4 Räume und 1 Boden war alles. Von diesen 4 Räumen, die klein genug waren, lag in dem einen, der Vorderstube, ich mit meinen Offizieren, dahinter war die Küche, und dort kampierte der Wirt, Mr. Aubertin, ein Steinhauer, mit seiner jungen Frau, die ihm am Tage der Schlacht von St. Privat einen Jungen geboren hatte, weswegen er auch nicht dem Beispiele seiner Landsleute, sein Heim im Stiche zu lassen, hatte folgen können. Diesen, da der neugeborene Franzose permanent schrie, wenig beneidenswerten Aufenthalt teilten noch unsere 3 Burschen. Die andere Hälfte der Vorderfront neben unserem Zimmer nahm ein kleiner Stall ein, in dem meine Pferde standen, und dahinter quartierte in einem kleinen Hinterzimmer der Feldwebel, Kapitän d'armes und etwa 10 Mann. Die ganze übrige Kompanie mußte auf dem über das ganze Gebäude sich erstreckenden Boden ein bei dem zerschossenen Dache etwas luftiges Logis finden, besonders wenn es regnete, war es wenig gemütlich dort, da ich in diesem Falle sogar in meiner Stube an 4 Stellen Kochgeschirre unterseßen mußte, um nicht hinwegzuschwimmen. Ich wurde aber meines Quartiers wegen von den Kameraden sehr beneidet, denn — ich hatte Fensterscheiben (nur eine fehlte, und diesen Mangel hatte ich sogleich durch einen darüber geklebten doppelten Zeitungsbogen ersetzt) — ein Luxus, den man sonst in St. Privat fast nirgends antraf. Außerdem hatten wir einen Tisch und drei Stühle und sogar einen Schrank in unserm Stübchen, auch ziemlich viel Stroh zum Lager. Auch daß wir einen Wirt und eine Wirtin hatten, erwies sich den andern verlassenen Quartieren gegenüber als ein erheblicher Vorzug. Unser Mr. Aubertin fand sich mit guter Miene in sein böses Schicksal, so in seinem eigenen Hause depossediert zu werden, und erwies sich bald sehr nützlich in der Herbeischaffung von allerhand Lebensbedürfnissen, natürlich zu sehr guten Preisen, bei denen auch er seine Rechnung fand, und als ich ihm später auf seinen

sehr bescheidenen und sehr verlegenen Vortrag, in dem er mir erklärte, es sei „trop gênant“ in einem Zimmer mit seiner Frau und dem Neugeborenen in Gesellschaft von 3 Burschen zu schlafen, darin hilfreich war, daß ich die 3 Burschen für die Nacht ausquartierte, kannte seine Gefälligkeit keine Grenze; auch seine Frau leistete oft willkommenen Beistand bei der Herstellung unseres bescheidenen Mahles.

Das Entsetzlichste an St. Privat war aber der Verwesungsdunst, der über dem ganzen Orte schwebte. Wir lagerten auf einem Leichenfeld, und wenn man auch nach den Kämpfen des August alle mögliche Sorgfalt darauf verwandt hatte, die Massen der Toten und der Pferdekadaver zu beerdigen, so hatte das doch nur ungenügend tief bewirkt werden können, zudem hatten die nachfolgenden Regengüsse an vielen Stellen die schwache Decke sehr geschwächt. Man atmete daher eine wahre Pestluft ein, dazu bei dem beschränkten Raume diese Ueberzahl von Menschen auf einander gepfercht, fürwahr es gehörte die kernige Natur unserer Brandenburger dazu, um das auf die Dauer ertragen zu können. Freilich wer einmal krank war, der konnte auf Genesung nicht rechnen, aber unsere Leute schleppten sich so lange als möglich fort, um nur dem Lazaret von St. Privat zu entgehen, das voller Ruhrkranker lag und wirklich die reine Hölle war. Manchem gelang es, andern nicht, und herzbrechend war es mitunter, die fruchtlosen Anstrengungen mitanzusehen, die Krankheit zu verheimlichen. Ein Tambour fiel mir eines Tages vor der Kompanie um, wurde hinweggetragen und verschied, noch ehe er das Lazaret erreichte. Ruhr und Typhus dezimierten die Kompanien täglich, traten aber doch nicht eigentlich epidemisch auf.

Das war unser Aufenthalt, wo wir die 4 Tage der Ruhe im Vorpostenleben verbringen sollten — sehr bald kamen wir dahin, uns zu wünschen, stets in der 1ten Linie in Saulny stehen zu dürfen, denn dort in dem schönen Gebirgsthale, in dem saubern Dorfe zwischen Obst- und Weingärten, wehte frische und gesunde Luft.

Hinter unserem Häuschen lag ein kleiner Garten, dahinter dann freies Feld. Im Garten wurden, nach Beseitigung grenzenloser Unsauberkeit, die Kochlöcher angelegt, weiter dahinter dann

andere notwendige Einrichtungen und sofort ein Wachtdienst organisiert zur Aufrechthaltung der Ordnung und Reinlichkeit.

Meine Leute arrangierten sich schnell genug, im Felde gebraucht ja der Soldat so wenig Platz und Komfort, wenn er nur einigermaßen trocken liegt und Ruhe hat. Aber auch diese sollte uns sehr sparsam zugemessen werden. Schon am nächsten Tage scheuchte uns heftiger Kanonendonner auf. Bazaine machte einen Ausfall, wie sich später herausstellte, gegen Mercy le haut, also uns gerade entgegengesetzt. Für uns resultierte daraus, daß wir alarmiert wurden und mehrere Stunden bei Ferme Marengo, Quartier des Divisions- und Brigadestabes, unter dem Gewehr standen. Am nächsten Tage, dem 23., dasselbe Vergnügen, dazu kamen erhöhte Vorsichtsmaßregeln, da sich im Rücken der Truppen Franktireurs gezeigt hatten. Eine Kompanie hatte immer Piquet und mußte Tag und Nacht Patrouillen in die Umgegend schicken.

Das Unwohlsein, das mich in Saulny befallen hatte, war inzwischen immer schlimmer geworden und nahm einen recht bösartigen Charakter an, besonders plagte mich hochgradiges Fieber mit quälendem Kopfschmerz, dazu konnte ich gar nichts genießen. Am 25. sollten wir nun wieder auf Vorposten rücken, und dahin wollte mich mein Bataillonskommandeur in diesem Zustande durchaus nicht mitnehmen. Er dekretierte mir daher zu, mich krank zu melden und mich in St. Privat nach Möglichkeit zu pflegen. Es blieb mir auch nichts weiter übrig, denn die Kräfte wollten schlechterdings nicht weiter reichen. Da unsere Quartiere während unseres Vorpostendienstes vom 52sten Regiment belegt wurden, quartierte ich zum Zahlmeister und legte mich dort aufs Stroh. Ich wurde immer kränker und setzte meinen treuen Burschen, Schneider, dadurch, daß sich Fieberphantasien einzustellen begannen, so in Schrecken, daß er mir außer unserm Stabsarzt noch einen Arzt aus dem Lazarete holte, die mich dann beide durchaus nach Nancy oder wenigstens Pont-à-Mousson schaffen wollten. Sie stellten mir, wenn ich in der Moderluft von St. Privat verbliebe, entschieden den Typhus in Aussicht, zu dem alle Anzeichen bei mir vorhanden wären. Ich konnte mich jedoch nicht entschließen, das Regiment zu verlassen und baute auf meine robuste Natur; wie sich's

auswies, auch nicht mit Unrecht. Ich kurierte mich durch energisches Hungern und war, als das Regiment am 29. wieder nach St. Privat zurückkehrte, doch wieder im stande, meine Kompanie übernehmen zu können, freilich in sehr schwächlichen Zuständen, denn eine 10tägige Hungerkur, bei der ich beim heftigsten Fieber nur von ein wenig Wassersuppe gelebt hatte, bringt schließlich selbst den kräftigsten Körper herunter. In diesen sehr netten 4 Tagen hatte mich ein wirklich fabelhaftes Mißgeschick auch noch um eine große Freude gebracht.

Mein einziger Bruder, ein hoher Beamter in Berlin, hatte sich als Delegierter des Zentral-Vereins vom roten Kreuz mit einem Transport Liebesgaben zu den Truppen vor Metz schicken lassen, in der Hoffnung, mich dabei sehen zu können. Nach vielerlei Irrfahrten und Beschwerden war er endlich bis nach St. Privat gedrungen. Hier fand er vom Regiment nur einen Unteroffizier, den Brigadeschreiber, der ihm mitteilte, daß das Regiment, und also jedenfalls auch ich, in Saulny auf Vorposten wären. In die erste Linie der Vorposten zu dringen, war für einen Zivilisten natürlich unmöglich, und mein armer Bruder mußte, natürlich sehr unglücklich mich nicht gesehen zu haben, die Rückfahrt antreten, nicht ahnend, daß ich nur durch wenige Häuser von ihm getrennt, in demselben Orte war. Als Zeichen seiner Anwesenheit ließ er mir wollene Decken, Unterkleider, Rum und Zigarren zurück, für mich, resp. meine Leute sehr wertvolle Sachen. Die Zigarren freilich waren auch Liebeszigarren wie die andern, die wir bekamen, und also nicht zu rauchen, was man aber füglich meinem Bruder als Nichtraucher nicht übel nehmen konnte. Ich glaube, das Nichtswürdigste von Zigarren, was die Welt je gesehen, ging damals an die Truppen. Die Vereine, sowohl wie die Intendantur wurden von den Lieferanten auf die schamloseste Weise betrogen. Vor den sogenannten Liebeszigarren ergriff alles die Flucht, selbst unsere Grenadiere verweigerten standhaft sie zu rauchen. Es war in der That ein infernalisches Kraut! Glücklicherweise schafften alle meine Verwandten durch die schönen Feldpostbriefe, die, in Pappkartons Zigarren und sogar in Blechhülsen Kognak ꝛc. enthalten konnten, diesem dringendsten aller Bedürfnisse Abhilfe, sonst hätte es um das Labsal des Rauchens übel ausgesehen.

Das Regiment hatte auf Vorposten 4 recht unruhige Tage resp. Nächte verlebt, da die Franzosen sehr unternehmungslustig gewesen waren. Eine Unteroffizierwache meiner Kompanie, die weit vorgeschoben in la Grande Tuillerie lag, war am Abend des 27. überlegen angegriffen und dabei ein Gefreiter schwer verwundet worden. Sie hatte jedoch durch gut gezieltes Feuer den Angreifer mit einem Verlust von 3 Toten vertrieben. Am 27. und 28. hatte der Feind starke Kräfte nach Ladonchamps resp. Woippy entwickelt, und hatten die Truppen daher permanent gefechtsbereit in den Schützengräben stehen müssen. Zum Abschiede hatte bei der Ablösung dem Regiment Plappeville sogar noch einige Granaten geschickt, die es gerade im Kolonnenwege trafen, aber nur wenig Schaden anrichteten. Nur 2 Leute der 6ten Kompanie wurden verwundet, und der Doktor unseres II. Bataillons war dabei vom Pferde gefallen, ohne sich übrigens andern Schaden als durch einen deutlichen Abdruck auf dem weichen Lehmboden seinen Sachen zu thun.

Am 29. traf auch wieder ein Ersatztransport ein, von dem ich 39 Mann erhielt. Meine Freude darüber war ziemlich mäßig, denn es waren fast lauter nur sehr notdürftig ausexerzierte Ersatzreserven, teilweise recht fragwürdige Gestalten, die durch sehr eifriges Exerzieren erst zu Soldaten gemacht werden mußten. Die es aushielten, wurden mit der Zeit doch brauchbar, freilich ein großer Teil fiel, weil zu schwach, bald ab und ging wieder nach Hause. Am folgenden Sonntag war Feldgottesdienst, wozu Bazaine mit schweren Geschützen die Orgel spielte. Wir hörten nur die Musik ohne die Wirkung zu empfinden.

Es gingen allerlei Gerüchte herum, das III. Korps sollte nach Paris marschieren, statt dessen rückten wir aber am 3. Oktober wieder nach Saulny auf Vorposten. Ich bezog nicht wieder meine luftige Feldwache vom vorigen Male, sondern eine Stellung rechts davon in der Dorflisière, wo ich ein Haus für mich und auch Unterkommen für meine Leute hatte, soweit sie nicht Posten standen. Der Hof vor dem Hause, dessen Abschluß nach vorn, eine massive Mauer, zu besetzen war, wurde von Plappeville aus vollständig eingesehen, und machte mich

der Kamerad vom 52sten Regiment, den ich ablöste, gleich darauf aufmerksam, daß man dort sofort mit Granaten sehr freigebig sei, sowie ein paar Helmspitzen zusammenständen. Die Leute mußten daher zum Postenstehen an der Mauer stets die Mützen aufsetzen, überhaupt durfte sich niemand mit Helm dort sehen lassen. Abgesehen von dieser etwas kitzlichen Eigenschaft, war es ein ganz reizendes Plätzchen. Hinter dem Hause hatte ich einen sehr hübschen Garten, auf dessen Terrasse es sich bei dem herrlichen herbstlichen Wetter prächtig saß. Am Nachmittage kam der Major v. B. und noch mehrere andere Kameraden zu mir, wir erquickten uns an wundervollen Weintrauben, die es dort in Hülle und Fülle gab, und die beiläufig meinen Magen wieder vollständig kurierten, und thaten überhaupt als wenn wir zu Hause wären. Eigentlich waren wir ja auch vollständig in unserer eigenen Häuslichkeit, denn wie überall hatte auch hier der Besitzer vorgezogen, seine Villa ihrem Schicksale zu überlassen. Da sahen wir plötzlich von Plappeville ein bekanntes graues Wölkchen aufsteigen und hörten gleich darauf das eigentümlich schütternde Geräusch einer über uns hinwegfliegenden schweren Granate, der in kurzen Pausen noch 5 andere folgten. Gott weiß auf wen sie gemünzt waren. Solche kleine Vorkommnisse trugen dazu bei einem gegenwärtig zu halten, daß Krieg war.

Die Nacht verging ganz ruhig, es war sogar unheimlich still, selbst das gewöhnliche Geknatter des Patrouillengeplänkels fehlte. Von 3 Uhr früh bis 7 lagen wir wieder in den Schützengräben. Bei Tagesgrauen fiel plötzlich ein dichter Nebel ein, und ich bekam den Befehl, durch eine starke Offizierspatrouille das Bois de Woippy rekognoszieren zu lassen. Leutnant v. N. ging mit dem Schützenzuge vor und blieb solange, daß ich schon glaubte, die ganze Gesellschaft sei im Nebel gefangen worden. Er hatte sich durch das ganze Gehölz hindurch geschlichen und sich an der jenseitigen Lisière auf die Lauer gelegt, ohne indessen etwas besonderes wahrzunehmen. Am 4. blieb ich in derselben Stellung und tauschte am 5. mit Freund v. W., der 3ten Kompanie, und bezog ein Gehöft im Dorfe, in dem der Bataillonsstab lag.

Von früh 3 Uhr hatte ich einen Abschnitt in der Ver-

teidigungsstellung, die Barrikade an der Straße nach Metz zu besetzen. Es wurde in den Nächten schon bitter kalt, besonders gegen Morgen, die Tage waren sonnig und schön. Am Abend vorher hatte Plappeville dem Kommandeur unseres II. Bataillons und seinem Stabe einen Schreck eingejagt. Es war streng verboten, des Abends in der nach dem Feinde zu liegende Seite des Dorfes Licht zu zeigen oder im Freien Feuer anzubrennen. Die Ordonnanzen des II. Bataillons hatten sich jedoch in ihrer Weisheit an diesem Befehl nicht gekehrt und in dichter Nähe des Hauses an einem mächtigen, weitleuchtenden Feuer sich ihre Abendmahlzeit zubereitet. Dies war den Herren auf Plappeville zu verlockend gewesen, und sie hatten diese Unvorsichtigkeit mit einer Granate geahndet, die mit großer Präzision in unmittelbarer Nähe des Feuers in die Erde schlug und krepierte, aber ohne jemand zu verwunden. Der ganze Stab war dadurch etwas nervös geworden, am meisten aber der Doktor, derselbe, dem schon am 29. ein Gruß von Plappeville vom Pferde geholfen hatte. Als ich noch vor Morgengrauen an meiner Barrikade fror, sah ich auf der Chaussee eine dunkle, in eine Decke gewickelte Gestalt promenieren, die sich auf Anrufen als besagter Doktor zu erkennen gab. Als ich mein Erstaunen über den frühen Spaziergang äußerte, antwortete er sehr deprimiert, er könne nicht schlafen und wolle sich Bewegung machen. Im Laufe des Gespräches entpuppte sich jedoch der wahre Grund. Der Schreck vom vorigen Abend wirkte noch nach; er glaubte sicher, Plappeville würde bei Tagesanbruch die Kanonade vom gestrigen Abend fortsetzen und das Stabsquartier in den Grund schießen. Da hatte er für besser gehalten, sich rechtzeitig zu salvieren. Ich war boshaft genug, ihn in seiner Ansicht zu bestärken und seine Nervosität dadurch erheblich zu vermehren.

Am 6. mittags rückte ich in die Stellung der 2. Kompanie und hatte eine starke Feldwache von 85 Mann an einem Verhau in erster Linie, das Soutien in Baracken dahinter. Die Nacht verging ruhig. Ich selbst war fast während der ganzen Nacht, die hell und kalt war, vorn bei der Feldwache und den Posten gewesen, aber keine Patrouille war auf den Feind gestoßen mit Ausnahme einer, die im Morgengrauen bei dem

stark eintretenden Nebel plötzlich Feuer bekommen hatte. Aus der Baracke hatte mich bald das melodische Schnarchen der Grenadiere vertrieben, nachdem ich vorher noch herzlich über ein zufällig belauschtes Gespräch gelacht hatte. Eine sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit in Saulny war ein Esel, der am Tage meistens frei promenierte und des Nachts mit großer Ausdauer, wahrscheinlich weil er dann angebunden war, seine Trompetenstimme ertönen ließ. So auch in dieser Nacht. Da höre ich neben mir einen meiner Leute: Du, Fritz, wach auf. Ein Schnarcher wird mühsam ermuntert: Na, was gibt's denn, laß mich doch in Ruhe. Darauf der andere: „Hörst Du nicht, wie Dich dein Bruder ruft?" Einige unverständliche, wenig höfliche Redensarten, Gelächter, dann wieder Schnarchkonzert.

Gegen Mittag, als wir die Ablösung der 52er erwarteten, erschien eine Patrouille meiner Feldwache mit der Meldung, daß sich vor unserer Front starke feindliche Kolonnen Infanterie und Kavallerie nebst 12 Geschützen zeigten. Ich ging sofort mit der Kompanie in die Gefechtsstellung, sandte Patrouillen zur Beobachtung vor und schickte eine Meldung an den Bataillonskommandeur. Die andern Feldwachen thaten desgleichen und bald ging zwischen den Patrouillen und den Seitendeckungen des Feindes ein recht lustiges Geknalle los. Wir erwarteten nun jeden Augenblick den Angriff und wunderten uns, daß Plappeville nichts von sich hören ließ. Es zeigte sich jedoch, daß ein Angriff gegen unsere Stellung nicht beabsichtigt war. Die feindlichen Kolonnen marschierten in der Richtung von rechts nach links an uns vorüber und richteten ihren Angriff gegen die Division Kummer, die in der Vorpostenlinie neben der links von uns befindlichen 9ten Brigade stand. Um jedoch die Besatzung von Saulny zu beschäftigen, entwickelte der Feind mehrere Kompanien, besonders gegen die Stellung des 2ten Bataillons an der Barrikade und bei la Grand Tuillerie, die bis auf 200 Schritt an die Schützengräben heranprallten, aber durch gut gezieltes Feuer abgewiesen wurden. Auch gegen meine lustige Feldwache vom ersten Male wurde ein vergeblicher Anlauf gerichtet. Heftiger wurde das Gefecht auf unserem linken Flügel bei der 9ten Brigade. Hier ging das Leibregiment aus der Defensive zum Angriff vor und entriß dem Feinde

das Bois de Woippy, leider mit ziemlich starken Verlusten, besonders an Offizieren. Nachdem wir noch bis gegen 3 Uhr in Gemeinschaft mit den inzwischen eingetroffenen 52ern in unseren Positionen gestanden hatten, verstummte das Gefecht vor unserer Front, und wir erhielten den Befehl, nach dem Replis der Vorposten zurückzugehen und dort als Reserve zu verbleiben. Hier standen wir nun, nachdem auch der Abmarsch über die vom Feinde eingesehenen Stellen glücklich bewerkstelligt war, im Verein mit dem III. Jägerbataillon und erwarteten jeden Augenblick wieder zum Gefecht vorgezogen zu werden, da in der Richtung auf Bellevue und Ladonchamps bis zur vollständigen Finsternis das Geschütz- und Gewehrfeuer in ununterbrochener Stärke ertönte. Statt dessen traf um 9 Uhr der Befehl ein, nach St. Privat zurückzumarschieren, der Feind war vom X. Korps, Regimenter 16 und 57, zurückgeworfen worden.

Auf lange Ruhe wurde uns allerdings gleich keine Hoffnung gemacht, denn Gefangene hatten ausgesagt, daß Bazaine für den nächsten Morgen einen Ausfall mit allen Kräften vorbereite. Die Gefangenen waren übrigens meistens schwer betrunken, sie gaben an, es wären starke Rationen Kognak vor dem Ausrücken verteilt worden, jedenfalls sollte auf diese Weise der Mut zum Vorgehen belebt werden. Aus ihren teilweise sich sehr widersprechenden Angaben ging jedoch mit Sicherheit hervor, daß der Lebensmittelvorrat anfing, knapp zu werden. Am 8. früh 1/4 4 Uhr weckte uns der Alarm, und es hieß, ungefrühstückt und ungewaschen zu Pferde steigen. Das schöne Wetter der letzten Tage war vorbei, und unendlicher Regen strömte hernieder, dazu ging ein schneidend kalter Wind durch alle Gebeine. Wir rückten bis Ferme Marengo, dem Quartier des Korps- und Divisionskommandeurs, und warteten dort auf weitere Befehle, mit hungrigem Magen, in strömendem Regen keine schöne Situation! Aber der liebe Gott verläßt bekanntlich keinen Deutschen. Ferme Marengo war Poststation, es wurde natürlich nach Briefen gefragt und siehe da, ich hatte deren zwei von meiner Frau, einer mit englischen Cakes und einer mit Zigarren beschwert. Beides kam wunderbar passend, denn neben dem Mangel an etwas Eßbarem machte

sich auch der absolute Mangel an etwas Rauchbarem sehr fühlbar. Um 8 Uhr wurde befohlen, daß die Mannschaften Kaffee kochen und dann später, daß sie vollständig abkochen sollten. Es war das freilich leichter gesagt wie gethan, denn obwohl es Holz genug in dem vorliegenden Walde gab, so war das so von dem Regen durchnäßt, daß es ein Kunststück war, damit Feuer zu bekommen, während es unter strömendem Regen aus allen Ecken stürmte. Als das Werk endlich gelungen war, blies der Wind das Feuer stets von den Kochgeschirren hinweg, so daß nach 3stündiger Arbeit noch kein Bissen Fleisch zu genießen war. Dabei waren unsere Grenadiere aber heiter und vergnügt, wie ihnen überhaupt in den ungemütlichsten Situationen der Humor nie ausging. Nachdem wir so, mit steigender Durchnässung, bis gegen 1 Uhr auf einen Ausfall des Herrn Bazaine vergeblich gewartet hatten, kam der Befehl zum Einrücken, und gegen 2 Uhr saßen wir wieder im Trocknen mit der gegründeten Hoffnung auf eine ruhige Nacht, da die Franzosen erfahrungsmäßig bei solchem Wetter keine Lust zu Unternehmungen verspürten. Man konnte also mit Ruhe die Sachen trocknen und zum erstenmale seit 5 Tagen die Stiefel ausziehen.

Das schauderhafte Wetter hielt mit großer Energie während der nächsten Tage an, man mochte keinen Hund vor die Thür jagen und der schöne Lehmboden verwandelte sich bald in grundlosen Sumpf. Unser zerschossenes Dach zeigte jetzt alle seine Tücken und setzte uns bald hier bald dort unter Wasser. Dazu herrschte in unserem Salon ein angenehmes Halbdunkel, da wir immer die eine Hälfte des Fensterladens schließen mußten, damit uns der Regen nicht die zugeklebte Scheibe hinwegwusch. Alles das durfte uns aber die gute Laune nicht rauben. Je schlechter das Wetter war, desto mehr suchten wir es uns in unsern Quartieren behaglich zu machen, freilich bei unseren Mitteln mit zweifelhaftem Erfolge. Bei uns gab es weder einen Kamin noch viel weniger einen Ofen, und wer sich bei der Kälte erwärmen wollte, war auf die Küche angewiesen, das Reich unseres v. N., der sich unsterbliche Verdienste dadurch erwarb, daß er mit großer Kunst aus dem täglichen Rindfleisch immer neue kulinarische Genüsse zu bereiten wußte. Wenn

uns der Schmutz bald zu den hohen Stiefeln hineinlief, tröfteten wir uns damit, daß es den Franzosen in ihrem tief liegenden Lager bei Metz und in ihren kurzen Gamaschen noch viel schlechter ergehen müsse. Wieder richtiges Gamaschenwetter heute, war der tägliche Morgengruß zwischen mir und dem Regimentskommandeur, wenn er mit möglichst griesgrämiger Miene des Morgens zu seinem dem meinigen gerade gegenüberliegenden Fenster herausschaute. Es gefiel ihm gar nicht in St. Privat, und seine an und für sich schon nicht sehr liebenswürdige Laune verschlechterte sich von Tag zu Tag, so daß man froh war, wenn man ihn möglichst selten zu sehen bekam. Ich vertrug mich mit ihm verhältnismäßig noch am besten, woran wohl unsere frühere Bekanntschaft schuld war.

Am 11. zogen wir wieder auf Vorposten bei dichtem Nebel und nasser Kälte. Wir kamen zusammen mit der 2ten Kompanie auf Replis an der vor St. Privat nach Saulny führenden Chaussee auf einem von dichtem Wald umgebenen Plateau, an der Stelle von wo aus der Kolonnenweg nach Saulny führte. Verfolgte man die Chaussee noch eine kleine Strecke (aber einzeln, wenn man nicht mit Granaten begrüßt sein wollte), so bot sich dem Auge eine entzückende Aussicht über das ganze Moselthal. Auf eine Meile Entfernung sah man vor sich das Lager der Franzosen, Metz mit dem Kranze seiner Forts, überragt von der prächtigen Kathedrale. Unsere Vorgänger auf diesem Posten hatten zum Schutze gegen die Witterung Baracken gebaut, die freilich bei den beschränkten Mitteln etwas klein hatten ausfallen müssen, aber doch Lagerstätten boten. Die für uns sechs Offiziere bestimmte war ungefähr $1^{3}/_{4}$ Meter an der Eingangsseite hoch und $1^{1}/_{2}$ Meter breit, schräg zur Erde verlaufend. An der Thür trug sie ein Brett mit der sehr passenden Inschrift „Nasses Replis“ und als Wahrzeichen eine leere Champagnerflasche mit daran befestigtem Kork, um zu zeigen, daß wirklich einmal Champagner darin gewesen war. Ihr Inneres schmückten sehr geschmackvolle Neuruppiner Bilderbogen. Als Möblement diente ein Tisch und zwei Stühle, die völlig ausreichend waren, denn mehr wie zwei Personen konnten überhaupt nicht sitzen oder stehen, die übrigen mußten liegen. Bald sollten wir sehen, daß unser

Tusculum den Namen „Nasses Replis“ mit vollem Rechte trug. Schon in der ersten Nacht entwickelte sich aus dem Nebel der alte bekannte Regen, zuerst leise dann aber immer intensiver, und zwar um für die 4 Tage nur auf halbe Stunden auszusetzen. Die Dächer wurden bald undicht und man saß oder lag in den Baracken, wie unter der Dachtraufe. Für uns war das noch zu ertragen, denn wenn es einem auf den Kopf regnete, zog man den Regenmantel darüber, aber meine armen Grenadiere weichten bald total durch. Dazu eine schneidende Kälte und heftiger Sturm, daß wir oft dachten, die Dächer flögen davon. Wir hatten nur eine Lagerwache mit einem Doppelposten und einem Beobachtungstrupp unter einem Fähnrich im Walde auf der Höhe bei Plenois, von wo aus man das französische Lager übersehen konnte. Während der Nacht ging die Hälfte unserer Mannschaft zur Schanzarbeit, um Schützengräben auszuheben u. s. w., bis Tagesanbruch. Am 12. früh hatte sich die Kolonne aber etwas zu lange aufgehalten, es wurde bedenklich hell bei ihrem Rückmarsch, und infolge dessen begrüßte uns Plappeville mit einigen Granaten. Ein solcher Zuckerhut flog fast in unsere Lagerwache und krepierte dicht bei dem Doppelposten, aber ohne Schaden zu thun. Einer seiner Splitter ziert gegenwärtig meinen Schreibtisch als Briefbeschwerer mit der Inschrift „Liebesgabe vom Fort Plappeville“.

Unser Fähnrich hatte mir am Morgen die Meldung gemacht, er habe auf seinem Posten in der Nacht wilde Schweine gespürt, worauf ich als eifriger Jäger natürlich sofort reagierte und mich des morgens und abends auf den Anstand stellte, leider aber vergeblich, wahrscheinlich war selbst den Schweinen das Wetter zu schlecht.

Was unsere armen Leute bei der 4tägigen Wetterunbill auszuhalten hatten, ist nicht zu beschreiben, selbst das Abkochen war nur unter großen Schwierigkeiten zu bewerkstelligen. Auch mit unserer Verpflegung sah es natürlich ebenso trübselig aus, da alle Vorräte aufgezehrt waren, selbst der Tröster für manches Ungemach, der Kognak, fehlte gänzlich. Die unglücklichen Pferde standen fast unter freiem Himmel, in tiefem Schmutz, ohne Streu, mein armer Rappe, ein sehr edles ostpreußisches Pferd,

dazu mit einer rheumatischen Anschwellung des einen Hinterfußes. So wurden uns die 4 Tage zur Ewigkeit und alles atmete auf, als wir am 15. mittags durch das 52ste Regiment abgelöst wurden und nach St. Privat ins Trockene rücken konnten.

Das Eintreffen eines Transports von in Frankfurt a. O. und Umgegend für die 5te Division gesammelter Liebesgaben, von denen auf unser Teil mehrere Flaschen Punschessenz, Portwein u. s. w. fielen, erhöhten die gute Stimmung beträchtlich. Am Abend wurde ein feierlicher Punsch gebraut, der uns allen sehr gut mundete und auf den sich's prächtig schlief. Ich glaube allerdings, zum guten Schlafen hätte es keines Punsches bedurft.

Lange durften wir uns so nicht der Ruhe hingeben, denn Ueberläufer hatten wieder einmal von einem beabsichtigten Ausfall erzählt, infolge dessen von Tagesanbruch an Gefechtsbereitschaft befohlen war. Die Anzeichen, daß es mit der Widerstandsfähigkeit des Feindes zu Ende gehe, mehrten sich von Tag zu Tag. Während man früher auf Vorposten immer nur einzelne Gefangene gemacht hatte, konnten sich dieselben jetzt der Ueberläufer kaum erwehren. Die Kartoffelfelder zwischen Saulny und Lorry devant Metz waren ihr sehnlichstes Ziel. Trotz des Feuers unserer Posten und Patrouillen trieb sie der Hunger zu immer wiederholten Versuchen, ein paar Kartoffeln zu holen. Wie mancher hat seinen Kartoffelappetit mit dem Leben bezahlen müssen. Die Gefangenen erzählten haarsträubende Dinge von dem Elend um und in Metz. Nach ihren Aussagen wurden die Portionen, die ausschließlich aus Pferdefleisch, Brot, Rum und Wein und ein wenig Kaffee bestanden, täglich kleiner. Die Mehrzahl der Kavallerie- und Artilleriepferde war bereits aufgezehrt, und der Rest befand sich wegen Futtermangel in entkräftetem Zustande. Für die Wahrheit des letzteren sprach der Zustand der von unsern Patrouillen oftmals aufgefangenen Pferde, dieselben hatten alle vollständig kahle Schwänze, jedenfalls hatten sie sich untereinander vor Hunger die Haare abgefressen. Dazu sollten Ruhr und Typhus immer mehr überhandnehmen und die Zustände in den Lazareten aller Beschreibung spotten. Aber auch die Lage der Zernierungs-

armee war jetzt keineswegs erquicklich. Durch das anhaltend schlechte Wetter mehrte sich die Zahl der Ruhrkranken immer mehr, die Lazarete füllten sich und die Reihen der Kompanien zeigten immer mehr Lücken.

Am 17. wurde den Truppen ein Armeebefehl des Prinzen bekannt gemacht, der aussprach, daß nach allen Nachrichten die Hungersnot in Metz derart überhandnehme, daß sich die Besatzung wohl nur noch einige Tage halten könne. Da anzunehmen sei, daß Bazaine noch einen letzten verzweifelten Ausfallversuch machen würde, wurde befohlen, daß die erste Vorpostenlinie sich im Falle eines überlegenen Angriffes auf die 2te zurückzuziehen habe, diese aber bis auf den letzten Mann zu halten sei. Infolge dessen wurde auch St. Privat zur zähesten Verteidigung eingerichtet. In die Ruinen der Lisière wurden Schießscharten eingehauen, Mauern zur Kommunikation niedergelegt, andere zur Deckung erhöht u. s. w. Jede Kompanie erhielt einen Abschnitt mit dem Auftrage, denselben bei Alarm sofort zu besetzen. Von früh 1/2 6 Uhr ab war Gefechtsbereitschaft angeordnet, die Leute mußten Kaffee getrunken, Mäntel gerollt, und Lederzeug umgehängt haben.

Am 19. rückten nur unser II. und Füsilierbataillon nach Saulny, wir dagegen nach dem 1/2 Stunde von St. Privat rückwärts gelegenen Dorf Roncourt und setzten dort unser gewöhnliches Leben fort. Die Gerüchte von der Uebergabe schwiegen wieder etwas, und infolge dessen wurde es auch bei uns ruhiger. Man suchte sich die Zeit nach Kräften mit Exerzieren, Sachennachsehen, vulgo Lumpenparade, zu vertreiben, leider machte es aber das mit geringen Pausen anhaltende Regenwetter meistenteils unmöglich, das Haus zu verlassen. Die Quartierverhältnisse waren übrigens in Roncourt besser wie in St. Privat, wir waren wenigstens im glücklichen Besitze eines Ofens, ein sehr ersehntes Möbel bei der herrschenden Kälte. Das merkwürdigste an Roncourt war der dort aufbewahrte Schatz des III. Korps, eine wohl viel über 1000 Stück zählende Hammelheerde, die täglich unter der Oberleitung eines echten Lüneburgerheide-Schäfers zur Weide ausgetrieben wurde. Der alte Graubart war eine Gestalt, wie aus Walter Scott's Romanen, wie er alle Tage mit der Würde eines kommandierenden Generals an

der Spitze seiner Schaar durch unser Dorf zog, begleitet von seinen wolfsähnlichen Schäferhunden und einer Sektion mit Gewehren zu seiner Bewachung. Die Abende verbrachten wir meistens in äußerst gemütlichem Beisammensein beim Major v. B.

Leider hatte das Regiment unterdessen bei den Vorposten wieder den Verlust eines durch tückischen Verrat, allerdings infolge eigener Unvorsichtigkeit, gefallenen Offiziers zu beklagen. In den letzten Tagen hatte zwischen den beiderseitigen Patrouillen eigentlich jede militärische Aktion geschwiegen und sich ein gewissermaßen friedlicher Verkehr angebahnt, der allerdings von den Franzosen teilweise mit tückischer Hinterlist gelohnt worden war, was daher zu dem strengen Verbot jeglichen Verkehrs mit dem Feinde geführt hatte. Schon am 20. hatte ein Jäger des III. Bataillons seine Vertrauensseligkeit mit dem Leben bezahlen müssen, und infolge dessen hatte unser Regimentskommandeur die strikte Befolgung des vorerwähnten Verbotes durch Regimentsbefehl nochmals in Erinnerung gebracht. Trotzdem hatten am 21. zwei Reserveoffiziere des Regiments bei einer Begehung der Posten sich mit einer Patrouille einer entgegenkommenden französischen Patrouille genähert und sich mit ihr in ein Gespräch eingelassen. Da, als nach freundlicher Verabschiedung die Patrouillen wenige Schritte auseinander waren, dreht sich einer der Franzosen um, schießt, und Leutnant Bromeis stürzt, durch den Rücken getroffen, tötlich verwundet zusammen. Natürlich wurde das Feuer erwiedert, einige fielen, die andern entkamen. Der Verwundete wurde nach St. Privat transportiert und starb dort kurz darauf. Am 24. betteten wir ihn bei St. Marie aux Chênes zu den andern.

Bei den Vorposten waren mit Ausnahme dieses Zwischenfalls die letzten Tage ziemlich ruhig verflossen. Die Not in Metz schien rapide zu steigen, die Felder waren bedeckt mit aufgelösten Scharen französischer Soldaten, die nach etwas Eßbarem suchten, und große Trupps Unbewaffneter meldeten sich als Gefangene. Es war jedoch strenger Befehl gegeben, sie nicht anzunehmen, sondern nötigenfalls mit Waffengewalt in den Hunger zurückzujagen, denn man wollte nicht die Zahl der Esser vermindern.

Am 23. mittags rückten wir wieder bei gleich schauderhaftem Wetter nach St. Privat, wo uns die nächsten Tage verschiedene, nicht gerade angenehme Abwechselungen bringen sollten. Am 24. störte unsere Nachtruhe der Befehl zur Gefechtsbereitschaft von 1/26 Uhr. Der Feind hatte den ersten Versuch gemacht, über die Kapitulation zu verhandeln und zu diesem Zwecke den General Changarnier zu dem Prinzen entsendet. Da er jedoch darauf bestand, das Schicksal der Armee von dem der Festung zu trennen, während der Prinz die gleichzeitige Kapitulation beider verlangte, so kehrte er unverrichteter Sache nach Metz zurück. Ein Durchbruchsversuch der Armee schien nun sehr natürlich, um wenigstens zu versuchen, bei einer Kapitulation dieser im freien Felde, die Festung vor dem gleichem Schicksal zu bewahren. Der Feind schien jedoch hierzu weder physische noch moralische Kraft mehr zu besitzen, am Nachmittage wurde der Alarmzustand abbestellt, da Bazaine neuerdings wieder Verhandlungen angeknüpft habe. Jedenfalls blieb das fürchterliche Wetter, von dem auch wir genug zu leiden hatten, nicht ohne Einfluß auf seine Entschließungen. Der ewige Regen und die schneidende Kälte waren selbst in unseren ofenlosen Quartieren kaum zu ertragen, wie viel mehr mochten die armen Eingeschlossenen in dem unter Wasser stehenden Lager leiden?

Am Abend des 25. wurde durch Divisionsbefehl bekannt gegeben, daß seit 6 Uhr abends die Kapitulationsverhandlungen im Gange seien. Alles atmete auf bei der Aussicht auf ein baldiges Ende der grenzenlosen Strapazen, aber leider dauerte die Freude nicht lange, noch in derselben Nacht kam die Nachricht, daß die Verhandlungen wieder abgebrochen seien, und daß für den nächsten Tag ein Kampf sicher in Aussicht stände. Infolge dessen rückten bei Tagesanbruch die Füsiliere und Artillerie von Roncourt nach St. Privat und alles stand gefechtsbereit. Um indessen die Kräfte der Truppen bei dem entsetzlichen Wetter nicht vor der Zeit über die Gebühr in Anspruch zu nehmen, wurde das Einrücken in die Quartiere befohlen ohne den Alarmzustand aufzuheben, und Artillerie und Füsiliere wurden uns als Logiergäste zugeteilt. In meinem kleinen Stübchen lagen außer uns dreien noch 3 Offiziere, so daß man sich kaum umdrehen konnte, und außerdem wollte es das Un-

glück, daß ich die Honneurs als Wirt nur unvollkommen machen konnte, denn ich lag mit einem total lahmen Fuß, unter kalten Umschlägen, auf dem Stroh. Schöne Aussichten für ein etwaiges Gefecht! Ich hatte nämlich beim Aufsitzen zu Pferde durch Abgleiten mir die linke Kniescheibe verdreht, hatte der Sache keine Bedeutung beigemessen und den Fuß nicht geschont. Am andern Morgen jedoch war derselbe bei heftigen Schmerzen stark geschwollen und ich total hilflos. Der herbeigerufene Arzt konstatierte eine Verrenkung und stellte mir einige Wochen Stillliegen in Aussicht, indessen halfen mir meine festen Sehnen ziemlich bald darüber hinweg. Nachmittags verließen uns unsere Gäste, und am andern Mittag rückte mein Bataillon wieder nach Saulny. Ich wollte durchaus dem Bataillon folgen, selbst zu Wagen, wenn ich nicht zu Pferde steigen könnte, aber man wollte mich schlechterdings nicht haben und erklärte es für Wahnsinn, wenn ich mich in meinem, zu jeder Bewegung unfähigen Zustande einem etwaigen Zusammentreffen mit den Franzosen aussetzen wollte. Notgedrungen mußte ich folgen, und da unsere Quartiere von den 52ern belegt wurden, blieb nichts übrig, als mich mit vieler Mühe auf einen Wagen packen zu lassen und zu den Füsilieren nach Roncourt zu fahren. Ich wurde sehr liebenswürdig aufgenommen, und mein freundlicher Gastgeber, Premierleutnant v. B., nebst seinen Offizieren sorgten nach Kräften für Unterhaltung und ein gutes Lager für meinen Fuß.

Am Nachmittage schwirrten Gerüchte durch die Luft, Metz sei über; niemand will es glauben, trotz aller Sehnsucht nach dem Ende. Um die quälende Ungewißheit zu beseitigen, wird endlich ein Offizier zu Pferde zum Divisionsstab nach Ferme Marengo entsandt und bald darauf kehrte er wieder mit der Bestätigung der Freudennachricht. Jubel ohne Ende! Es war aber in der That auch hohe Zeit, daß wir erlöst wurden, denn lange konnten die Truppen die unerhörten Strapazen unmöglich noch ertragen. Wir lagen auf einem Leichenfelde, wie es die Geschichte nicht weiter kennt, der Regen der letzten Wochen hatte die Erde teilweise von den Grabhügeln geschwemmt und tötliche Miasmen verpesteten die Luft. Ruhr und Typhus lichteten infolge dessen bedenklich die Reihen, die Krankenzahl war

bis auf 20 Prozent gestiegen. Dazu die unaufhörlichen Nervenaufregungen ohne die nötige Ruhe. Das alles mußte schließlich auch den kräftigsten Körper aufreiben. Daher war die unbeschreibliche Freude über das Ende des Elends wohl erklärlich. Und wie lohnte der Erfolg die Mühe! Drei Marschälle, 50 Generale, 6000 Offiziere, 175,000 Mann, 500 Feldgeschütze und 100 Mitrailleusen fielen mit der Festung in unsere Hände. Dazu ein unendliches Material an Festungsgeschützen und Armee-Ausrüstungsgegenständen.

Bei den Vorposten in Saulny hatte bereits am Abend des 27. das Zuströmen der französischen Soldaten begonnen, die flehentlich um Brot bettelten, bleiche, abgezehrte und schlecht bekleidete Gestalten. Im Morgengrauen des 28. aber bedeckten sich die Felder von den Scharen der aus Metz strömenden Besatzung, die nach etwas Eßbarem suchten. Nur mit größter Energie konnten sich die Posten ihrer erwehren. Alles irgend Entbehrliche wurde ihnen gespendet, besonders die berühmte Erbswurst, die unseren Leuten so zuwider war, daß sie dieselbe nur im höchsten Notfalle verzehrten, war das Ziel ihrer Wünsche und wurde sofort roh gegessen. Einen sehr bemerkbaren, rühmlichen Unterschied in Haltung und Benehmen zeigten die Garden, von denen sich überhaupt nur wenige einfanden. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht vom Falle von Metz in der Umgegend unter der Bevölkerung verbreitet. In Scharen strömten sowohl die Landleute nach Saulny, um nach Metz zu gelangen, wie von Metz heraus. Bei unseren Posten aber staute sich der Strom trotz flehentlicher, mit dem größten Aufwande französischer Lebendigkeit vorgetragener Bitten, bis endlich der Befehl eintraf, den freien Verkehr zu gestatten und die Barrikade und die sonstigen Hindernisse zu beseitigen.

Am 29. mittags begann der Ausmarsch der Besatzung von Metz, das III. Korps hatte das IV. (l'Admirault) in Empfang zu nehmen. Von unserem Regiment waren dabei nur die 7te und 8te Kompanie beteiligt, die im Replis bei Saulny gestanden hatten. Es soll ein ergreifender Anblick gewesen sein, die endlosen Reihen defilieren zu sehen, teils in guter, würdiger Haltung, teils lärmend und betrunken. Spät am Abend erreichten die letzten erst ihren Biwaksplatz bei Amanvillers, wo

sie von den 52ern bewacht wurden. Am 30. übernahm mein Regiment die Wache. Es war ein Wetter, als wenn Himmel und Erde zusammenstürzen wollte, der Biwaksplatz ein knietiefer Sumpf, darin im wirren Knäuel mehrere tausend Franzosen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie untereinander in bejammernswertem Zustande, halb verhungert, viele ruhrkrank in durchaus unzureichender Kleidung. Die Armen litten entsetzlich, weithin hörte man das Stöhnen und Jammern, manche saßen apathisch im Schmutze und stierten ins Leere, einige starben in der Nacht auf der Stelle. Unsere Intendantur hatte das Möglichste gethan, um Lebensmittel herbeizuschaffen, aber doch reichten dieselben für diese Menge nur knapp, dazu machte die Verteilung bei der Disziplinlosigkeit der Gefangenen viele Schwierigkeiten. Das Mitleid unserer Leute, die selbst ohne jeden Schutz und ohne jede Erquickung, bei dem furchtbaren Wetter bis auf die Haut durchnäßt, als Posten grenzenlos aushalten mußten, war rührend, die Offiziere mußten mit aller Strenge einschreiten, um sie zu verhindern, daß sie nicht ihre sämtlichen Rationen an die Gefangenen verteilten und nachher selbst hungerten. Diese Biwaksnacht gehörte nach dem Urteil aller Kameraden zu dem Schrecklichsten, was man durchleben konnte, alles pries mich glücklich, daß sie mir erspart blieb.

Ich war am 29. mit den Füsilieren nach St. Privat gerückt, wohin mein Regiment zusammengezogen wurde. Inzwischen hatte ich, auf den Säbel gestützt, wieder so notdürftig humpeln lernen, aber von biwakieren und zu Pferde steigen war natürlich noch keine Rede. Ich quartierte mich daher zu einem guten Freunde und Kameraden, Hauptmann Schr. von der 7ten Kompanie, der mir ein Bett mit vielem Stroh versprach. Was sonst noch darin war, davon hatte er mir nichts gesagt, ich sollte es aber bald erfahren. Kaum hatte ich mich hingestreckt, um mein Bein zu pflegen, dem ich wahrscheinlich etwas zu viel zugemutet hatte, und das mir infolge dessen bedeutende Schmerzen machte, als unter mir ein verdächtiges Rascheln ertönte. Es war ganz still im Zimmer, Schr. schrieb einen Brief und die Unterhaltung war verstummt, daher war das Knabbern und Rascheln um so deutlicher vernehmbar. „Schr., um Himmelswillen, was ist denn das?“ rief ich ihm

zu. „Ach, es ist weiter nichts, da unten im Bette hecken Mäuse, und wenn es still wird, fangen die an zu tanzen, poche nur an die Bettstelle, dann sind sie wieder still."

„Himmel Donnerwetter, Du bist ein schöner Kerl, mir das nicht vorher zu sagen, die laufen einem am Ende auch übers Gesicht, da will ich ja lieber biwakieren." Ich habe nämlich einen heftigen Abscheu vor allen solchen Tierchen, und schon der Gedanke an eine so nahe Nachbarschaft verursachte mir ein gelindes Gruseln.

„Ach, warum nicht gar", tönte es vom Tische aus, „wenn Du immer ordentlich pochst, kommt keine herauf."

Die Aussicht war recht erfreulich, und ich brachte thatsächlich die Nacht mit dieser angenehmen Unterhaltung zu, denn still liegen mußte ich meines Beines wegen, und ein anderes Lager war nicht vorhanden. So wie ich etwas im Einschlafen war, knabberten die Mäuse, darauf Generalmarsch an der Bettstelle und so fort bis an den Morgen.

Am 30. traf der erwartete Marschbefehl für uns ein. Es verlautete, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl in der Richtung auf Troyes vorrücken sollte, andere behaupteten, wir gingen direkt nach dem Süden, Gewisses wußte niemand. Als erstes Ziel war uns Ars sur Moselle bestimmt. Wie man später erfuhr, war bereits am 23. vom großen Hauptquartier aus, in der sicheren Erwartung der baldigen Kapitulation bestimmt worden, daß die Armee in der Richtung auf Troyes nach der mittleren Loire marschieren sollte, um die Zernierung von Paris gegen die dort in der Bildung begriffene Loire-Armee zu decken. Mich wollte man mit meinem lahmen Bein durchaus nicht mitnehmen, sondern ins Lazaret nach Nancy spedieren, wozu ich jedoch durchaus keine Lust verspürte. Ich ließ dem Regiments- und Bataillonskommandeur gegenüber meine Absichten im dunkeln und beschloß, auf eigene Verantwortung zu handeln. Als am 31. früh das Regiment nach Ars abgerückt war, setzte ich mich auf einen Bagagewagen und kutschierte dem Regimente nach. Vorher feierte ich noch ein für mich sehr vorteilhaftes Wiedersehen mit einem alten Bekannten, Major v. N., vom 52sten Regiment, der eben dazukam, wie ich mich auf dem Bagagewagen installieren wollte.

Nach froher gegenseitiger Begrüßung machte er mir nämlich den Vorschlag, eine ansehnliche Weinkiste, die er mit allerlei sehr köstlichem Inhalt vom Prinzen Friedrich Karl, mit dem er in nahen persönlichen Beziehungen stand, zum Geschenk erhalten hatte, mir, wenn ich sie fortschaffen könnte, überlassen zu wollen. Sollte uns das Geschick wieder einmal zusammenführen, ehe ich auf den Grund gekommen, so sollte ich mit ihm teilen. Natürlich ging ich mit Freuden auf diese Offerte ein, zog den Zahlmeister ins Vertrauen und verstaute die geheimnisvolle Kiste auf dem Bataillonswagen, wobei der Zahlmeister die Sorge übernahm, sie für die Folgezeit vor räuberischen Eingriffen zu schützen. Meinen guten Major v. N. traf ich erst bei le Mans wieder, und wo war da der Inhalt der Kiste, er tröstete sich aber mit der Versicherung, daß die exquisiten Getränke nur in würdige Kehlen geflossen seien, und wir uns stets sehr freundlich und dankbar des gütigen Gebers erinnert hätten.

Als ich in Ars sur Moselle eintraf, fand ich bereits den ganzen Regiments- und Bataillonsstab in einem sehr anheimelnden Café sitzen, beschäftigt, die äußere Nässe durch innere Befeuchtung zu paralysieren. Mit möglichst strammer Haltung, mein invalides Bein verdeckend, trat ich zum Regimentskommandeur heran und meldete mich gesund. Großes Erstaunen, mich, den man schon in Nancy wähnte, hier zu sehen und allgemeines Kopfschütteln. „Aber wie wollen Sie denn aufs Pferd kommen," fragte der Kommandeur. „Von der rechten Seite wie der Schinder und die Juden, Herr Oberstleutnant", antwortete ich, worauf er lachend sagte: „Na, wenn Sie einmal wollen, dann übernehmen Sie nur Ihre Kompanie wieder."

So war der erste Akt des Kriegslebens zu Ende, er hatte mit einem großartigen Effekte abgeschlossen. Froh und wohlgemut ging's dem zweiten entgegen, freilich in der sicheren Hoffnung, daß der Frieden nicht mehr lange ausbleiben könne. Wer dachte damals daran, daß die Franzosen fähig wären, jetzt, wo eine Armee von 200,000 Mann zur Verwendung im Felde frei wurde, ihren Widerstand fortzusetzen? Auf den mit so großem Pomp angekündigten suprème effort und die levée en masse hatten wir alle wenig Vertrauen. Der Erfolg hat

gelehrt, daß wir Unrecht hatten mit unserer Voraussetzung, wir sollten noch genug zu thun bekommen.

II.

Auf dem Marsche nach der Loire.

Vormarsch! Schon dies Wort allein verfehlt nie auf den Soldaten seinen Zauber auszuüben, wie viel mehr jetzt nach dem öden Einerlei mit seinen grenzenlosen Strapazen, das wir durchlebt hatten. Wie leicht kommt man auf dem Marsche über alle Widerwärtigkeiten des Lebens hinweg. Hat man heute schlechtes Wetter und einen mühseligen Marsch, oder ein schlechtes Quartier oder gar keins, stets hofft man für den nächsten Tag auf ein besseres Schicksal und läßt sich die Laune nicht verderben.

Das Wetter schien nur auf den Fall von Metz gewartet zu haben, um sich zum besseren zu wenden. Während wir auf dem Marsche nach Ars noch mit schwerem Regen zu kämpfen hatten, lachte uns am Morgen des 1. November, als wir von Ars ausrückten, ein heiterer Himmel entgegen. Ich hatte ein recht gutes Quartier gehabt, so daß ich mich, unerhörter Genuß, zum ersten Male seit sieben Wochen vollständig auskleiden und in ein frisches Bett strecken konnte. Leider mußte ich aber bald wieder heraus, denn um 6 Uhr sollte das Bataillon stehen, und ich mußte mich daher schon bald nach 5 Uhr aufs Pferd setzen, um meine Leute, die in der fremden, sehr winkligen Stadt ziemlich zerstreut lagen, zusammenzufinden. Vorher mußte auch noch das zeitraubende Wickeln meines lahmen Fußes bewirkt werden, den ich, um ihn einigermaßen gebrauchen zu können, fest in einer Binde tragen mußte. Die Nachtruhe war daher nicht lang, zumal da die Abendunterhaltung mit den Kameraden im Café nach der langen Entbehrung ziemlich weit ausgedehnt worden war. Mit vieler Mühe schwang ich mich in der dem Kommandeur angedeuteten Weise aufs Pferd und fühlte mich zuerst sehr ungemütlich, da ich mit dem steifen Beine, in dem jeder Schritt

des Pferdes einen sehr schmerzhaften Widerhall fand, gar keine Gewalt über mein Pferd hatte. Glücklicherweise war mein guter Rappe verständig, großer Überfluß an Futtermangel in der letzten Zeit hatte sein sonstiges Feuer sehr gedämpft.

So glücklich wie wir Offiziere, endlich von der Kette erlöst zu sein, waren auch unsere Leute. Frisch und froh ging's in den hellen Morgen hinein, mit Singen und Scherzen des urwüchsigen Brandenburgischen Humors, der sich die frischen Ersatzmannschaften gern zum Stichblatte wählte.

Wir hatten bis Norroy, unserm heutigen Ziele, einen langen Marsch durch reizendes Gebirgsland, das in seiner Formation sehr an den Thüringer Wald erinnerte, nur daß in diesem die Weinberge fehlen, die hier alle Hänge bedeckten. Die Einwohner, alles Winzer, waren freundlich und gefällig und hofften sehnsüchtig auf den Frieden. Das Für und Wider gab den größten Teil unserer Gespräche ab, mit Erbitterung gedachte man der Regierung in Tours, die das Land ruiniere. Diese hier vertretenen Ansichten fand ich zunächst überall. Von Patriotismus oder Opfermut war unter der Landbevölkerung nichts zu spüren, nur zahme Friedensliebe und das Bestreben, mit ihren aufgedrungenen Gästen so gut als möglich fertig zu werden. Alle Franzosen, die einfachen Bauern und Winzer eingeschlossen, zeichneten sich durch einen großen Reichtum an Umgangsformen und viele Geschicklichkeit aus, sich in die Verhältnisse zu schicken. Infolgedessen kam man leicht mit ihnen aus und konnte sich großer, oft wahrhaft rührender Dankbarkeit für versichert halten, wenn sie sahen, daß man nicht so schlimm war, wie unser geflissentlich über uns verbreiteter Ruf. Sie thaten dann gern das irgend Mögliche für die Verpflegung und nahmen es hoch auf, wenn man sich freundlich mit ihnen unterhielt. Freilich fehlte es auch nicht in den Quartieren an notwendigen Interventionen zwischen den Grenadieren und ihren Wirten. Mißverständnisse trugen meistens die Schuld an Mißhelligkeiten, wie es ja auch nicht ausbleiben konnte bei der Unmöglichkeit des gegenseitigen Verständnisses. Fast immer entstand der Streit zwischen der Frau vom Hause und ihrer Einquartierung, der Mann verhielt sich gewöhnlich passiv, über Geringfügigkeiten. Es kam

bei der charakteristischen Eigenschaft der Franzosen, der Sparsamkeit, oft Geiz, oft ein solches Verkennen der kriegerischen Notwendigkeit vor, daß sie unsern Leuten die notwendigsten Bedürfnisse, wie Stroh, Holz u. s. w., streitig machten, mitunter mit Hilfe des Besens. Daß sich dies der siegreiche und daher doppelt selbstbewußte Soldat sollte gefallen lassen, war nicht zu verlangen, und so entbrannte mitunter der Kampf. Besonders die Holzverschwendung unserer Leute bei Herrichtung ihres Essens oder dem Heizen der Kamine erregte stets das Entsetzen, „ils brûlent ma maison“ war der Jammerruf, mit dem sie oft meine Hilfe anriefen. Aber solche Vorkommnisse gehörten doch zu den Seltenheiten. Meistenteils kam man mit freundlichem Entgegenkommen mit den Leuten sehr gut aus, freilich mußte man sich auch vor französischer Unverschämtheit in acht nehmen, die oft nach vorherigem ekelhaften Kriechen hervortrat, wenn sie merkten, daß sie rücksichtsvoll behandelt wurden.

Im allgemeinen ist aber der französische Bauer ein Menschenschlag von hervorragender Tüchtigkeit und vor unsern Bauern, ja selbst vor den Bürgern kleiner Städte weit in der Kultur voraus, wenn man schon bei diesem Urteil das Bestechende des äußeren Schliffs, der allen Franzosen anhaftet, in Abrechnung bringen muß. Meistens ist ihnen ein Hang zum Komfort eigen, es herrscht ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Innern ihrer Häuser und unseren Bauernstuben. Ueberall findet man sehr gute, reinliche Betten, fast nirgends fehlen auf dem geschmackvoll verzierten marmornen Kamine die Pendule und zierliche Schaugeräte. Auch das materielle Leben weiß sich der französische Bauer bei bescheidenen Mitteln angenehm einzurichten. Das Essen, so einfach es sein mag, wird in appetitlicher Form serviert, nie fehlt nach dem Diner die Tasse Kaffee mit dem petit verre oder das Brûlot, ein in den Winzergegenden sehr beliebtes Gemisch aus Kaffee, Kognak und vielem Zucker, das angebrannt und dann löffelweise verzehrt wird. Fast jedes Dorf hat sein hübsch eingerichtetes Café mit goldumrahmten Spiegeln und Plüschsofas und wenigstens einem Billard, das die Bauern so eifrig frequentieren wie die unsrigen die Kegelbahn. Von den armen Gegenden,

wie die triste Sologne, muß man freilich absehen, dort herrscht kein Komfort, sondern nur Schmutz und abermals Schmutz. Wirklichen Luxus findet man aber überall in den Städten. Das Haus des kleinsten Bürgers hat seinen salle à manger mit hübschen Gefäßen und Bildern, und die Wohnräume sind freundlich, bequem und geschmackvoll eingerichtet, in den feineren Häusern aber herrscht wirkliche, gediegene Pracht. Der Erwerb ist die Hauptsache in ganz Frankreich, jeder arbeitet aber nur so lange, bis er genug gespart hat, um von seinen Renten leben zu können, was vielfach für unsere Begriffe viel zu früh eintritt. Dafür ist aber auch der Erwerb viel leichter wie bei uns. Dem Bauer spart das milde Klima und der ergiebige Boden die Hälfte der Arbeit, nur der Winzer muß schwer arbeiten, um zu etwas zu kommen. Jeder Franzose ist ein geborener Kaufmann, der Krämergeist steckt so in dem Volke, daß sich der anständigste Mann jedweden Standes nicht besinnt, irgend ein Stück seines Hausrats oder eine Flasche Wein zu verkaufen, wenn er es gut bezahlt bekommt.

Doch nach dieser Abschweifung nun weiter zu unserem Marsche. Am andern Morgen, nachdem ich mich sehr freundschaftlich von meinen Wirten getrennt, marschierten wir nach Mandre aux quatre tours und hatten dort am 3. Ruhetag. Es war inzwischen ziemlich kaltes Wetter geworden, was für die größte Mehrzahl meiner Leute an dem Ruhetage nicht gerade angenehm war; sie spazierten nämlich in weißen Drillichhosen herum, da der Ruhetag zur Instandsetzung der bereits sehr defekten Garderobe benutzt werden mußte.

Mit meinem Fuße ging es überraschend gut. Ich hatte am 2. zehn Stunden zu Pferde gesessen, da ich du jour hatte und nach dem Einrücken in das Quartier erst die Wachen zur Sicherung des Ortes aussetzen mußte. Dabei hatte ich lange Strecken galoppieren müssen, ohne daß mir dies größere Schmerzen verursachte. Am 4. marschierten wir weiter nach Lanneuville au Rupt, wieder ein armes Winzerdorf. Wir hatten einen ziemlich starken Marsch, passierten Commercy, ein sehr hübsches, freundliches Städtchen, und kamen erst um 5 Uhr ins Quartier, ich zu einem alten 70jährigen Ehepaar, das mich aber sehr freundlich aufnahm, und mit dem ich den ganzen

Abend am Kaminfeuer saß und schwatzte. Am andern Morgen füllte mir mein Wirt noch die Feldflasche mit selbstfabriziertem Eau de vie und versicherte einmal über das andere: „Mr., un homme comme vous sera reçu chez tout le monde comme frère“. War schon der vorige Marsch ein ziemlich starker gewesen, so stellte der heutige noch erheblich größere Anforderungen an die Kräfte der Leute, die zudem bei dem langen Liegen vor Metz des Marschierens etwas entwöhnt waren, doch wurde eine große Erleichterung dadurch gewährt, daß den Truppenteilen gestattet wurde, auf requirierten Wagen die Tornister fahren zu lassen. Wir brachen schon um 6 Uhr morgens auf und kamen erst um 1/2 7 Uhr abends in unseren Bestimmungsort Morley, zwei Meilen südlich Ligny, durch das wir hindurchmarschierten, an. Wir verfolgten fast genau die Marschrichtung der Armee von 1813, und weckten die verschiedenen Orte, die wir passierten, besonders bei v. W., der sie aus den Erzählungen seines Vaters, eines Kämpfers von 1813, kannte, manche Erinnerung.

Am nächsten Morgen marschierten wir nach Poisson. Es weckt dieser Name eine der angenehmsten Erinnerungen in mir, so daß ich, selbst auf die Gefahr hin, weitschweifig zu werden, länger bei der Erzählung des an sich sehr einfachen Erlebnisses verweilen muß. In Poisson, einem kleinen, sehr niedlichen, reinlichen Städtchen, waren wir die ersten Preußen, welche die Einwohner zu sehen bekamen. Infolgedessen wurden wir mit Furcht und Zagen empfangen, sehr angestaunt, demnächst aber überall vorzüglich aufgenommen. Schon während des ganzen Marschtages erfüllte es uns mit höchstem Staunen, daß in den Dörfern, durch die wir zogen, die Einwohner, die sich über uns wie die Kinder freuten, mit Krügen Wein an der Straße standen und unsere Leute im Vorbeimarschieren damit erquickten. Es kam das den Grenadieren natürlich sehr erwünscht, zumal es gegen Mittag verhältnismäßig sehr warm war. Meine Quartiergeber in Poisson möchte ich dem freundlichen Leser gern ganz besonders vorstellen. Mr. und Madame Thomasin, beide hübsch und frisch, Madame besonders von ganz französischem Chic, empfingen mich schon an der Thüre so liebenswürdig, daß ich mich bald ganz heimisch

fühlte. Daß ich mich mit ihnen in ihrer Sprache unterhalten konnte, machte ihnen unendliches Vergnügen. Meine beiden Offiziere lagen bei dem Vater des Mr. Th., einem alten 80jährigen Herrn, im Quartier und waren, da der alte Mann keine eigene Wirtschaft führte, bei uns zur Verpflegung attachiert. Bald saßen wir in fröhlicher Tafelrunde beisammen, der Alte hatte einige Flaschen ganz vorzüglichen Wein mitgebracht, wie ihn der Keller seines Sohnes wahrscheinlich nicht barg, und bald waren wir miteinander vertraut wie die ältesten Freunde. Man sah es den Leuten an, daß sie uns nicht mit Widerwillen als Feinde an ihrem Tische sahen, darum herrschte ungezwungene Fröhlichkeit. Besonders amüsierte ich mich über den alten Herrn, der eine wahre Begeisterung für seine junge Schwiegertochter verriet. Sie war aber auch wirklich ganz allerliebst, so einige kleine Züge machten mir unendlich viel Vergnügen. So z. B. hatten wir ein sehr feines Damastgedeck auf dem Tische, und der jungen Frau drückte es das Herz ab, daß ich das gar nicht zu bemerken schien. Endlich konnte sie sich nicht länger halten, sie erzählte mir, daß das sehr schön und selten und ein Hochzeitsgeschenk sei und nur bei ganz besonderen festlichen Gelegenheiten aufgelegt würde. Ich erkannte das gebührend an, erregte aber sehr ihre Verwunderung, als ich ihr erzählte, daß wir in Deutschland stets solche Gedecke in Gebrauch hätten. Nach meiner Ueberzeugung ist nämlich bei den Franzosen Bettuch und Tischtuch, sowie Serviette und Handtuch ganz dasselbe, alles ziemlich grobe Leinwand ohne Muster. Ich habe sie sogar im Verdacht, daß sie je nach Bedarf dieselben als eins oder das andere benutzen. Dafür spricht z. B. die Bezeichnung linge für Tischzeug und Bettzeug und der Umstand, daß sie Handtuch nicht mit dem eigentlichen Worte essuie-main, sondern serviette benennen. Wie gewöhnlich gab mein Medaillon mit den Bildern von Frau und Kind vielen Stoff zur Unterhaltung. Madame Th. interessierte sich sehr dafür und sagte einmal über das anderemal zu ihrem Manne: „Oh, c'est une grande dame, qu'elle est belle, qu'elle est belle!“ Erst gegen 11 Uhr abends trennten wir uns, ich hatte du jour und mußte noch die Wachen revidieren, und als ich nach Mitternacht davon

zurückkam, fand ich meine beiden Leutchen noch auf und mit der Präparierung eines Punsches beschäftigt, um mich nach der kalten Nachttour damit zu erquicken. Madames Aufmerksamkeit ging sogar so weit, daß ich in meinem Bette außer dem unvermeidlichen bonnet de nuit ein frisches Nachthemd vorfand, „da uns ja doch gewiß öfter die Gelegenheit fehlen würde, waschen zu lassen".

Unsere Hoffnung auf einen Ruhetag in Poisson wurde leider zu Wasser. Die Avantgarde war am Tage vorher mit Franctireurs zusammengestoßen, die Division wurde infolgedessen mehr konzentriert, und wir mußten nach St. Urbain in enge Kantonnements rücken. Von meinen freundlichen Wirten in Poisson, die mir beide noch ihre Photographien verehrten, schied ich wie von alten Freunden und kam in St. Urbain zu einem Winzer gräflichen Ursprungs ins Quartier, der sich auf das an der weißgetünchten Wand seiner Estrichstube hängende Ahnenbild in der Tracht Ludwig XIV. nicht wenig einbildete und mir viel von dem Glanze seiner Familie erzählte, die in der Revolution alles verloren hatte.

Am 8. wurde meine Kompanie nach Marbéville detachiert. Die Avantgarde hatte Chaumont besetzt gefunden, und sollten nach eingezogenen Nachrichten dort gegen 10,000 Mobilgarden stehen. Es wurde deshalb eine Verstärkung der Avantgarde um zwei Bataillone befohlen, die jedoch schon am nächsten Tage wieder zum Gros zurücktraten, da Chaumont am 9. ohne Widerstand besetzt wurde. Für uns resultierte daraus für den 9. ein Ruhetag, der letzte auf lange Zeit. In Marbéville, einem ziemlich weit von der großen Straße abliegenden Winzerdörfchen, spielten wir wieder einmal Soldatenleben im Frieden. Die gefürchteten Preußen waren den biederen Winzern etwas Neues, die ganze Gemeinde stand sehr verschüchtert auf dem Platze an der Kirche, wo ich die Quartiere verteilte, als ich ihnen aber bekannt machte, daß sie den Leuten zu essen geben müßten „et aussi à boire", antwortete mir ein ungeheures, fröhliches Gelächter mit der Versicherung, daran solle es nicht fehlen, und in der That hatte ich nachher genug zu steuern, daß sie ihnen nicht zu viel à boire gaben. Darauf zog jeder Bauer vergnügt mit seiner Einquartierung ab und

verpflegte sie aufs beste. Als ich am Nachmittage das Dorf umritt, um in der Lisiere ein Unterkommen für die Feldwache auszusuchen, erhob sich ein großer Wettstreit unter den Bewohnern, wessen Haus wohl das geeignetste sei. Schließlich faßte einer mein Pferd am Zügel, führte mich in sein Gehöft und machte so dem Streit ein Ende. Am andern Morgen erhielt ich von der Feldwache die Meldung, daß sie in dem vorliegenden Walde zwar nichts vom Feinde, aber viele Rehe gespürt habe, welche inhaltsschwere Meldung mich für den Ruhetag zu einem leider erfolglosen Pirschgange mit meinem Wirte, dem Maire und zugleich garde forestier, verführte.

Bis jetzt war das Wetter sehr schön, mittags sogar sehr warm gewesen, aber schon auf dem Marsche nach Marbéville trat rauheres Wetter ein, und auf unserem Marsche am 10. nach Lignol hatten wir richtiges norddeutsches Novemberwetter, d. h. heftigen Regen und Wind, das sich am nächsten Tage zu einem gründlichen Schneetreiben verbesserte, das während des ganzen sehr langen Marsches nach Meureville anhielt. Für unsere Leute in ihren dünnen, abgetragenen Sachen, mit vielfach defekten Stiefeln war das keine angenehme Sache, doch hielten sie sich prächtig und waren immer lustig und guter Dinge. Von den teilweise schwächeren und der Anstrengung ungewohnten Ersatzmannschaften fiel freilich trotz bestem Willen mancher ab, so auch mein letzter Einjährig-Freiwilliger, ein Student der Medizin, den ich nebst einem Philologen vor Metz mit einem Ersatztransport bekommen hatte. Beide waren voll Eifer und Patriotismus, aber auch mit ganz andern Illusionen zu uns gekommen. Den Gelehrten hatte schon die Misere vor Metz gefällt, und bald war er von seinen Kriegsthaten in ein fernes Lazaret gewandert, während ich meinen Doktor mit allen nur möglichen Erleichterungen, ich hatte ihn z. B. immer als Fourier vorausgeschickt, wobei er vielfach hatte fahren können, konserviert hatte. Nun waren aber auch seine Kräfte zu Ende, und er mußte nach rückwärts dirigiert werden.

Als wir sehr durchfroren und durchnäßt nach Meureville ankamen, fanden wir, daß das elende Winzerdörfchen bereits voll 24er steckte, und es blieb nichts übrig, wenn wir nicht biwakieren wollten, als uns dazu zu legen. In meinem Quar-

tiere fand ich deren 6, die ich sans façon, um für mich und meine beiden Offiziere Platz zu schaffen, ausquartierte. In meinem Wirte lernte ich eine neue, eigentümliche species kennen, er war es wirklich wert, daß ich ihm hier einen Denkstein setze. Er war ein hübscher, großer Mann, mit freiem, offenem Blick, natürlich auch Winzer. Als ich von dem Quartiere Besitz nahm, kam er mir mit vollendeten Formen entgegen und erzählte mir, er sei 18 Jahre Soldat, officier de genie, in Afrika gewesen, heiße Simonot du Roi und sei glücklich, einen capitaine ins Quartier zu bekommen. Er werde alles aufbieten, um uns so gut als möglich zu verpflegen. In der That gab er sich bei beschränkten Mitteln die größte Mühe, uns sein Haus angenehm zu machen, schlachtete sein letztes poulet und seine letzte Ente und brachte einen recht trinkbaren Rotwein und sehr sauberes Tischzeug zum Vorschein. Mit einer rührenden Unschuld erzählte er mir, um sich wegen des Mangels an Messern zu entschuldigen, die man übrigens bei den französischen Bauern nie bekommt, da alles mit dem Taschenmesser ißt, er habe ein sehr schönes Besteck, aber das habe er aus Vorsicht vergraben, wenn ich es jedoch wünschte, so wolle er es wieder ausgraben. Ich verzichtete natürlich unter Lachen und versicherte ihn, ich sei mit allem zufrieden. In der That waren wir auch sehr froh, aus dem schändlichen Wetter wenigstens ins Trockene gekommen zu sein, wenn auch das kaum 5 Schritt im Quadrat haltende Stübchen für uns drei nur einen sehr bescheidenen Aufenthalt darbot, zumal der Kamin mit unseren dampfenden Röcken ꝛc. besetzt war. Auf einmal verschwand Mr. Simonot und erschien nach kurzer Zeit wieder in einem frischen Hemde mit ungeheuren weißen Vatermördern, die zu seinem braunem Gesicht und der blauen Bluse ganz merkwürdig aussahen, und die er, wie er sagte, angelegt hatte, um auch seinen äußeren Menschen für solche Gäste würdig herzustellen. Der schlichte Bauer sowohl wie seine Frau bewiesen übrigens an dem Abend noch eine Politur, wie sie manche feine Dame in ähnlichem Falle wohl kaum gehabt hätte. Sie hatten zwei wirklich sehr schöne, geschliffene Gläser, Hochzeitsgeschenke, und ich mußte, trotzdem ich nicht wollte, das eine in Benutzung nehmen, das andere bekam Leutnant v. R.,

und dieser Unglücksvogel hatte die Geschicklichkeit, es zu zerbrechen und dadurch außerdem noch das schöne Tischtuch mit Rotwein zu tränken. Mir war die Sache im höchsten Grade unangenehm und als Herr Simonot wieder hereinkam, drückte ich ihm mein Bedauern über den Vorfall aus und offerierte jede Bezahlung. Er nahm aber die Sache mit Lachen auf, sagte, das wäre ganz gleich, ich könne das andere auch zerbrechen, die Ehre, mich im Quartier zu haben, entschädige ihn für alles, und wollte durchaus, trotz meines Drängens von keiner Bezahlung wissen. Seine Frau, die gleich darauf hereinkam, nahm das Unglück gleichfalls mit vollendetem Gleichmute auf und verzog keine Miene, obwohl ihr der Verlust gewiß sehr nahe ging.

Am andern Morgen hatte das Schneetreiben aufgehört und es war helles, kaltes Wetter eingetreten. Das Dorf hatte uns Vorspann zu stellen, da wir bei den anstrengenden Märschen immer wenigstens einem Teile der Leute die Tornister fahren ließen, und siehe da, mein liebenswürdiger Wirt, immer noch mit seinen großen Vatermördern angethan, war mit seiner charrette auch unter den Vorspännern. Der arme Kerl that mir von Herzen leid, denn meistenteils nahmen wir unsere Vorspänner mehrere Märsche weit mit, da nicht in jedem Dorfe die genügende Anzahl Fuhrwerke aufzutreiben waren, und wenn wir sie endlich entließen, waren sie durchaus nicht sicher, daß sie nicht von der nächsten begegnenden Truppe wieder mitgenommen wurden. Da kam es denn oft genug vor, daß die Bauern Pferd und Wagen im Stiche ließen und ausrissen, um wenigstens selbst wieder zu den Ihrigen zu kommen. Mein Mr. Simonot faßte aber die Sache von der stoischen Seite auf und bestürmte mich nicht etwa mit Bitten ihn loszulassen, sondern freute sich nur sehr über meine Begrüßung, als ich zu ihm heranritt, und die Versicherung, daß wir ihn so bald als möglich, und jedenfalls als den ersten, entlassen würden. Es gelang mir auch wirklich, ihn schon am nächsten Tage in Montaulin befreien zu können, und dort gab er mir noch einen Beweis seiner Hochherzigkeit. Als er in mein Quartier kam, um sich zu bedanken, brachte er einen alten Bauer aus seinem Dorfe mit, der gleichfalls als Vorspänner mitgenommen war

und noch weiter unser Geschick teilen sollte, und erklärte mir, es sei dies ein alter, armer Mann, der die Strapazen des Marsches nicht aushalten könne und eine ebenso alte, hilflose Frau zu Hause habe. Er selbst sei aber kräftig und gesund, und wenn es anginge, wolle er lieber bei uns bleiben, und ich sollte den alten Mann nach Hause schicken. Dieser Edelmut rührte mich so, daß ich zum Major ging, den ich schon vorher für den braven Simonot interessiert hatte, und um die Freilassung auch seines Freundes bat, die dann auch bewilligt wurde. Voller Dank und freudestrahlend zogen sie beide mit Geleitschein versehen, ab. Hoffentlich sind sie auch glücklich nach Hause gekommen.

Am 12. hatten wir nur einen kleinen Marsch bis Vendoeuvre, einer kleinen, recht hübschen Stadt, so daß wir schon gegen Mittag ins Quartier kamen. Auf dem Marsche wurde ich mit einem dritten Offizier bedacht, der sich bald als ein sehr angenehmer Zuwachs zu unserer Familie auswies. Leutnant G., Reserveoffizier, und seines Zeichens Philologe, war bei Spichern verwundet worden und kehrte nun geheilt, aber mit etwas steifem Arm zu uns zurück. Es war ein ungemein liebenswürdiger Mensch, von umfassender Bildung, dessen anregende Unterhaltung mir oft die langen Märsche und langweiligen Abende verkürzte. Dazu war er, obwohl zarten Körpers, doch ein tüchtiger Soldat, voller Leben und Feuer. Es verband uns bald ein inniges Freundschaftsverhältnis und so wie ich seiner stets in Freundschaft gedenke, so wird, glaube ich, auch er sich gern unseres Zusammenlebens erinnern. Er hat den liebgewordenen Soldatenrock nach dem Feldzuge nicht wieder ausgezogen und sich später, wie es von ihm nicht anders zu erwarten war, auf der Kriegsakademie und sonst allzeit bewährt.

Mein Quartierglück schien mir in Vendoeuvre wieder recht hold zu sein, ich, sowohl wie meine Offiziere, die mein Quartier teilten, hatten prächtig eingerichtete Zimmer, die aber bei näherem Einblick die größte Unordnung zeigten, und als ich meine Wirte zu Gesicht bekam, fuhr mir ein wahrer Schreck in die Glieder über den grenzenlosen Schmutzzustand, in dem sich sowohl Mr. wie Mdme. und die Kinder befanden. Die

ganze Familie schien durchaus nicht in die prächtigen Räume zu passen. Dazu kam noch eine lächerliche kindische Angst, die die Leute vor uns hatten. Die Frau lief sofort weinend davon, als wir ankamen, und der Mann zitterte vor Furcht am ganzen Leibe, als ich ihn anredete, und brachte kaum ein Wort hervor. Wie ich nachher von der Magd erfuhr, war das Ehepaar erst vor wenigen Tagen aus Paris hierher gekommen und hatte wahrscheinlich noch keine Zeit gefunden, sich zu waschen. Das Diner hingegen war vorzüglich, sogar der Sekt fehlte nicht, der wunderbarer Weise etwas sehr seltenes in Frankreich ist. Die Leute trinken ihren vin ordinair mit Wasser, höchstens ein kleines Glas Bordeaux, aber dafür desto mehr Kognak und Absinth. Daß wir Barbaren den Wein ohne Wasser tranken, erregte stets Erstaunen. Meinen Wirt konnte ich nur mit Mühe dazu bewegen, an unserem Mahle teilzunehmen, er saß mit Angst und Zittern wie auf Kohlen auf seinem Stuhle und verschwand sehr bald. Die Frau ließ sich überhaupt nicht blicken, sondern kampierte mit der ganzen Familie Tag und Nacht in der Küche.

Am nächsten Tage marschierten wir nach Montaulin und hatte ich statt meines prächtigen Zimmers von gestern ein armseliges Bauernhaus bei einer alten Witwe, statt des Bettes mit seidenen Vorhängen einen sehr harten Strohsack und statt des vorzüglichen Diners einen sehr zähen Haushahn, dessen Tod ich übrigens erst auf langes Zureden bei meiner alten Witwe, die auch vor Angst gleich heulte, wenn man sie ansah, erlangen konnte. Das ewige poulet in den Dörfern, wo es weiter nichts von Fleisch gab, wurde einem übrigens schließlich so zuwider, daß man schon einen Schreck bekam, wenn man so einen Wetterpropheten sah.

Ein kurzer Marsch führte uns am 14. nach Troyes. Dies sollte nach den spärlichen Nachrichten, die wir bis jetzt über unsere Bestimmung hatten einziehen können, unser Marschziel sein, nun waren wir dort und niemand wußte, was weiter für uns im Rate der Götter beschlossen war, denn bei den höheren Kommandostellen war man über die Gebühr zugeknöpft und hielt besonders alle Aeußerungen über unsere weitere Bestimmung für entbehrlich.

Troyes ist eine Stadt von 50,000 Einwohnern, teilweise prächtig gebaut mit schönen geraden Straßen und Promenaden und einer herrlichen Kathedrale, die alten Stadtteile dagegen sind über die Maßen eng und winklig. Dort haust ein schlimmes Proletariat, das auch bei unserem Einmarsch die Stadt beinahe in eine sehr üble Lage gebracht hätte. Das Arbeiterkorps hatte nämlich mit echt französischer Bramarbasserie vor unserem Einmarsch geprahlt, uns schon abhalten zu wollen, hatte die Straßen durchbrochen, Schanzen aufgeworfen u. s. w., und hatte der vernünftige Teil der Bürgerschaft, der wohl einsah, daß mit derartigen Mitteln der Invasion nicht zu begegnen sei, zum Widerstande den Arbeitermassen gegenüber aber zu schwach war, die Sache geschehen lassen müssen. Als sich aber die preußischen Truppen zeigten, hatten die Blusenmänner sich tapfer nach rückwärts konzentriert und ihre Schanzen im Stiche gelassen. Bis jetzt waren überhaupt die Bestrebungen, unsern Vormarsch zu hindern, sehr ohnmächtiger Natur gewesen. Meistenteils beschränkten sich die Hindernisse darauf, daß man die Chausseebäume gefällt und über die Straße geworfen und die Chaussee durchstochen hatte. Oft noch dazu an so ungeeigneten Stellen, daß die Kolonnen ohne Mühe ausbiegen konnten. War so ein Hindernis einmal in einem Defilé, so trieb die Avantgarde ohne weiteres die Bevölkerung des nächsten Dorfes herbei, und alles mußte auf Tod und Leben arbeiten, um möglichst schnell die Löcher wieder auszufüllen, die sie vorher mit so großer Anstrengung gegraben hatten. Zu solchen vergeblichen Arbeiten waren die Leute durch Agenten der Regierung de la défence nationale veranlaßt worden, die überall im Lande herumreisten und die levée en masse predigten. Ferner waren an den Chausseen die Nummern von den Kilometersteinen und die Wegweiser entfernt worden, ebenso bei den Dörfern die eisernen Tafeln, die sich bei jedem Eingange befinden und den Namen des Ortes und Departements und die Entfernung desselben bis zum nächsten Orte angeben. Daß wir Karten hatten und uns daher auch ohne ihre Wegweiser und Ortstafeln zurechtfinden konnten, daran war natürlich nicht gedacht worden. Jedes Dorf hatte ferner, um es zum Widerstande zu ermutigen, eine Anzahl Gewehre, alte glatte Perkussionsflinten und Faschinen-

messer erhalten. Die Bauern hatten natürlich nicht gewagt, dieselben zurückzuweisen, ebensowenig aber hatten sie auch Lust, sich durch den Besitz derselben zu kompromittieren, geschweige denn sie anzuwenden, und hatten die Waffen schleunigst auf der Mairie oder dem Schulhause niedergelegt. Wenn wir dann nach Waffen suchten und zur Auslieferung der vorhandenen aufforderten, wie dies in jedem Dorfe geschehen mußte, verriet uns der Maire stets den Ort, wo die Waffen lagerten, und war dann mit seinem ganzen Dorfe höchst vergnügt Zeuge, wie wir sie vernichteten. Man erhielt übrigens ganz sonderbare Anschauungen von dem Patriotismus und dem Opfermute der Bevölkerung, wenn man hörte, wie dieselbe überall über ihre Regierung, die sie statt de la défense nationale — de la démence nationale nannten, herzog. Alles beklagte sich darüber, daß der Krieg so gegen ihren Willen fortgesetzt werde, wo doch kein Widerstand mehr möglich sei; wenn man die Leute aber dann fragte, warum sie denn die Advokaten in Tours nicht verjagten, so zuckten sie mit den Achseln und antworteten demütig: Mais Mr., c'est impossible. Es ist dies eben der französische Troupeau-Charakter, die Heerde folgt unbedingt, wenn jemand die Energie hat, voran zu gehen und dies Folgen dann noch mit dem nötigen Aufwand von schönen Redensarten als unbedingt geboten zu befehlen versteht.

In Troyes lag ich in einem äußerst komfortabel eingerichteten Hause im Quartier, bei einem Mr. Argence, Mitglied des corps législatif. Mein Zimmer zeigte eine wahrhaft fürstliche Pracht, ich ärgerte mich aber gleich bei meinem Eintritte über den Herrn des Hauses, der so ungeschliffen war, mich im Schlafrocke zu empfangen und so auf mein Zimmer zu führen. Ich ignorierte ihn infolge dessen auch vollständig und machte ihm weder einen Besuch, noch nahm ich seine Einladung zum Diner an. Nach langer Zeit hatte uns das Geschick wieder einmal mit unserem II. Bataillon zusammengeführt und wurde sofort beschlossen, dieses günstige Zusammentreffen durch ein solennes Liebesmahl im besten Hotel zu Troyes zu feiern. (Die Füsiliere, die von uns getrennt bei der Korps-Artillerie zur Bedeckung marschierten, bekamen wir erst am 20., wo sie in den Regimentsverband zurücktraten, wieder zu sehen.)

Bis in die späte Nacht blieben wir in angeregter Unterhaltung beisammen, denn wie viel hatten wir nicht einander zu erzählen. Die glänzenden Läden von Troyes boten auch eine willkommene Gelegenheit, allerhand Ausrüstungsgegenstände zu ergänzen, leider gab es das, was wir am notwendigsten gebrauchten, nirgends, nämlich Zigarren und Tabak. Die Magazine waren seit langer Zeit leer, kein Franzose hatte noch etwas zu rauchen und uns ging es ebenso, wenn die mit Zigarren gefüllten Briefe ausblieben.

Waren unsere Märsche schon bis jetzt teilweise recht anstrengende gewesen, so sollten die nächsten noch erheblich größere Anforderungen an die Ausdauer unserer Leute stellen. General v. d. Tann hatte bekanntlich vor der andrängenden Uebermacht der Loire-Armee Orleans räumen und nach dem Gefecht bei Coulmiers noch weiter zurückgehen müssen, die Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde daher sehnlichst erwartet, und für uns gab es infolge dessen weder Ruh' noch Rast. Eine Probe dieser Eilmärsche war schon der nächste, nach Estissac, ich hatte außerdem noch du jour und mußte nach dem Einrücken noch die Wachen etablieren, was in dem langgestreckten Flecken seine Schwierigkeiten hatte. Endlich in mein Quartier angelangt, das ich mit Leutnant C. teilte, kam mir der Wirt, der Pfarrer der dortigen evangelischen Gemeinde, mit einem Jammergesicht entgegen und erklärte mir, er könne mich beim besten Willen nicht verpflegen, seine Vorräte seien völlig aufgezehrt, da seit 5 Tagen die Truppendurchmärsche nicht aufgehört hätten. Alles, was er habe, seien 3 Pfund Brot und 4 Flaschen vin ordinair, das stehe mir zu Diensten. Das waren schöne Aussichten nach dem langen Marsch, indessen der Mann gefiel mir sehr gut und ebenso seine Frau, ich tröstete ihn daher und beschloß, für uns alle zu sorgen. „Kommen Sie, C., sagte ich zu meinem Leutnant, wir wollen einmal in die Stadt auf die Suche gehen". Mein langer C. zeichnete sich nämlich in dieser Beziehung durch große Umsicht aus, und richtig gelang es uns auch nach einigen Mißerfolgen in einem Hotel einige Flaschen guten Wein und eine Hammelkeule aufzutreiben, mit der wir triumphierend zu unserer Frau Pastorin zogen und sie damit nicht wenig erfreuten. Ein günstiges Geschick fügte es nebenbei, daß auch

noch ein Paket von meiner Frau eintraf, das neben anderen guten Sachen auch Kaffee enthielt, so daß uns sogar der Mokka nach dem Diner, das wir mit unseren geistlichen Wirten teilten, nicht fehlte. Wir verlebten zusammen einen äußerst gemütlichen Tag, der Pastor und seine Frau, ganz junge Leute, waren beide Elsäßer, alles in dem Pfarrhause war so deutsch und nicht französisch, von dem blondhaarigen Ehepaar an bis zu der kleinsten Einrichtung, daß es mir ganz heimatlich zu Mute war, als ob ich bei einem deutschen Landpfarrer im Quartier läge. Die geistliche Pfründe war recht schlecht, ein Minimum von Gehalt und stete Anfeindungen bei vieler Arbeit. Auch die recht hübsch eingerichtete Schule, in der augenblicklich 12 Mann vom 48sten Regiment quartierten, hielten der Pfarrer und seine Frau selbst, da die Gemeinde zu arm war, einen Lehrer zu besolden.

Am nächsten Tage marschierten wir nach einem armseligen Dorfe Flacy, wo wieder Schmalhans Küchenmeister war, dagegen quartierten wir am 17. in der sehr schönen Stadt Sens, und war mein Quartier bei einem Marquis de la Vernade, einem prächtigen alten Herren von 70 Jahren, ganz geeignet, mich für die Entbehrungen des vorigen Tages zu entschädigen. Der alte Herr, der Typus eines altfranzösischen Edelmannes, fand vielen Gefallen daran, sich mit einem preußischen Offizier zu unterhalten. Nach einem vorzüglichen Diner, bei dem er die Abwesenheit der Marquise mit Unwohlsein entschuldigte, blieb er noch bis gegen 12 Uhr nachts bei mir am Kaminfeuer sitzen. Am Tage vorher hatte der Kommandeur der 12ten Brigade, General v. B., bei ihm im Quartier gelegen, und hatte er mit diesem ganz stumm verkehren müssen, da der General kein Wort französisch gesprochen hätte. „C'etait une chose très pénible“ sagte mein alter Marquis. Er hatte übrigens sehr klare und vorurteilsfreie Ansichten über die Lage der Dinge in Frankreich, war enragierter Legitimist und erwartete durchaus kein Heil von der Advokaten-Regierung. Trotzdem war aber sein Sohn, als Offizier der Mobilgarde, bei der Armee. Beim Abschiede tauschten wir unsere Karten aus, und ich mußte unwillkürlich lächeln, als der Marquis bei der Ueberreichung der seinigen mit echt französischem Stolze sagte: „Voilà la carte

du plus honnête homme de Sens.“ — Auch am nächsten Tage war mir mein Quartierglück wieder hold. Wir kamen nach langem Marsche bei schauderhaftem Regenwetter nach Cheroy, einem nicht sehr einladend aussehenden Flecken. Mein Wirt, récepteur des contributions indirectes, kam mir mit der ganzen Familie, zwei nicht sehr hübschen, aber, wie sich später herausstellte, sehr liebenswürdigen Töchtern, sehr verschüchtert entgegen und führte mich in das von meinem bärbeißigen Fourier ausgesuchte Zimmer, das ich an der Einrichtung als Damenzimmer erkannte. Ich war nicht ungalant genug, die Damen zu vertreiben, sondern erklärte mich mit einem kleinen Zimmer zufrieden, das für meine Bedürfnisse völlig ausreichte. Dadurch hatte ich die Herzen der ganzen Familie gewonnen, alle Gesichter hellten sich auf, und ich verlebte einen sehr angenehmen Tag und Abend mit ihnen, das erste Mal wieder seit Poisson, daß mir das Vergnügen von Damengesellschaft zu teil wurde. Am andern Morgen hieß es zeitig satteln, schon um 6 Uhr sollten wir abrücken. Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich aus meinem Zimmer tretend, die Damen schon auf und eifrig beschäftigt fand, für mich das Frühstück zu bereiten. Es ist dies die größte Höflichkeit, die Franzosen und besonders französische Damen jemand erweisen können, wenn sie so zeitig aufstehen, denn der Franzose haßt nichts mehr, als das Frühaufstehen, es war ihre stete Verwunderung, uns immer so zeitig gerüstet zu sehen, toujours botté et éperonné, wie sie sagten. Nachdem ich diese Höflichkeit gebührend anerkannt und herzlichen Abschied von der liebenswürdigen Familie genommen hatte, ritt ich ab und war nicht wenig erstaunt, als wir nachher im Bataillon an dem Hause vorbeizogen, Vater und Töchter an der Thür stehen und mir lebhafte Abschiedsgrüße mit den Taschentüchern zuwinken zu sehen. Dieser Opfermut, sich so vor den Ortseinwohnern zu kompromittieren, mußte belohnt werden, ich ritt noch einmal heran und schüttelte ihnen mit herzlichem Danke die Hände, nicht ohne von Freund v. W. einige Redensarten über unverschämtes, unaufhörliches Quartierglück, Damenbekanntschaften, an die Frau schreiben u. s. w. eingetauscht zu haben.

Nach äußerst beschwerlichem, 12stündigem Marsche bei

abwechselndem Regenwetter kamen wir erst 6 Uhr abends in unsere Quartiere, nach Mondreville, einem trostlosen Dorfe. Die ganze Gegend, bald hinter Troyes, machte überhaupt einen öden, traurigen Eindruck und stach sehr ab von der schönen Gebirgslandschaft der Haute Marne u. s. w., die wir bis dahin passiert hatten. Unsere Leute waren von den enormen Strapazen auch sehr marode, aber am anderen Morgen wieder wie gewöhnlich ganz frisch. Mit ganz geringen Ausnahmen war die Ausdauer unserer Grenadiere bewunderungswürdig. Mit zerrissenen Stiefeln, oft bis auf die Haut durchnäßt und mit hungrigem Magen, denn in den ausgehungerten Dörfern gab es oft sehr wenig zu essen, solche Wegestrecken zurückzulegen und dann häufig in Scheunen und Ställen übernachten zu müssen, und dabei frisch und guter Dinge zu bleiben, dazu gehörte die kernige Natur unserer Brandenburger. Die Krankenzahl der Kompanien war eine ganz geringe.

Während dieser letzten Märsche war der Major L. mit 2 Kompanien des II. Bataillons zu einer besonderen Unternehmung detachiert worden. Schon am 16. hatten sich in unmittelbarer Nähe des Kantonnements des II. Bataillons, einem Städtchen, Rigny le Ferron, Franktireurs gezeigt, die fruchtlos eine Strecke weit verfolgt worden waren. Am 17., auf dem Marsche der Division nach Sens, erhielten mehrere Patrouillen des Dragoner-Regiments Nr. 12, welches die linke Seitendeckung der Kolonne bildete, beim Durchreiten einiger Dörfer aus den Häusern derselben Feuer, und wurde infolge dieser Vorfälle Major L. mit 2 Kompanien, 1 Zug Dragoner und 1 Zug Artillerie detachiert, um die Schuldigen zu strafen. Dieser Auftrag wurde auch sehr ausgiebig ausgeführt und das Detachement traf am 21. wieder beim Regiment ein, nachdem es mehrfache Gefechte mit Franktireurs und Mobilgarden gehabt, einige Häuser niedergebrannt, verschiedene Blusenmänner, die, mit der Waffe in der Hand, gefangen wurden, standrechtlich erschossen, 40,000 Frcs. Kriegskontribution von der Stadt Villeneuve eingezogen und die Bevölkerung gezwungen hatte, die zerstörten Brücken und Wege wieder herzustellen.

Am 20. November war ein bewegter Tag, eigentlich der erste seit Metz, an dem man fühlbar an den Krieg erinnert

wurde. Wir waren, was wir damals natürlich nicht wußten, der Erfüllung unserer Bestimmung nahe, der Loire-Armee den Weg nach Paris zu verriegeln, und bereits hart an ihren Vortruppen. Die Division führte daher den Marsch in völliger Konzentrierung aus. Als wir gegen Mittag an ein Dorf, Barville, kamen, fanden wir unsere Fouriere und die Proviantkolonnen des Korps vor dem Dorfe harrend, da weiter vorwärts ein Gefecht im Gange sei. Das Dorf brannte an mehreren Stellen, aber nicht, wie wir hörten, von uns, sondern von abziehenden Franktireurs in Brand gesteckt, aus Rache, weil die Einwohner verweigert hatten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ein solcher Bursche war noch aus einem Hause herausgeholt worden und erwartete, an das Rad eines Wagens gebunden, sein Schicksal. Lange wird er wohl nicht mehr gewartet haben.

Bald erfuhren wir das Nähere. Die Dragoner unserer Avantgarde waren auf bedeutende Kräfte von Mobilgarden und Franktireurs gestoßen, und hatten die III. Jäger und die Avantgardenbatterie das Gefecht aufgenommen und den sich zurückziehenden Feind verfolgt, der dann aber wieder Stand gehalten hatte. Wir nahmen hinter dem Dorfe Aufstellung und erhielten nach einer Stunde den Befehl, nach einem weiter vorliegenden Dorfe, Courcelles, vorzurücken. Dem Geschützfeuer nach war das Gefecht noch in vollem Gange. Das Dorf war von den 48ern besetzt, die sich bereits zur Verteidigung eingerichtet hatten. Wir lösten sie ab und vollendeten die Arbeiten, ich in einem großen Gehöft in der Dorflisière. Die Einwohner waren in Verzweiflung und heulten und schrien, oder saßen in stumpfer Apathie am Kamin, denn wo eine ganze Kompanie in ein Gehöft rückt und sich zur Verteidigung einrichtet, konnte nicht sehr glimpflich mit ihnen verfahren werden. Gegen 7 Uhr abends war ich mit meinen Einrichtungen fertig, hatte Wachen und Posten ausgestellt und dachte eben daran, es mir auch etwas bequem zu machen und mich nach etwas Eßbarem umzusehen, denn ich hatte den ganzen Tag nichts außer einem Stück trockenen Brotes gegessen, als wir alarmiert wurden und den Befehl erhielten, nach Boynes, einer kleinen, rückwärts liegenden Stadt, abzurücken. Die weit vorgeschobene und ganz

isolierte Stellung in Courcelles und Nancré, wo die Füsiliere standen, war dem Divisionskommandeur für die Nacht zu gefährdet erschienen. In Boynes, das wir schon vollgepfropft von 52ern und Artillerie fanden, trafen wir gegen 10 Uhr ein. Eine Stunde verging noch, ehe die Quartierbillets verteilt waren, und als ich nun endlich mit vieler Mühe mein Haus gefunden hatte, fand ich die Thür verschlossen, und trotz allen Rufens und Klopfens ließ sich niemand sehen. Das war mehr, als der kärgliche Rest von Geduld und guter Laune ertragen konnte, der einem, nach dem Tage voller Anstrengung, an dem wir zirka 17 Stunden nun auf den Füßen gewesen, geblieben war.

„Sergeant P., den Hauptschlüssel her!" (die Kreuzhacke.)

„Befehlen! Hat ihn schon!"

Im Nu lag die Vorthür in Stücken, und meine Grenadiere machten sich eben daran, die dahinter befindliche Glasthür folgen zu lassen, als aus einem benachbarten Hause eine Frau mit dem Schlüssel erschien und zwar nun sehr eilig. Ich hieß sie natürlich in sehr gewählten Ausdrücken willkommen, worauf sie unter vielen Thränen ihre Unschuld beteuerte. Sie sei die Wirtschafterin des Hausherren, der in einer anderen Straße wohne, und sei erst von den Nachbarn herbeigeholt worden. Gleich darauf erschien auch der Wirt in großer Angst, der auch sehr freundlich begrüßt wurde. Mein Aerger schwand einigermaßen, und das Barometer meiner Höflichkeit stieg erheblich, als er sich gleich mit 2 mitgebrachten Flaschen Wein und einem Korbe mit allerhand eßbaren Dingen legitimierte. So endete der Tag besser als er angefangen, und die Ruhe in dem guten Bette that dem ermüdeten Körper sehr wohl.

Das war nun der vorläufige Abschluß unserer Märsche, wir hatten unsere Bestimmung erreicht, und uns als Riegel zwischen die Loire-Armee und Paris geschoben. Alle weiteren Dislocierungen konnten nur den Zweck der Konzentrierung haben. Der erste Erfolg dieses Abschlusses war ein Ruhetag am 21. in Boynes, der dadurch noch vollständiger wurde, daß man wegen des schauderhaftesten Regenwetters absolut nicht zur Thür heraus konnte und also vollständig Zeit und Gelegenheit hatte, sich wirklich auszuruhen. Der Ruhetag war uns übrigens sehr

nötig, um die abgerissenen Stiefel und Bekleidungsstücke wenigstens notdürftig in Stand zu bringen. Außerdem hieß es aber sehr auf dem Posten sein, um die Leute in Ordnung zu halten, denn in Boynes, wie überhaupt in der ganzen Gegend, gab es vielen und guten Wein und daher sehr illuminierte Köpfe. Spät am Abend traf der Befehl ein, daß wir früh 8 Uhr in ein östlich gelegenes Dorf rücken sollten, indessen kam, als das Bataillon schon versammelt war, Kontreordre, wir rückten wieder ein, marschierten aber mittags nach Pithiviers, einer zirka 10 Kilometer nordwestlich von Boynes liegenden Stadt, die uns nun fürs erste beherbergen sollte.

III.

Ruhe in Pithiviers, Schlacht bei Beaune la Rolande und Rekognoszierungsgefecht bei Bellegarde.

Pithiviers ist ein sehr hübsches Städtchen, und schien uns allen die Aussicht, hier einige Zeit liegen zu bleiben, recht verlockend. Wie verlautete, hatte sich die Loire-Armee im Walde von Orleans stark verschanzt, und man glaubte schon deshalb nicht an eine nahe Offensiv-Unternehmung derselben, weil durch die fortwährenden Regengüsse der schwere Boden der Beauce derartig aufgeweicht war, daß eine Aktion der Truppen, besonders der Artillerie und Kavallerie außerhalb der Wege unmöglich erschien. Ob es freilich die sprichwörtliche Ungeduld des Prinzen Friedrich Karl lange auf einem Platze aushalten würde, wenn die Franzosen mit ihrem Angriffe zögern sollten, war eine andere Frage. Ein gewichtiger Grund zum Abwarten war aber ferner das notwendige Retablissement der Truppen. Die fortwährenden Märsche hatten unsern Bekleidungszustand und zumal die Stiefel in einer Weise heruntergebracht, daß manche meiner Leute buchstäblich auf den eigenen Sohlen liefen, und dabei hatte ich noch ganz ausgezeichnete Kompaniehandwerker,

die jede Stunde, auch nach den anstrengendsten Märschen, zum Flicken benutzt hatten. Ich hatte sie für ihren guten Willen in allen andern Beziehungen nach Möglichkeit geschont, und sie hatten wirklich viel geleistet, so daß meine Kompanie im Bekleidungszustande wohl die beste des Bataillons war, aber doch thaten überall die durchgreifendsten Reparaturen not. Dazu sollten uns nun die Ruhetage die erwünschte Gelegenheit bieten.

Die Stellung der beiderseitigen Heere war am 22. folgende: Das III. Korps stand in und um Pithiviers, wo sich das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl und des Korps-Kommandeurs befand, konzentriert, das IX. rechts davon in der Linie Toury-Allaine, das X. Korps auf dem linken Flügel von Montargis bis Beaune la Rolande. Der Großherzog von Mecklenburg erhielt am 23. den Befehl, in der Richtung auf Beaugency nach der Loire abzumarschieren; seine Armee-Abteilung, zu der bekanntlich das I. bayerische Armeekorps unter General v. d. Tann und die 17te und 22te Infanteriedivision gehörte, trat am 25. unter das Kommando des Prinzen Friedrich Karl. Der Feind hatte seine Vorposten von Patay bis Bellegarde unter Anlehnung an das Forêt d'Orleans, dessen Rand fortifikatorisch verstärkt war, etabliert und sollte über eine Truppenmacht von 150,000 Mann gebieten. Dieser Ueberzahl gegenüber standen dem Prinzen Friedrich Karl nur 49,607 Mann Infanterie, 10,166 Mann Kavallerie und 276 Geschütze zu Gebot, die auf eine sechs Meilen lange Linie verteilt waren. Die Vorposten standen sich auf einige tausend Schritt gegenüber, doch war in dem schwierigen Terrain jede Uebersicht derart erschwert, daß es wohl möglich schien, daß der Feind unter dem Schutze seiner Vorposten seine gesamten Kräfte gegen einen Punkt der diesseitigen Aufstellung konzentrierte, während der Herbeimarsch nur der nächsten Division zu der etwa angegriffenen immerhin einen halben Tag in Anspruch genommen haben würde. Von allen diesen Verhältnissen wußten wir damals freilich noch nichts, denn trotz der Anwesenheit des prinzlichen Hauptquartiers wußte man in Pithiviers so wenig wie im abgelegensten Dorfe. Unsere Meinung über die Loire-Armee war übrigens damals eine recht

geringschätzige, wir glaubten, daß sie fast ausschließlich aus Mobilgarden, Franktireurs und andern unzivilisierten Haufen bestände, indessen sollten wir bald unsern Irrtum einsehen.

Mein Quartier fand ich in einem sehr fein eingerichteten Café, wo sich alsbald, mit dem Instinkte, der den Deutschen bei der Auffindung guter Getränke auszeichnet, fast sämtliche Offiziere der Garnison zusammenfanden, um ein Glas wirklich recht gutes Bier zu trinken.

Am nächsten Tage wurde eine allgemeine Umquartierung angeordnet. Es hatte nach dem Einrücken alles durcheinander gelegt werden müssen, und nun erhielt jede Kompanie einen bestimmten Bezirk, was zur Beaufsichtigung der Leute auch dringend erforderlich war. Ich machte einen sehr guten Tausch und kam in ein sehr feines Haus zu einem ingenieur pour les ponts et les chaussées, etwa bei uns Regierungsbaurat, in dessen aus Frau und eben erwachsener, sehr hübscher Tochter bestehender Familie ich eine recht angenehme Zeit verlebte, obwohl ich mit den Damen, enragierten Patriotinnen, besonders der Tochter, eigentlich auf immerwährendem, von meiner Seite scherzhaft geführtem Kriegsfuße stand. Das Manöver mit dem Damenzimmer, das sich schon in Cheroy abgespielt hatte, fand hier seine Wiederholung. Der Herr des Hauses empfing mich ziemlich kühl und führte mich in das von meinem Fourier ausgesuchte Zimmer, das er mir mit den einfachen Worten zeigte: „C'est la chambre de mes dames.“ Darauf von mir die Antwort: „Oh non Mr., je ne veux pas déranger vos dames, je me contente de quelque autre chambre.“ Sofort klärte sich sein Gesicht auf, ich erhielt ein anderes, auch komfortabel genug eingerichtetes und besonders mit einem vorzüglichen Bette versehenes Zimmer und hatte meine Politesse wahrlich nicht zu bereuen, denn dadurch bahnte sich sogleich ein recht angenehmes Verhältnis mit der Familie an, was für unsern voraussichtlich längern Aufenthalt entschieden seine Vorteile hatte. Mein Wirt, und noch mehr die Damen, waren entschiedene Republikaner, von der größten Zuversicht für den Sieg der Loire-Armee beseelt. Er rechnete einem im Umsehen eine Million Soldaten vor, die von allen Seiten heranrückten, um uns zu erdrücken, vous serez tous écrasés, war der stete

Schluß seiner Ausführungen. Frieden zu machen war er nicht abgeneigt, aber natürlich ohne jede Gebietsabtretung, in die Frankreich nie willigen würde. Die Damen waren geradezu fanatisch und ärgerten sich wütend, wenn der Herr Gemahl, wozu er vorurteilsfrei genug war, denn er war ein Mann von umfassender Bildung, irgend einen Vorzug unserer Armee oder der Deutschen überhaupt anerkannte. Bei einer solchen Gelegenheit sprang eines Abends das hübsche Töchterchen wütend auf und rief in Thränen ausbrechend und das Zimmer verlassend ihrem Vater zu, es sei „vilain", die Deutschen stets auf Kosten der Franzosen in den Himmel zu erheben. Zu meinem großen Vergnügen hörte ich von ihm zum erstenmale eine damals in Frankreich sehr gebräuchliche Redensart, die auf die vielfach verbreitete Gewohnheit der Deutschen, das Kompot zum Braten und nicht wie die Franzosen hinterher zu essen, anspielt. Er äußerte nämlich, er sei nicht einer von den Leuten, welche ihre Ansichten über die Deutschen in die Redensart zusammenfassen: „Ils sont des barbares, ils mangent des confitures avec de la viande". Wir sahen uns täglich zweimal, zum Dejeuner und zum Diner, und blieben dann zirka zwei Stunden in anregendem Gespräch beisammen — wenn nicht die Rede auf Politik kam — wo dann die Freundschaft sofort zu Ende war. Ich erinnere mich noch einer solchen Gelegenheit, wo er mir wieder die Unsummen der französischen Streitkräfte vorgerechnet, und ich ihm darauf erwidert hatte, daß, wo wir die reguläre französische Armee überall geschlagen hätten, wir uns vor der nunmehr zusammengerafften Truppe von Bauern ꝛc. nicht fürchteten, wie er da komplett wütend aufsprang und mir zurief: „S'il vous faut trois mois pour faire un soldat, il ne faut pour le français que quinze jours, les français sont les premiers soldats etc. etc." Als ich auf diese Tirade hin mich mit einer Verbeugung erhob, um mich auf mein Zimmer zu begeben, kam er mir ganz bestürzt nach und frug mich, ob er mich auch nicht beleidigt habe, sollte dies der Fall sein, so bäte er vielmals um Verzeihung. Ich beruhigte ihn lachend und erwiderte ihm, sein Patriotismus sei nur anzuerkennen, derselbe könne mich, auch wenn er blind sei, nicht beleidigen. Im übrigen unterhielten wir uns von

allem Möglichen, sogar über deutsche Klassiker, die auch die Damen, natürlich in französischer Uebersetzung, kannten. Sehr froh waren die Damen, einen capitaine und keine Grenadiere im Quartier zu haben, j'aime mieux vingt officiers à la table que deux soldats à la cuisine, war ein gewöhnliches Stichwort der Dame des Hauses. Große Besorgnis erregte ein etwa in Aussicht stehender Kampf in Pithiviers, und täglich wurde ich um Verhaltungsmaßregeln in solchem Falle bestürmt. Die Damen hatten sonderbare Vorstellungen von der Wildheit unserer Soldaten, besonders erregten die stets aufgepflanzten Bajonette ihren Schrecken und die unheimlichen Ulanen mit den schwarzen Mänteln und den langen Lanzen. Auch das vierte Mitglied der Familie, die alte Dienstmagd, mit der sich auch mein ehrenfester Bursche sehr gut vertrug, hatte mich sehr ins Herz geschlossen und machte mich oft zum Vertrauten ihrer Bekümmernisse. Sie war verheiratet, aber von ihrem Manne, einem Trunkenbolde, verlassen, ihre beiden Kinder lebten in Beaune, und hatte sie nun über ihr Schicksal viele Sorgen. Auch wenn sie sich mit Madame gezankt hatte, was ziemlich häufig vorkam, klagte sie mir ihr Leid unter der steten Versicherung: „Monsieur est bon, mais madame c'est le diable." Dieser tagelange enge Verkehr in einer echt französischen, gebildeten Familie machte mir viel Vergnügen und lehrte mich die Anschauungen des gebildeten Bürgerstandes kennen.

Für den 24. hatte der Prinz starke Rekognoszierungen aller Korps befohlen. Bei dem unsrigen, aber durch die 6te Division, wurde ein Vorstoß gegen Neuville aux Bois ausgeführt, und der Feind dort in stark verschanzter Stellung mit bedeutenden Truppenmassen gefunden. Das X. Korps rekognoszierte gegen Indre und Bois commun und fand dort gleichfalls überlegene feindliche Kräfte. Das IX. Korps dagegen besetzte Artenay, ohne Widerstand zu finden. Diese Rekognoszierungen hatten mit Sicherheit ergeben, daß die vorderste Verteidigungslinie des Feindes von Chevilly bis Bellegarde längs der Lisière des Waldes von Orleans reichte. Von früh an hörten wir in Pithiviers heftigen Kanonendonner, der auf die leicht erregbaren Nerven der Einwohner eine sehr

anregende Wirkung auszuüben schien. Es war höchst interessant, die Gesichter der in allen Straßen herumstehenden Gruppen zu beobachten. Man trug sich mit den verwegensten Hoffnungen von einem allgemeinen Angriff und siegreichem Vorgehen der Loire-Armee und wunderte sich, daß wir Pithiviers noch nicht räumten. Als aber gegen Abend die Loire-Armee immer noch nicht erschien, und schließlich gar lange Züge von Gefangenen eintrafen, wurden die Gesichter immer länger und die Gruppen immer kleiner. Wir waren übrigens auch aus unserem süßen Irrtum gerissen, daß die Loire-Armee nur aus Mobilgarden ꝛc. bestände. Es waren überall reguläre Regimenter angetroffen worden, die sich vortrefflich geschlagen hatten. Mobilgarden waren freilich auch darunter, und die hatten eine sonderbare Spezies von Offizieren. Ich sprach am andern Morgen einen unter den Gefangenen befindlichen Kapitän, der seit sechs Wochen Soldat war und sehr froh darüber schien, durch seine Gefangennahme weiteren Gefahren entrückt zu sein. In seinen Zivilverhältnissen war er Landwirt und gestand er mir, daß er sich vorher nie um militärische Dinge bekümmert habe. Trotzdem war er sofort Kapitän geworden, ein Avancement, mit dem wir freilich nicht konkurrieren konnten. Aus den Papieren eines gefangenen Offiziers war hervorgegangen, daß der rechte Flügel der Franzosen am 24. nach Beaune la Rolande hatte vorrücken sollen, und glaubte man daher für den folgenden Tag auf einen Angriff schließen zu dürfen. Beide Divisionen rückten daher in Bereitschaftsstellungen, jedoch blieb unser Bataillon in Pithiviers zur Deckung des Hauptquartiers zurück, was bei dem schauderhaften Wetter gar nicht unangenehm war, zumal da der erwartete Angriff nicht stattfand und die Truppen um 2 Uhr wieder in die Quartiere rückten. Der Ausmarsch der Truppen hatte die Einwohner wiederum stark erregt, sie glaubten wieder, ihre Befreier nächstens erscheinen zu sehen, und mußten wir infolge dieser Stimmungen zur Sicherung der Stadt überall Wachen, darunter vier Offizier-Wachen aussetzen, bis die Rückkehr der Truppen das Feuer des Patriotismus wieder dämpfte.

In dem kleinen Orte, der auf so zahlreichen Besuch

nicht eingerichtet war, machte sich übrigens schon nach wenigen Tagen ein Mangel an Lebensmitteln bemerkbar, besonders Milch, Butter und Eier fehlten fast ganz, da die Bauern aus den Dörfern der Umgegend sich nicht von ihren Höfen wagten und so der Zufluß ausblieb. Des Abends fanden wir Offiziere uns fast sämtlich in einem sehr guten Hotel zusammen, wo es dann recht lustig herging. Mit äußerstem Fleiße wurden die Tage der Ruhe zur Herstellung der Bekleidungsgegenstände benutzt, und bald waren wir wieder so weit, daß wir mit Ruhe dem Befehl zum Ausmarsch entgegensehen konnten, nach dem wir uns eigentlich schon sehnten. Wenn auch dem Müßiggang durch fleißiges Exerzieren ꝛc., das nebenbei zur Auffrischung der Disziplin sehr heilsam war, wirksam gesteuert wurde, so war man doch zu sehr an den steten Ortswechsel gewöhnt, um irgendwo lange Ruhe zu haben und nicht Neues herbeizuwünschen. Bald indessen sollte unser Sehnen gestillt werden.

Es hatten sich die Anzeichen eines beabsichtigten Angriffs von seiten des rechten Flügels der französischen Armee immer mehr vermehrt, und hatte der Prinz infolgedessen für den 28. eine allgemeine Linksschiebung befohlen. Der Befehl dazu traf ganz unvorbereitet in der Nacht ein, früh 1/26 Uhr rückten wir aus, und ich konnte der frühen Stunde wegen nicht einmal meinen freundlichen Wirten Lebewohl sagen, auch zum gewohnten Morgenkaffee blieb keine Zeit, und daher hieß es, nüchtern aufs Pferd. Glücklicherweise überreichte mir noch die alte Dienstmagd beim Herausgehen ein zartes Abschiedsgeschenk in Gestalt eines in Papier gewickelten tüchtigen Stückes Kalbsbraten, das für diesen Tag mein Dejeuner und Diner zu repräsentieren hatte. Ein deutlicher Beweis, wie zweckmäßig es ist, sich auch mit dem Küchenpersonal in Feindesland gut zu stellen.

Die Division sammelte sich eine halbe Stunde von Pithiviers bei Dadonville, außer den Regimentern 12, 52, 8 und 48 vier Batterien und zwei Regimenter Kavallerie, ein herzerhebender Anblick, alles frisch und wohlgemut der Dinge wartend, die da kommen sollten. Während wir bei zusammengesetzten Gewehren herzliche Szenen der Begrüßung feierten mit

den Kameraden der andern Regimenter und uns über unsere mutmaßliche Bestimmung unterhielten, tönte plötzlich von Osten her dumpfes Rollen, das an Deutlichkeit immer mehr zunahm. Bald war kein Zweifel mehr, auf unserm linken Flügel war ein Gefecht im Gange. Jeder erwartete nun unverzüglich den Befehl zum Vorrücken, es war, als ob es in der Luft läge, daß es heute sich um etwas Ernsteres als ein gewöhnliches Vorpostengefecht handle. Wir eilten zu den Pferden, und die Grenadiere warfen, als Vorbereitung zum Gefecht, überall die Spielkarten weg, die ihnen die Ruhetage verkürzt hatten, denn es ist ein gewöhnlicher Soldatenaberglaube, daß diese die feindlichen Kugeln anziehen. Aber vergeblich war das Warten, wir blieben ruhig auf unserem Rendezvous-Platze. Endlich sahen wir, daß der Divisionskommandeur, unser hochgefeierter General v. Stülpnagel, mit dem Regimentskommandeur sprach, und bald brachte uns dieser Nachricht. Das X. Korps war mit Tagesanbruch bei Beaune la Rolande angegriffen worden, und hatte der General v. Voigts-Rhetz, sei es, daß er die französischen Streitkräfte unterschätzte, oder daß er glaubte, allein mit ihnen fertig werden zu können, an das Hauptquartier gemeldet: „Leichtes Gefecht bei Beaune la Rolande". Dieser Nachricht zufolge erschien eine Unterstützung durch uns vorerst nicht nötig.

Inzwischen machte der sich immer intensiver hörbar machende Geschützdonner unsere Unruhe wachsen. Mit dem „leichten Gefecht" schien es doch nicht seine Richtigkeit zu haben, und niemand konnte begreifen, daß man uns Brandenburger hier so unthätig stehen ließ, anstatt uns, wie gewohnt, auf den Kanonendonner zu marschieren zu lassen. Endlich, gegen 11 Uhr, hieß es „an die Gewehre" und vormarschieren bis zum Grunde von Rougemont, eine halbe Stunde hinter Boynes. Der Abmarsch einer Division dauert zirka 1½ Stunden, und da wir an der Queue des Gros marschierten, so war es gegen 2 Uhr, als wir beim Rendezvous der Division, die sich in zwei Treffen aufgestellt hatte, eintrafen. Wir waren nun kaum eine Meile vom Schlachtfelde entfernt, hörten deutlich den heftigsten Kanonendonner, das ominöse Geknarre der Mitrailleusen und das

Knattern des Kleingewehrfeuers, und noch immer ließ der ersehnte Befehl zum Eingreifen auf sich warten.

Da endlich mußte der Prinz, der bis dahin ruhig in Pithiviers geblieben war, doch die richtige Meldung bekommen haben. Wir sahen auf der Chaussee von Pithiviers einen Reitertrupp heransprengen, und bald galoppierte Friedrich Karl, gefolgt von seinem berühmten Generalstabschef, dem General v. Stiehle, an den Kolonnen, die rechts und links der Chaussee die Gewehre zusammengesetzt hatten, vorüber. Wie stets, wenn er sich zeigte, so begrüßten ihn auch diesmal unsere Grenadiere mit begeistertem Hurra und stürzten, die Helme schwingend, an den Wegrand, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Niemand konnte sich dem Zauber seiner Persönlichkeit verschließen; wenn er mit seinem steinernen Gesicht im Gefecht erschien, so lohte die Begeisterung in hellen Flammen, wo er sich zeigte. Er grüßte, wie gewöhnlich mit halb erhobener Hand, zu uns herauf und rief uns im Vorbeireiten zu: „Das 12te Regiment geht vor". Drauf freudiges Hurra ohne Ende. In der That hieß es sofort „an die Gewehre!" Wir rückten an der 9ten Brigade, die bis dahin im ersten Treffen gestanden hatte, vorbei und gingen auf der Chaussee nach Beaune vor. Hohe Zeit war es aber auch, daß Hilfe eintraf. Das X. Korps hatte, gegen fünffache Uebermacht kämpfend, alle Stellungen vor Beaune räumen müssen, seit Mittag 1 Uhr war in Beaune das 16te und ein Teil des 57ten Regiments ringsum eingeschlossen, dazu war der Ort in Brand geschossen, und den Verteidigern begann die Munition zu mangeln, ein Geschütz, das fast sämtliche Bedienungsmannschaften und Pferde verloren hatte, hatte aufgegeben werden müssen (dasselbe wurde nachher von den 52ern und 57ern wieder zurückgebracht). Nun endlich ging es vorwärts in gutem Tempo auf der durch wellenförmiges Gelände führenden Chaussee. Nach Passieren eines Dorfes, wo wir unsere Bagage und die Musik zurückließen, die uns noch, seitwärts der Straße stehend, einen lustigen Marsch zum Abschiede blies, und eines tiefen Grundes, sahen wir, als wir die Höhe erreicht hatten, Beaune als ein Flammenmeer vor uns liegen und wurden auch sofort von den Batterien westlich von Beaune

bei Batilly mit Granatfeuer begrüßt, das indessen über uns hinwegging. Zwei Batterien der Avantgarde rasselten an uns vorbei und nahmen das Feuer auf, während Regiment 52 gegen le Pierre Percé, einen nördlich gelegenen Weiler mit vorliegender Waldparzelle, vorging, um den tapferen Verteidigern zuerst im Norden Luft zu schaffen, und dort sofort kräftig in den Kampf eingriff. Wir folgten indessen auf der Chaussee. Etwa um 3 Uhr kam uns unser Brigade-Kommandeur, General v. Schwerin, entgegen und rief uns zu: „Nun vorwärts, Zwölfer, löst die 52er ab bei der Arbeit!" „Jawohl, Herr General!" tönte es aus den Reihen und schneller und schneller wurde das Marschtempo. Bald darauf sprengte auch der Chef des Generalstabs des III. Korps, Oberst v. Voigts-Retz, an unseren Kommandeur heran und rief ihm zu: „Das 12te Regiment so schnell als möglich avancieren gegen die Westseite von Beaune, dringend nötig!" Eile brauchte er uns nicht mehr zu empfehlen, doch bogen wir nun rechts von der Chaussee ab, marschierten in Angriffskolonne auf, wurden dann in Halbbataillone auseinandergezogen, und nun begann ein Avancieren über ein Terrain, das so schwierig wie wohl kein zweites.

In der ganzen Beauce wird außer auf den Abhängen der Berge der Wein auch auf dem freien Felde gebaut. Zu diesem Zwecke ist das Feld mit lauter parallelen Gräben versehen, an deren Rand die Weinstöcke, dicht gepflanzt und kurz gehalten, an niedrigen Drahtzäunen gezogen werden. Dazwischen laufen tiefe Gräben mit steilen Rändern zum Abführen des Wassers. Ein solches Weinfeld bietet das wirksamste Annäherungshindernis, und durch solche Weinfelder ging unser Marsch bis nach Beaune. Dazu der schwere aufgeweichte Boden, in dem man bei jedem Schritt ausglitt und fast stecken blieb.

Unsere Leute aber, die, wie man nicht vergessen darf, doch zum Teil aus Rekruten bestanden, die erst vor kurzem vom Ersatzbataillon zu uns gekommen waren, avancierten bewunderungswürdig, wie auf dem Exerzierplatz. Einzelne schlechte Subjekte, denen bei solchen Gelegenheiten die Luft zu ungesund wird, gibt es natürlich überall, und so fiel auch von meiner

Kompanie, gleich nachdem wir uns in Angriffskolonnen gesetzt hatten, ein solcher Drücker um. Meine eindringlichen und handgreiflichen Ermahnungen zum Aufstehen, vom Pferde herunter, blieben ohne Erfolg, er that halb bewußtlos und blieb liegen. Als aber, nachdem ich kaum hundert Schritt weit fortgeritten war, der Befehl zum Absitzen gegeben wurde und ich, vom Pferde springend, nach einem Manne rief, mir dasselbe abzunehmen und zurück zu meinem Burschen zu bringen, sprang derselbe auf, lief im Trabe auf mich zu und nahm mir mein Pferd ab, so heilkräftig hatte die Aussicht auf ihn gewirkt, sich rückwärts konzentrieren zu dürfen. Da ich auf diese Weise wenigstens keinen andern Mann der Kompanie zurückzuschicken brauchte, war mir dieser Ausweg ganz willkommen, bei dem ich mir selbstverständlich das Spätere vorbehielt. Zu seinem Heil habe ich den Tapferen nicht wieder gesehen, er hatte sich doch in ein Lazaret zu schwindeln gewußt, war dann nach der Heimat evacuiert und schließlich bald entlassen worden, da er zu dem ältesten Jahrgang gehörte. Im Gegensatz zu diesem Nichtsnutz aber machte mir ein junges Bürschchen vom letzten Ersatztransport viel Vergnügen. Derselbe bat mich mitten im Avancieren ganz vorschriftsmäßig austreten zu dürfen, erntete darauf von mir eine sehr wenig höfliche Einladung und schlich betrübt ins Glied zurück. Seine Gefühle waren aber doch wahrscheinlich rechtmäßige und ununterdrückbare gewesen, denn nach einiger Zeit, als ein tiefer Graben unserm Avancieren einen augenblicklichen Halt gebot, und ich mich nach Passieren desselben umsah, ob niemand darin kleben geblieben, sah ich mein Bürschchen in Galoppsätzen uns nacheilen. Wir gingen eilig vorwärts und so dauerte es seine Zeit, bis er herankommen konnte, und ich hatte ihn schon völlig vergessen, als er atemlos und purpurrot vor Anstrengung, aber freudestrahlend zu mir vorsprang, stramm das Gewehr anfaßte und sich vorschriftsmäßig „vom Austreten zurück" meldete. Die Situation war so urkomisch, daß ich trotz des ernsten Augenblicks, denn die Kugeln pfiffen uns gerade recht gehörig um die Ohren, in lautes Lachen ausbrach, in das der ganze vordere Zug der Kompanie, der den Vorgang vorher mitangehört hatte, einstimmte, worauf dann der Rekrut mit verdientem Lobe vergnügt in sein Glied zurücktrat.

Doch nach diesen Abschweifungen wieder zum Gang des Gefechtes:

Während wir also, die Schützen der 1ten und 2ten Kompanie feuernd voran, gegen die im Vorgelände westlich von Beaune noch festsitzende Infanterie vorgingen und bald die Linien der 52er durchschritten hatten, hatte die 5te und 6te Kompanie den Befehl erhalten, der Chaussee weiter zu folgen und sich nach Beaune hereinzuwerfen. Die 7te und 8te Kompanie waren einige Tage vorher zur Sicherung der Etappenstraße nach Nemours abkommandiert worden. Die Füsiliere folgten uns gleichfalls in Halbbataillone formiert. Da jagte die stets bei uns befindliche Batterie Stöphasius, mit ihrem schwarzbärtigen Führer, dem Urbild eines schneidigen, preußischen Artilleristen, zurück an uns vorbei, protzte aber auf einer kleinen Erhebung hinter uns sofort wieder ab und setzte das Feuern fort. Sie war nach der schneidigen Art ihres Kommandeurs etwas zu nahe an die feindliche Infanterie herangefahren und dadurch ziemlich in Gefahr gekommen. Noch war die Straße von Batilly nach Beaune stark besetzt, aber der Anmarsch der 5ten Division fing bereits an, vor deren wirklichem Eingreifen seine gute Wirkung zu äußern. Wir wurden zwar ziemlich stark mit Infanterie- und Granatfeuer beschossen, jedoch erlitten wir nur ganz geringe Verluste, da die Kugeln alle über uns hinweggingen. Noch bevor die Schützenzüge heran waren, wichen die Verteidiger der Straße eilig zurück, und unsere Schützen warfen sich in Marsch, Marsch in die Chausseegräben, die Abziehenden mit Schnellfeuer verfolgend und eine Anzahl Zurückgebliebener zu Gefangenen machend.

Die Anstrengung des Vormarsches freilich war fast übermenschlich; hier und dort stürzten schwächere Leute besinnungslos zusammen. Mir selbst wäre es fast ebenso gegangen. Zum Reiten in der rauhen Novemberluft warm gekleidet, mit schweren Reiterstiefeln und auf solchen Marsch daher nicht eingerichtet, stieg mir von der enormen Anstrengung plötzlich derart das Blut nach dem Kopfe, daß ich einen Augenblick fast besinnungslos war und umgefallen wäre, wenn mir nicht ein letzter Rest aus v. N.'s Flasche auf die Beine geholfen hätte. Wie wenig aber fielen alle diese Mühseligkeiten ins Gewicht gegen das Gefühl

der Freude, als wir nun ungehindert bis Beaune vormarschierend und im Südwesten der Stadt Stellung nehmend, überall die Kolonnen der Franzosen im vollen Abzug nach Süden sahen.

Leider konnte des aufgeweichten Bodens und der Drahtzäune der Weinfelder wegen unsere Kavallerie nicht eingreifen, sonst würden unsere 12ten Dragoner nicht verfehlt haben, ihnen das Geleit zu geben, dagegen sandte unser Stöphasius den abziehenden feindlichen Kolonnen ununterbrochen über uns hinweg seine donnernden Grüße nach. Um nicht etwa selber unliebsame Bekanntschaft mit seinen Granaten zu machen, hatten wir uns niedergelegt und ließen dieselben über unsere Köpfe hinwegzischen. „Ihr lagt dort unten wie die Schneehühner", sagte er, als ich mich mit ihm am andern Tage über sein Schießen unterhielt, worauf ich ihm lachend erwiderte: „Ja, wenn wir Schneehühner nicht dort unten gelegen hätten, würde es Euch dort oben wohl bald zu warm geworden sein."

Von den in Beaune eingeschlossenen Regimentern wurden die Zwölfer mit nicht endenwollendem Hurra begrüßt, und fürwahr es war hohe Zeit gewesen, daß die Hilfe nahte. Die tapferen Verteidiger, denen von hinten das Feuer der brennenden Stadt über den Hals kam, während vorn die französischen Granaten die ihnen Deckung gewährenden Mauern durchlöcherten, hatten fast keine Patronen mehr, und daß der Feind beinahe den Eingang erzwungen hätte, davon zeugten die Haufen von Toten, die hart vor den die Straßenzüge sperrenden Barrikaden lagen. Sie hatten aber ihre Munition gut angewendet, das Feld ringsumher, namentlich die Grabenränder waren besäet von toten Feinden, denen sich freilich auch mancher braver blauer Junge anreihte. Wir schienen mit unserer Arbeit fertig zu sein, während im Süden noch das Gefecht im vollen Gange war. Infolge dessen ließ der Major v. B. die 3te Kompanie gegen ein etwas südlich gelegenes Dorf Orme und ein seitwärts desselben gelegenes Gehöft vorrücken, das v. W. auch noch vom Feinde besetzt fand, und dessen Verteidiger nach kurzem Kampfe zu Gefangenen gemacht wurden.

Inzwischen fing es bereits an zu dunkeln, dazu trieb uns der Wind den Rauch der brennenden Stadt ins Gesicht das Feuer verstummte allmählich und schon dachten wir, es

wäre alles zu Ende. Da auf einmal wurden wir wieder von neuem mit Granaten beschüttet. Ich stand mit meinen 3 Offizieren ungefähr 20 Schritt vor der Kompanie, plötzlich ein sausendes Zischen, ehe ich mich recht besann, hatte mein braver C., der dicht neben mir stand, mich umfaßt und mit sich zur Erde gerissen, eine Granate war hart neben uns eingeschlagen, ein Augenblick, zu kurz, um ihn zu fühlen, verging, bis die Granate krepierte und ihre Sprengstücke unschädlich über uns hinweg sandte, da v. N. und G. sich gleichfalls zur Erde geworfen hatten. Gleich darauf schlug eine andere dicht neben der Kompanie ein, aber ohne zu krepieren. Nun hatte aber auch Stöphasius seine Entfernung richtig taxiert und machte mit wenigen Schüssen die vorwitzige Batterie verstummen. Plötzlich fing es wieder nahe in unserer rechten Flanke an zu knallen, die Kugeln pfiffen uns um die Köpfe, und gleichzeitig ließ sich ein Klirren wie von anreitender Kavallerie vernehmen. Es war bereits so dunkel, daß man keine hundert Schritt vor sich sehen konnte.

„Stillgestanden! Das Gewehr über! Kompanie rechts schwenkt, marsch! Der Schützenzug schwärmen! Wollt ihr wohl nicht so weit vorlaufen, die Kerls in der Mitte, nach links sehen oder der Teufel soll euch holen!"

Da taucht aus der Dunkelheit die große Gestalt des Generals v. Schwerin auf.

„Na, was ist denn hier los, ihr thut ja grade, als ob ihr auf dem Gubener kleinen Exerzierplatz wäret!"

„Wir werden in der rechten Flanke beschossen, Herr General, ich habe den Schützenzug vorgeschickt."

„So, na es wird wohl nicht mehr viel sein, ja, ja, so eine Schwenkung im Feuer hat ihre Umstände, aber es war sehr schön so, man muß nur exerzieren, dann kommt gleich wieder Ruhe ins Glied. Gehen Sie nicht weiter vor, wie dringend nötig. Guten Abend."

Damit ritt er weg. Meine Schützen fanden nichts, wie in einem Graben einen Trupp Versprengter, die wahrscheinlich ihre letzten Patronen an uns gewandt hatten und nun zu den übrigen Gefangenen getrieben wurden, von denen wir bis jetzt beim Bataillon zirka 150 hatten, fast lauter Zuaven und

Mobilgarden, unter den ersteren sehr viele blutjunge Bürschchen, die, wie sie aussagten, erst vor zwei Monaten aus Afrika gekommen waren und sich sehr zu freuen schienen durch ihre Gefangennahme den Kriegsstrapazen entrückt zu sein. Mir fiel die Aufgabe zu, sie mit einem Zuge zu bewachen.

Es war inzwischen fast vollständig Nacht geworden, nur die Flammen Beaune's leuchteten schaurig durch die Dunkelheit, das Feuer war vollständig verstummt, überall herrschte tiefe Stille, nur im Süden aus einem hell brennenden Dorfe, l'Orminette, tönten französische Signale, die plötzlich von einem ohrenbetäubenden Lärm von Rufen und Schreien begleitet wurden. Während wir uns die Köpfe zerbrachen, was das zu bedeuten habe, hörte ich neben mir einen Gefangenen sagen: Ah voilà l'attaque! und in der That versuchten die Franzosen nochmals den südlichen Eingang zu forcieren, sie wurden aber so warm empfangen, daß sie eiligst wieder zurückfluteten. Der ganze Vorgang spielte sich in wenigen Minuten ab. Dann wieder die tiefste Stille.

Sie hatten es aber zum Schlusse noch ernstlich gemeint, dafür zeugten die dicht vor der Barrikade übereinander hingestreckten Leichen, darunter 3 Mobilgarden-Offiziere mit ihren Pferden, die wir am 30. dort noch auf derselben Stelle vorfanden.

Ihre Regsamkeit bewog unsern Brigadekommandeur, das Füsilierbataillon nochmals gegen l'Orminette vorzuschicken. Ein schlimmer Marsch in der Finsternis, in dem unwegsamen Terrain. Das Bataillon erhielt bereits aus einigen vor- und seitwärts des Dorfes gelegenen einzelnen Gehöften Feuer, stürmte dieselben, wie auch schließlich l'Orminette und machte gegen 300 Gefangene, hauptsächlich Zuaven und Turkos mit mehreren Offizieren. Gegen ½7 Uhr wurde es von unserm Bataillonsadjutanten auf Befehl des Brigadekommandeurs zurückgerufen, und eine Stunde später hatte unser Kommandeur sein Regiment an der Westseite von Beaune wieder beisammen.

Mit stolzer Befriedigung konnten wir auf den Erfolg des Tages zurückblicken. Das Erscheinen der Division, von der nur 2000—3000 Mann wirklich ins Gefecht kamen, hatte genügt, dem von 5facher Ueberzahl bedrängten X. Korps Luft

zu schaffen und den Feind zurückzuwerfen, der zirka 1300 Mann an Toten und Verwundeten und 1800 Mann an Gefangenen verloren hatte. Der eigene Verlust, hauptsächlich beim X. Korps, belief sich auf 38 Offiziere und 858 Mann.

Von der Aussicht, auf dem blutigen Schlachtfelde biwakieren zu müssen, befreite uns gegen 8 Uhr der Befehl, nach einem nordöstlich gelegenen Dorfe, Marcilly, abzurücken und dort Vorposten auszusetzen. Die 6te und 7te Kompanie folgten mit den beim Regiment vorhandenen zirka 400 Gefangenen.

Durch das brennende Beaune hindurch marschierten wir nun, ein furchtbarer Anblick und ein furchtbarer Marsch durch die vom Rauche erfüllten Straßen! Feuer und Blut ringsumher, überall Jammer-Szenen von den züngelnden Flammen grell beleuchtet. Schnaufend scheuten die Pferde fortwährend vor den toten oder verwundeten Menschen und Pferden, von denen die Straßen volllagen oder den Flammen der brennenden Häuser, deren Balken auf die Straße prasselten. Dazu das Jammern der Verwundeten und die Verzweiflung der flüchtenden Einwohner, nie werde ich diesen entsetzlichen Anblick vergessen! Nach höchst beschwerlichem Marsch in der finsteren Novembernacht auf grundlosem Wege, kamen wir gegen 10 Uhr, zum Tode erschöpft von den Strapazen und von Hunger, in dem elenden Dorfe an, aus dem die Einwohner alle geflüchtet waren oder noch bei unserem Einrücken flüchteten. Ich persönlich hatte außer dem vorher erwähnten Stück Kalbsbraten nichts Eßbares gesehen, so mancher hatte gar nichts gehabt! Ich brachte meine Kompanie und mich selbst in drei Häusern unter und war froh, als ich alles unter Dach und Fach hatte, denn das war bei der herrschenden Finsternis in dem kleinen Neste, das außerdem noch voll Artillerie lag, keine Kleinigkeit. Das Füsilierbataillon hatte die Wachen auszustellen, und so lagen wir bald nach dem Einrücken in tiefem, wohlverdientem Schlafe, da wo jeder ein Plätzchen gefunden hatte.

Am andern Morgen sahen wir uns nun die Gelegenheit näher an und hatten Zeit dazu, da sich die Franzosen wider Erwarten ruhig verhielten. Wie schon gesagt, waren die Einwohner alle geflüchtet, hatten aber vor dem Abziehen noch die Brunnen soviel als möglich ausgeschöpft und dann die Ketten

derselben zerstört, wodurch auf den Dorfstraßen ein grundloser Morast entstanden war. Glücklicher Weise fanden wir Brot und Vieh in genügender Menge, so daß wir wenigstens nicht zu hungern brauchten, auch vielen und recht guten Wein zur Stärkung. Am Mittag übernahm ich die Vorposten und war sehr froh darüber, so für meine Leute Beschäftigung zu haben, denn schon hatten einzelne an dem feurigen Wein des Guten zuviel gethan, ein trotz aller Aufsicht unvermeidliches Uebel. Abends 9 Uhr tönte das Alarmsignal durch die Dorfgassen, ich erhielt den Befehl, die Wachen einzuziehen, wir sollten weiter zurück nach einem nördlich gelegenen Dorfe, Egry, rücken. Es war schwierig genug, in der pechschwarzen Finsternis die Leute zusammenzubringen. In meiner Kompanie war der Nüchternheitszustand immer noch am besten, denn ich hatte einen Teil auf Wache gehabt und den anderen streng überwachen lassen, nur ein Kerl war sinnlos betrunken, zwei andere hatten ihn nur mit Mühe herbeischleppen können. Nun begann derselbe Nachtmarsch vom vorigen Tage, nur unter erschwerenden Umständen, denn die Nacht war noch finsterer und kein Weg zu unterscheiden; bald trat die natürliche Nachwirkung des Weingenusses, die Erschlaffung ein, die Kolonne verlängerte sich ums doppelte, und es gehörte die größte Energie dazu, die Leute heranzubringen, um die vormarschierende Kompanie nicht zu verlieren. Bis zur Hälfte dieses Weges hatten 2 zuverlässige Leute den vorerwähnten Betrunkenen mit grenzenloser Mühe mitgeschleppt, da erlahmten auch ihre Kräfte, und ich mußte ihnen den Befehl geben, den Kerl seinem Schicksale zu überlassen, wenn ich nicht die beiden Leute auch noch verlieren wollte. Ich glaubte sicher, die insurgierten Einwohner würden kurzen Prozeß mit ihm machen und hatte auch wenig Mitleid mit dem notorischen Trunkenbold. Wunderbarer Weise fand er sich aber einige Tage nachher wieder ein, er hatte sich solange im Felde herumgetrieben und die Dörfer vermieden, bis er einen marschierenden Truppenteil gefunden hatte, dem er sich anschließen konnte. Selbstverständlich empfing ich ihn sehr liebevoll und sprach ihm mein lebhaftes Bedauern aus, daß mich die Franktireurs nicht von ihm befreit hätten. Freund v. W. hatte bei diesem Marsche auch einen Mann verloren, der aber nicht zurückkam.

Endlich hatten wir Beaune erreicht, von dort wurde der Weg erträglicher, und gegen 2 Uhr trafen wir in Egry ein, das voll von Truppen des X. Korps lag. Ich mußte meine todmüden Grenadiere wie die Heringe übereinanderschichten, da ich nur ein einziges Gehöft zur Disposition hatte, und war außerdem genötigt, um für mich und meine Offiziere ein Plätzchen zu schaffen, aus einem benachbarten Hause 8 Mann vom 57sten Regiment auszuquartieren.

Frühmorgens am 30. verließen wir unsern wenig gastlichen Aufenthalt, um wieder nach Beaune zu marschieren. Am Tage vorher hatte der Feind noch Juranville und Maizières besetzt gehalten, und hatte der Prinz für den 30. Rekognoszierungen des III. und X. Korps in der Richtung auf Bois commun und Montargis befohlen. Wir sollten uns inzwischen in Beaune zur Verteidigung einrichten, um den Franzosen hier ein zweites Halt zu setzen, falls sie die Rekognoszierungsdetachements mit Uebermacht zurückwerfen sollten. Ich erhielt zur Besetzung erst die Südwestecke und dann die Südfront, auf der am 28. der hartnäckigste Kampf gewütet hatte, und richtete mich nach Kräften ein, die Franzosen gebührend zu empfangen. Die Position war so gut wie möglich. Die Front bildete ein fortlaufendes Ganze von massiven Gebäuden und steinernen Gartenmauern, die Straßeneingänge waren durch feste Barrikaden gesperrt, vor denen noch Haufen von toten Franzosen lagen. Freilich waren die Häuser teilweise ausgebrannt und die Mauern vielfach von Granaten durchlöchert, indessen boten sie immerhin noch ausreichenden Halt für die Verteidigung. Ich ergänzte nun die Verteidigungseinrichtungen nach Kräften, ließ Schießscharten durch die Mauern schlagen, überflüssige Fenster oder durch Granaten gerissene Löcher mit den vorgefundenen Betten verblenden, ließ von einem Hause zum andern Eingänge durchbrechen, um Kommunikationen auf der ganzen Front zu schaffen u. s. w. Aber die Franzosen kamen nicht, und das that uns aufrichtig leid, denn wir hätten sehr gern noch einen zweiten Akt der Verteidigung Beaunes abgespielt. Vor der Südfront lag auf einem mäßigen Hügel eine Windmühle, und auch dieser Hügel war mit einer provisorischen Befestigung versehen. Bis in Brusthöhe ein-

gegraben standen dort zwei Batterien zur Bestreichung des Vorterrains. Auch sie würden ein gewichtiges Wort bei einem etwaigen Angriffe mitgesprochen haben.

Die Zeit des Abwartens ließ uns genügende Muße, die Zerstörung der Stadt näher zu besichtigen. Niemand macht sich einen Begriff von der Verwüstung, die der Kampf mit sich gebracht hatte. Die Stadt war vollständig zum Trümmerhaufen geschossen und wohl zur Hälfte verbrannt, daher von allen ihren Einwohnern verlassen. Keine Seele war in den verwüsteten Räumen zu finden, überall herrschte das Schweigen des Todes, überall zwischen den Trümmern stieß das Auge auf blutige Reste der Schlacht. In den Wohnräumen der teilweise sehr eleganten Häuser fand man vielfach die Spuren der eiligen Flucht der Bewohner. So trat ich in einem Hause meiner Front in ein lauschiges Damenboudoir, die Bewohnerin mußte bei der Näharbeit aufgestört worden sein, eilig hingeworfen lag diese auf dem Nähtischchen am Fenster, neben einem in Sammt gebundenen Gebetbuche, sonst keine Spur von Unordnung, alles atmete Frieden. Anderwärts war das Hausgerät wüst umhergestreut und auseinandergerissen, Schränke und Kasten erbrochen, und ihr Inhalt in den Stuben verzettelt — ein wüstes Bild, wie man es stets da fand, wo die Bewohner, ihr Haus verlassend, alles in die Willkür des Soldaten gestellt hatten, der sich in solchem Falle nicht scheut, das, was er brauchen kann, sich anzueignen, wozu ihn ja auch oft die bitterste Notwendigkeit zwingt, oft aber freilich auch aus Uebermut und Neugier das Verschlossene erbricht und mehr als nötig verwüstet.

Die Rekognoszierungen hatten überall vor der Front beider Korps starke feindliche Truppenmassen gezeigt, die teilweise im Vorgehen begriffen gefunden wurden. Heftigere Gefechte hatten sich jedoch nicht entwickelt, und war der Feind schließlich überall wieder nach Süden abgezogen. Gegen Mittag wurden wir aus Beaune heraus an den obenerwähnten Windmühlenberg gezogen, wo sich die gesamte Division konzentrierte. In dem Häuschen des Windmüllers hatten sich der Divisions- und der Brigade-Kommandeur mit ihren Stäben einlogiert. Gegen 3 Uhr nachmittags wurden v. W. und ich dorthin zum

Brigade-Kommandeur beschieden und erhielten den Auftrag, die Vorposten gegen die Linie Maizières-Bois commun auszusetzen. v. W. sollte seine Feldwachen bei St. Loup les Vignes etablieren, ich sollte, mit meinem rechten Flügel Verbindung mit ihm haltend, die Straße nach Maizières decken.

„Gehen Sie nur auf der Straße nach Maizières, das stark vom Feinde besetzt ist, vor," sagte mir der General v. Schwerin, auf die Karte zeigend, „hier liegt ein Dörfchen Foucerive, dort, denke ich, werden Sie am besten Stellung nehmen und von da Ihre Feldwachen aussetzen. Rechts halten Sie Verbindung mit der 3ten Kompanie und links steht irgendwo, wo weiß ich selber nicht, das X. Korps, mit dem Sie Verbindung suchen müssen. Ich schicke Ihnen zwölf Dragoner nach und dann bei Tagesanbruch noch eine halbe Eskadron. Wenn Sie angegriffen werden, so verlasse ich mich auf Sie, daß Sie unter keinen Umständen zurückgehen. Richten Sie sich sofort in dem Dorfe zur Verteidigung ein und lassen Sie uns nicht die Franzosen auf den Hals kommen."

Mit dem gewohnten „zu befehlen, Herr General!" zog ich ab und kann nicht gerade sagen, daß ich sehr glücklich über den Auftrag gewesen wäre, denn das Aufsuchen der Verbindung mit dem X. Korps schien mir bei dem schon hereinbrechenden Abend höchst problematisch, und wenn mir dies nicht gelang, schwebte ich einfach in der Luft, was bei dem drückenden Gefühl der großen Verantwortung nicht gerade ein sehr wohlthuender Gedanke war. Mein liebenswürdiger Bataillons-Kommandeur, Major v. B., der mit beim General gewesen war, gab mir noch die tröstende Versicherung mit auf den Weg, daß er bei den ersten Schüssen sofort mit den beiden andern Kompagnien antreten und mir zu Hilfe kommen werde.

In der vergangenen Nacht war Frost eingetreten, der Wege und Felder wieder passierbar machte, gegen Abend steigerte sich die Kälte bis auf etwa 5 Grad. Im eiligen Tempo, um von der Tageshelle noch den möglichsten Nutzen zu ziehen, ging es nun auf der Chaussee nach Maizières vorwärts. Die in den Chausseegräben und auf den umliegenden Feldern noch massenhaft in den Stellungen, wie sie das mörderische Blei gefällt hatte, umherliegenden Toten boten einen schaurigen An-

blick, da, wahrscheinlich durch die eingetretene Kälte, die Gesichter und Hände, und zwar merkwürdigerweise besonders bei den Franzosen, vollständig schwarzblau geworden waren. Gegen 4 Uhr war der Bestimmungsort Fouceribe erreicht, der sich als ein kleiner, von der Chaussee abliegender Weiler präsentierte, dessen einzelne, zerstreute Gehöfte sowohl nach ihrer Beschaffenheit als nach ihrer Lage sich zur Verteidigung als völlig ungeeignet erwiesen. Nur eine, von den übrigen entfernt, hart an der Chaussee liegende ziemlich große Ferme bot sowohl durch ihre die Chaussee überhöhende Lage, als durch ihre steinernen Gebäude und Umfassungsmauern einen ganz vorzüglichen Stützpunkt, den ich sofort zu besetzen beschloß. Am Giebel aber wehte die Flagge mit dem roten Kreuz; das Haus, dessen Besitzer geflüchtet war, diente zweihundert französischen Verwundeten, von einer englischen Ambulance gepflegt, zum Lazaret. Mit Schrecken sah uns der dirigierende Arzt, ein graubärtiger Herr von vornehmem, sympathischem Aeußern, einrücken und fragte mich sehr höflich, ob ich nicht die internationale Flagge respektieren wolle. „Gewiß," antwortete ich ihm, „ich will Sie und die Verwundeten so wenig als irgend möglich inkommodieren, indessen, wenn ich angegriffen werde, muß ich das Gehöft bis auf den letzten Mann halten und muß mich daher zur Verteidigung einrichten." Das Anerbieten, mir ein Zimmer in dem Hauptgebäude, wo die Verwundeten lagen, einzuräumen, lehnte ich ab, um die Verwundeten möglichst wenig zu stören, es roch in demselben ohnehin entsetzlich nach Blut und Karbolsäure, und verteilte meine Leute in die Stallgebäude. Nun galt es, die Feldwachen zu etablieren, und höchste Eile war dabei geboten, denn schon neigte sich der kurze Wintertag seinem Ende zu. Auf dem rechten Flügel war die Aufgabe einfach, ich sandte C. mit seinem Zuge dorthin mit dem Auftrage, sich in einem zirka 500 Schritt entfernt liegenden Gehölz vorläufig aufzustellen, durch Patrouillen die Verbindung mit der 3ten Kompanie zu suchen und dann eventuell seine Stellung danach einzurichten. Zur Sicherung auf dem linken Flügel machte ich mich selbst mit G. und seinem Zuge auf den Weg, um ihm seine Stellung anzuweisen, v. N. blieb mit dem 3ten Zuge als Soutien in der Ferme,

und Dragoner-Patrouillen sollten ins Vorterrain geschickt werden, sobald sie einträfen. Nachdem ich mich links von der Chaussee vergeblich nach einem geeigneten Punkt für die Feldwache umgesehen hatte, denn das Terrain war so unübersichtlich wie möglich, entschloß ich mich kurz, sandte den Zug nach der Chaussee zurück mit dem Auftrage, auf derselben zirka 500 Schritt vor Fouceribe einen Unteroffizier mit einer Sektion als Beobachtungsposten vorzuschicken, und gab mich daran, die Stellung selbst abzureiten, um die Wege, die etwa von Maizières aus zur Annäherung benutzt werden könnten, zu ermitteln und eventuell die Verbindung mit dem X. Korps aufzufinden. Schon kam mir die Nacht über den Hals und nun begann, um wenigstens noch möglichst viel zu sehen, ein Reiten auf Tod und Leben in dem unwegsamsten Terrain, über Weinfelder, Weinberge, Hecken und Gräben, aber es mußte gehen, und es ging. Glücklicherweise hatte ich vorher die Pferde gewechselt und ritt mein zweites Pferd, das mir nicht so am Herzen lag, wie mein guter Rappe, das aber, weil es vorzüglich sprang, und das war mein und sein Glück in den Drahtzäunen der Weinfelder, gerade für diese Arbeit sehr geeignet war. Im gestreckten Galopp ging es vorwärts nach links, um etwas vom X. Korps zu sehen. Endlich komme ich an ein Dorf, den Revolver heraus und hereingeritten, hoffentlich ist es besetzt. Leider aber alles leer, wie ausgestorben, nur einige verbissene Gesichter in blauen Blusen zeigen sich in den Thüren. Wie ein Wetter hindurch und weiter, ehe sich die Blusenmänner besinnen, daß sie es nur mit einem einzelnen zu thun haben, nirgend etwas zu sehen, aber auch keine Wege in der Richtung auf Maizières. Ein weiteres Ausdehnen dieser Rekognoszierung ins Blaue konnte nichts nützen, ich war nach meiner Schätzung wenigstens fünf bis sechs Kilometer geritten und hatte zwar nichts vom X. Korps gefunden, wohl aber die Ueberzeugung gewonnen, daß in diesem Terrain eine angreifende Truppe bei Nacht unmöglich außerhalb der Wege vorgehen konnte. Ich ritt nun noch ein Stück in der Richtung auf Maizières vor und kam dann bei völliger Nacht bei meinem zurückgelassenen Zuge an mit der Ueberzeugung, daß ich instinktmäßig das Richtige damit getroffen

hatte, daß ich meinen Schwerpunkt auf die Chaussee verlegte. Die Beobachtung des Vorterrains mußte ausschließlich durch Patrouillen geschehen. Ich postierte nun meinen Unteroffiziersposten an einer geeigneten Stelle weit vorwärts auf der Chaussee und nahm den Rest des Zuges mit zum Soutien zurück, bei dem inzwischen auch die versprochenen zwölf Dragoner eingetroffen waren. Mein armes Pferd war weiß vor Schaum und zitterte am ganzen Leibe, ich konnte ihm aber nicht einmal die Wohlthat erweisen, es absatteln zu lassen, da ich es jeden Augenblick gebrauchen konnte, und ich seinen Kollegen in Beaune zurückgelassen hatte. Es hat sich von den Anstrengungen dieses Abends nie wieder erholt.

Jetzt hatte ich endlich Zeit, mich auch nach meinem Soutien umzusehen und die Verteidigungsmaßregeln zu vervollständigen. Da die Umfassungsmauer zu stark war, um leicht Schießscharten hindurchschlagen zu können, so wurden von Fässern und Brettern Bankettes gebaut, um über sie hinwegzufeuern, dann revidierte ich das Lazaret nach etwaigen Leichtverwundeten, die mir bei einem Angriffe hätten unbequem werden können, ließ die massenhaft herumliegenden Chassepot-Gewehre und Patronen beiseite schaffen und kam dann endlich auch dazu, mir ein Plätzchen in der Waschküche, wo wenigstens ein Kaminfeuer brannte, zu suchen. Nun wurde der Patrouillengang geregelt, Infanterie- und Dragoner-Patrouillen mußten stets das Vorterrain beobachten und sich bemühen, die Verbindung mit dem X. Korps zu suchen, außerdem bekam jede Feldwache einen Dragoner für etwaige Meldungen.

Mit der 3ten Kompanie war die Verbindung ziemlich bald hergestellt, dagegen brachte vom linken Flügel eine Patrouille nach der andern die trostlose Meldung, daß vom X. Korps nichts zu sehen sei. Die Situation war so ungemütlich wie möglich. Bei dem Mangel an Verbindung mußte ich stets die Befürchtung hegen, in der linken Flanke umgangen zu werden, ein Gedanke, der bei der Verantwortung für die Sicherheit der hinten lagernden Truppen, durchaus nicht zu den angenehmen gehörte. Das unheimliche Leben in dem vorderen Hause, die Schmerzensschreie der Verwundeten, von denen in der Nacht so mancher auf ewig still wurde, trug

auch nicht dazu bei, die Nerven zu beruhigen. Endlich verging die Nacht, die ich teils am Kaminfeuer sitzend, teils bei den Feldwachen zubrachte, welche, da sie kein Feuer anzünden durften, viel von der Kälte zu leiden hatten. So kam das Tagesgrauen, und zugleich eine vor mehreren Stunden abgeschickte Dragoner-Patrouille mit der Meldung, daß sie die rechte Flügel-Feldwache des X. Korps gefunden habe! Die Vorpostenstellung desselben war eine ganz andere, als ich sie mir gedacht hatte, allerdings links von mir, aber mit zurückgebogenem rechten Flügel, daher hatten meine Patrouillen sie immer zu weit nach vorn gesucht.

Um 8 Uhr erschien der General v. Schwerin, um die Vorpostenaufstellung zu besichtigen. Mit Spannung erwartete ich sein Urteil und hatte die Freude, daß er mit meinen Dispositionen so zufrieden war, daß er mir den Auftrag gab, ich möchte dem Hauptmann vom 52ten Regiment, der mich zu Mittag ablösen würde, den ausdrücklichen Befehl übermitteln, daß er unter keinen Umständen an der Aufstellung etwas ändern solle. Er sprach besonders seine Anerkennung darüber aus, daß ich trotz der Dunkelheit in dem unbekannten Terrain die Verhältnisse so richtig erkannt habe. „Mein Gaul ist aber auch hinüber, Herr General, den habe ich dabei zu Schanden geritten," konnte ich mich nicht enthalten zu antworten, worauf er lakonisch erwiderte: „Dafür gibt's andere". Nachdem nun endlich auch noch eine Infanterie-Patrouille, die vier Stunden unterwegs gewesen war, und die ich eigentlich schon verloren gegeben hatte, mit der Meldung zurückkam, daß die Verbindung des linken Flügels hergestellt sei, senkte sich die gewohnte Seelenruhe wieder in mein aufgeregtes Gemüt, und ich nahm mir Zeit, die sehr bunt aussehende nächste Umgebung meines Hauptquartiers genauer zu mustern und mit dem Chefarzt der englischen Ambulance etwas zu plaudern, der mir haarsträubende Dinge von den gänzlich unzureichenden Sanitätseinrichtungen bei den Franzosen und dem entsetzlichen Elend der Verwundeten nach der Schlacht erzählte.

Vor dem Gehöft lag ein verlassener französischer Biwakplatz; die auf demselben lagernde Truppe mußte sehr plötzlich von den Preußen überrascht worden sein, denn der Platz war

übersät mit Kochgeschirren, Patrontaschen, Patronen, den bekannten roten Epauletten und allen möglichen andern Gegenständen, unter denen besonders Spielkarten vertreten waren. Ebenso sah es in dem am Hause befindlichen Garten aus, in dem außerdem noch, lang dahingestreckt und steif gefroren, zwei tote Zuaven lagen, ein schwarzbärtiger Korporal und ein blutjunges Bürschchen, die ich von meinen Leuten begraben ließ. Das gleiche Geschäft wurde, wie ich von meiner Stellung aus sah, an den im Felde herumliegenden Toten von einer Kompanie meines Regiments besorgt.

Um 2 Uhr wurde ich abgelöst und marschierte nach dem Windmühlenberge zurück, froh, von einem der unerquicklichsten Aufträge erlöst zu sein. Bis gegen Abend blieben wir dort liegen und erhielten dann den Befehl, nach Beaune hereinzurücken, wo ich in einem etwas weniger mitgenommenen Hause mit vieler Wonne die ermüdeten Glieder etwas ruhen lassen und auch endlich, seit Marcilly, wieder etwas Warmes, eine ordentliche Rindfleischsuppe, die mein Bursche mit vieler Meisterschaft fabrizierte, genießen konnte.

Am Abend ging dem Regiments-Kommandeur noch ein Divisionsbefehl zu, mit dem ganzen Regiment, der 2ten leichten Batterie und einer Eskadron Dragoner am andern Morgen gegen Bellegarde zu rekognoszieren. Maizières hatte der Feind noch am 1. Dezember geräumt und war in der Richtung auf Bellegarde zurückgegangen. Es kam also darauf an, festzustellen, wie weit nördlich von Bellegarde er neue Stellungen eingenommen hatte.

Nach einer erquickenden Nachtruhe standen wir früh $^1/_2$8 Uhr wieder marschfertig und rückten beim herrlichsten klaren Winterwetter, Freund v. W. und ich an der Tête der Kolonne auf Bellegarde vor. Am Kreuzpunkt der Straßen Beaumont-Bellegarde und Beaune-Ladon fanden wir unsere inzwischen vorgeschobene Vorpostenlinie, das Detachement machte Halt, und v. W. ging gegen das links der Chaussee nach Bellegarde gelegene Montigny, ich gegen das rechts gelegene Fréville vor, mit dem Auftrage, zu ermitteln, ob diese Orte vom Feinde besetzt seien. Auf den Höhen vor Montigny bemerkte man bald ansehnliche feindliche Truppenmengen aller Waffen, ebenso, aber weiter entfernt, auf der Chaussee nach

Bellegarde. Der Kommandeur ließ infolge dessen 4 Geschütze gegen Montigny in Thätigkeit treten, während 2 die Straße nach Bellegarde bestrichen, deren Feuer der Feind sofort aus 2 Batterien erwiderte. Ich war inzwischen in Kompaniekolonne, den Schützenzug als Avantgarde vorgezogen, von der Chaussee abgebogen und mit meinen stereotypen 12 Dragonern der Kolonne vorgeritten. Die Füsiliere und die 6te und 7te Kompanie hatten eine Reservestellung eingenommen, die 1te und 2te Kompanie diente zur Bedeckung der Geschütze.

Das Terrain trug den Charakter der ganzen Gegend. Von vielen tiefen Gräben durchschnitten, wechselten Feld und lichte, niedrige Waldparzellen miteinander ab, ein dichteres Wäldchen zog sich zirka 500 Schritt rechts von meiner Operationslinie bis an den vorerwähnten Straßenknoten.

Das Ziel unseres Marsches, Frêville, lag bald vor uns, noch waren wir ziemlich weit entfernt, und nichts regte sich im Dorfe, wohl aber richtete eine der bei Montigny etablierten Batterien ihr Feuer auf uns, ohne jedoch den Vormarsch zu hindern, denn die Granaten gingen über uns hinweg und schlugen, ohne Schaden zu thun, rechts von uns ein. So war ich bis auf zirka 800 Schritt an das Dorf, in dem alles still blieb, herangekommen, die Kompanie befand sich vielleicht noch 500 Schritt weiter zurück, als ich durch mein gutes Glas, die roten Hosen der Franzosen in der Dorflisiere schimmern sah. Eben sagte mein Dragonersergeant in seinem märkischen Dialekt: „Es is Nischt los, Herr Hauptmann, das Nest is leer." „Abwarten, das wollen wir bald sehen", antwortete ich, „Kehrt schwenkt, marsch, zur Kompanie zurück!" Als wir im Galopp zurückritten, zeigten uns einzelne nachfolgende Schüsse, daß ich mich nicht geirrt hatte, die Kompanie war jedenfalls noch nicht vom Dorfe aus gesehen worden, denn noch befand sich zwischen ihr und demselben ein schmaler aber ziemlich dichter Gebüschstreifen.

Ich beabsichtigte nun zum Angriffe zu schreiten, um den Feind zu veranlassen, seine Kräfte zu zeigen. Kaum waren wir aber aus dem Gebüsch heraus und in die freie Ebene getreten, als es in dem Dorfe anfing wie in einem Ameisenhaufen zu leben. Schützen besetzten die Lisiere, und in den

Straßen sah man Soutiens in Stärke mehrerer Kompanien sich sammeln, Kavalleristen ritten zum Melden, und sofort begrüßte uns ein heftiges Chassepotfeuer. Etwa hundert Schritt vor dem Gebüsch lief quer durch das Gelände ein tiefer, breiter Graben, in dem ich meine ganze Kompanie unterbrachte. Ich konnte in demselben die Sache mit Ruhe abwarten, denn das Feuer ging über uns hinweg, die Kugeln klaschten vor und hinter uns auf den gefrorenen Boden, thaten aber keinen Schaden, und wenn die Franzosen ihrerseits aus dem Dorfe attackieren sollten, hatte ich den schönsten Schützengraben von der Welt, sie, aus demselben heraus, gebührend zu empfangen.

Ich wußte nun, was ich wissen wollte, Frèville war von Infanterie und Kavallerie stark besetzt, jedenfalls zu stark, um es mit einer einzelnen Kompanie angreifen zu können, und sandte ich daher sofort einen Dragoner mit der bezüglichen Meldung an den Kommandeur, der sich auf der Chaussee nach Bellegarde aufhielt. Die Ordonnanz mußte, um dorthin zu gelangen, gerade den Strich passieren, den die Granaten der vorerwähnten Batterie bei Montigny nahmen, die nicht aufgehört hatten, uns zu begleiten, und kaum war er 200 Schritt geritten, als er zusammenstürzte. Eine Granate hatte seinem Pferde beide Vorderbeine zerschlagen. Ich schickte sofort einen zweiten hinterher. Der hatte den Vorfall mitangesehen, war schlauer und vermied in einem großen Bogen die gefährliche Stelle. Bei seiner ausgesprochenen Abneigung für Granaten war es mir aber zweifelhaft, ob er den Kommandeur überhaupt finden würde, und sandte ich daher sofort eine dritte Ordonnanz ab, mit dem strikten Befehl, geradezu zu reiten. Im Karriere jagte er los und kam auch glücklich über die unangenehme Linie und das Chassepotfeuer der Franzosen, die wie rasend darauf losschossen, aber bei der weiten Distanz den einzelnen Reiter nicht trafen.

Nach einiger Zeit der Erwartung kam er auch glücklich mit der Meldung zurück, ich möchte mich auf mein Bataillon zurückziehen. Um diese Rückwärtsbewegung unbemerkt auszuführen, ließ ich die Kompanie sektionsweise sich in dem Graben entlang nach dem oben erwähnten Gehölz schleichen und gelangte durch dieses zu meinem Bataillon, das mir schon ent-

gegenkam, um mich aufzunehmen, falls der Feind versuchen sollte, die Kompanie abzuschneiden. Auch die 3te Kompanie war inzwischen schon wieder beim Bataillon eingetroffen, nicht ohne einige Verluste durch Granatfeuer gehabt zu haben.

Unser Zweck war erreicht, ein Einblick in die feindliche Aufstellung gewonnen; da ein ernster Angriff außer der Absicht lag, traten wir den Rückmarsch nach Beaune la Rolande wieder an. Gegen Abend wurden wir alarmiert und rückten gegen 7 Uhr nach einem westlich gelegenen Dorfe, Rougemont, wo wir gegen 12 Uhr nachts ankamen. Lange Ruhe sollten wir indessen auch hier nicht finden, schon um 6 Uhr marschierten wir wieder ab nach Mareau, wo sich das gesamte III. Korps sammelte.

IV.

Die Schlacht bei Orleans.

Durch die verschiedenen Rekognoszierungen nach der Schlacht von Beaune la Rolande geklärt, lag dem Prinzen jetzt ein deutliches Bild der feindlichen Aufstellung vor. Der Großherzog von Mecklenburg, der am 24. November den rechten Flügel der zweiten Armee erreicht hatte, war am 1. und 2. Dezember bei Loigny-Poupry angegriffen worden. Heldenhaft, in verzweiflungsvollem Ringen, hatte sich das I. bayerische Korps des überlegenen Feindes erwehrt, der dann nach Eingreifen der 17ten und 22sten Division bis nach Artenay zurückgeworfen worden war. Es lag nahe, daß der Feind durch seine mißglückten Angriffe bei Beaune la Rolande und Loigny-Poupry erschüttert sei, und schien infolge dessen dem Prinzen die Zeit zu einem Hauptschlage gekommen. Auch im großen Hauptquartier wurde diese Ansicht geteilt, wie dem Prinzen durch ein am 2. nachmittags eingetroffenes Telegramm Sr. Majestät mitgeteilt wurde. Er hatte infolge dessen beschlossen, am 3. mit allen Korps die Stellung des Feindes im Walde von Orleans konzentrisch anzugreifen und zu diesem Zwecke wie folgt disponiert:

Das III. Korps geht in mehreren Kolonnen gegen Chilleurs aux Bois vor und hat Loury zu erreichen. Rechts vom III. Korps rückt das IX. Korps vor, welches Artenay angreift und zur Verbindung mit dem III. Korps ein Nebendetachement auf der Römerstraße nach Bazoches les Gallerandes vorschickt. Die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg geht gleichfalls westlich der Straße Artenay-Orleans zum Angriffe vor. Das X. Korps marschiert an der Nord-Lisiere des Waldes entlang und erreicht mit seinem linken Flügel Chilleurs aux Bois, mit seinem rechten Villereau.

Noch wußten wir nicht, was beabsichtigt war, indessen lag es auf der Hand, daß sich nicht zu einem gewöhnlichen Rekognoszierungsgefecht das gesamte Armeekorps an einer Stelle konzentrierte, und wohl eines jeden bemächtigte sich eine eigentümliche, erwartungsvolle Unruhe. Regimenter auf Regimenter, Divisions- und Korps-Artillerie schoben sich auf der freien Ebene bei Mareau zusammen. Nicht lange währte es, so sahen wir unsern Divisionskommandeur, den gefeierten General von Stülpnagel, mit seinem Stabe anreiten. Er kam vom Prinzen, der seinen Brandenburgern seine Dispositionen und Befehle direkt kund gegeben hatte. Jetzt erscholl der Befehl: „die Stabsoffiziere!" Nach kurzer Zeit kam unser Major v. B. mit der inhaltsschweren Botschaft des Tages zurück und versammelte die Offiziere um sich, um uns mitzuteilen, was man von uns verlangte. Uns war die Aufgabe geworden, das Zentrum der feindlichen Stellung anzugreifen, wir sollten, wie der Divisionskommandeur sich ausgedrückt hatte, den Stier bei den Hörnern fassen. Die Lisiere des Waldes, sowie die zahlreich darin verstreut liegenden Dörfer und einzelnen Fermen sollten alle fortifikatorisch befestigt sein, zur Bestreichung der Straßen seien Batterien erbaut und mit schweren Positions-Geschützen armiert. Die Kommandeure waren deshalb darauf hingewiesen, nicht voreilig zu attackieren, sondern erst die Artillerie ihr Werk thun zu lassen, um nicht nutzlos das Blut der Leute zu verschwenden. Der Prinz hatte mit den Worten geschlossen: „Es wird eine blutige Arbeit werden, aber ich weiß, was ich von meinen Brandenburgern verlangen kann."

Das Wort tönte in uns wieder, und wir alle waren ent-

schlossen, es einzulösen. Der Schlachtenlenker hat es anders gefügt, das III. Korps, dem voraussichtlich das Schwerste bevorstand, erfüllte seine Aufgabe mit geringen Verlusten.

Die 6te Division befand sich auf dem rechten Flügel, daran schloß sich die 9te Brigade, welche gegen Santeau vorging, während links von ihr die 10te Brigade ihren Marsch gegen Vieux Santeau richtete. Die Brigaden waren in 2 Treffen formiert, und bildete unser Regiment das 2te, Regiment Nr. 52 das erste Treffen.

Es war ein herrlicher Anblick, als sich von unserem Rendezvous auf der Ebene von Mareau die Bataillone zum Angriff entwickelten. Die Luft war hell und kalt, die gefrorene Erde mit leichtem Schnee bedeckt. Die Batterien rasselten im scharfen Trabe an uns vorbei, um den Reigen zu beginnen. Vor Santeau lag eine einzelne Ferme, die befestigt und stark besetzt war; das war unser erstes Ziel. Eine Batterie auf unserem rechten Flügel eröffnete ihr Feuer dagegen, wir folgten in der Angriffskolonne, das Regiment in den Intervallen des ersten Treffens. Nie habe ich während des ganzen Feldzuges ein solches parademäßiges Avancieren gesehen. Die Bataillone marschierten, wie beim Brigadeexerzieren auf dem Exerzierplatz, genau in den vorgeschriebenen Distanzen, die Züge ausgerichtet, in der strengsten Ordnung. Das total ebene, freie und offene Terrain bot keine Hindernisse. Kaum waren wir angetreten, als die bei Sankeau etablierten Batterien ihr Feuer auf uns richteten, indessen hatten wir das eigentümliche Glück, daß die Granaten stets in die Intervalle der Bataillone einschlugen, einige auch mitten in die Bataillone, ohne Schaden zu thun. So bekam das Füsilierbataillon eine Granate mitten in die Kolonne, ein wirrer Knäuel entstand einen Augenblick, der sich indessen schnell wieder löste, noch wie eben v. W. und ich unsere Bemerkungen über den unglücklichen Treffer austauschten. Die Granate war, ohne zu krepieren, in die Erde gefahren und hatte die zunächst marschierenden Leute durch den Luftdruck umgeworfen, ohne jemand zu verletzen. Wie eigentümlich übrigens der Luftdruck einer so in nächster Nähe einschlagenden Granate wirkt, sollte ich selbst gleich darauf sehen. Wir waren kaum einige Minuten weiter marschiert, als so ein Brummer hart über der linken Flanke der

Kolonne vorübersauste und wenige Schritte hinter dem Bataillon einschlug. Ich marschierte mit v. W. am 6. Zuge, wir waren alle abgestiegen, nur unser Major v. B. ritt mit seinem Adjutanten in gewohnter Seelenruhe vor der Front. Unwillkürlich hatte ich mich nach der Granate umgesehen, als ich den Flügeluntcroffizier des 8ten Zuges, einen älteren, sehr ruhigen und unerschrockenen Mann im eiligsten Schritt, gebückt, den Kopf voran, an mir vorbeirennen sah. „Sergeant P., wo wollen Sie denn hin", rief ich ihn an, worauf er sich umdrehend und wie aus dem Schlafe erwachend, mit weit aufgerissenen Augen mich anstierend, stammelte, er wüßte nicht, was mit ihm geschehen sei, er habe nur ein Sausen gehört und sei unwiderstehlich fortgetrieben worden. Jedenfalls war ihm die Granate ziemlich nahe an den Ohren vorbeigeflogen, und werden ihm dieselben wohl noch hinterher etwas geklungen haben.

Wir waren jetzt beinahe in gleicher Höhe der zuerst erwähnten Batterie, die ein Bekannter von mir, Hauptmann M. aus E. kommandierte, als uns das ominöse Pfeifen der Chassepotkugeln belehrte, daß wir nun in den Bereich des Infanteriefeuers eintraten. Der große Knalleffekt der Granaten war bis dahin spurlos an uns vorübergegangen, jetzt sollten wir sofort Gelegenheit haben, die Wahrheit des Sprichworts zu erproben: „die bellenden Hunde beißen am wenigsten." Kaum hatten wir die erſten Geschosse über uns wegpfeifen gehört, als 2 Mann aus der Mitte der Kolonne, durch die Köpfe geschossen, tot zusammenstürzten. Fast in demselben Augenblicke brach neben mir der Flügelmann des 7ten Zuges zusammen, eine Kugel, die ich in das Kochgeschirr seines Vordermannes schlagen sah, war ihm durch den Hals gefahren.

„Bataillon halt — Niederlegen!"

Die Schützen der 52er hatten Halt gemacht, man schien erst noch die Wirkung des Geschützfeuers abwarten zu wollen, das bis jetzt ziemlich resultatlos geblieben schien, denn noch war keine Abnahme des Feuers der französischen Batterie zu merken.

Da auf einmal sah ich in der etwa 300 Schritt rechts von uns befindlichen Batterie einen hellen Feuerschein, dem eine dichte Rauchwolke und ein betäubender Knall folgte. Eine französische Granate war in eine Protze geschlagen, diese zur Ex-

plosion bringend. Jetzt schienen die Franzosen erst die richtige Distanz taxiert zu haben, und hageldicht flogen die Granaten in die Batterie, die im Umsehen eine Anzahl Leute und Pferde verlor. Die Verwirrung war grenzenlos. „Herrgott, rief ich v. W. zu, sehen Sie mal meinen Freund M. aus E., jetzt muß er einpacken." In der That blieb ihm nichts weiter übrig, er mußte abfahren und außerhalb des feindlichen Feuers seine Batterie retablieren. Er hatte überhaupt den Tag mit einem bösen Omen begonnen, gleich beim Anfahren aus dem Rendezvous stürzte ihm ein Offizier mit dem Pferde und mußte hinweg getragen werden. Den Namen, mein Freund M. aus E., behielt der Aermste übrigens, sogar bei den Grenadieren, die unsere Unterhaltung wohl mitangehört hatten. Wenn er sich später in unserer Nähe sehen ließ, hieß es stets: Aha, da kommt ja mein Freund M. aus E.

Wir bekamen durch das außer Gefecht gesetzt werden der erwähnten Batterie jetzt eine doppelte Dosis Granaten, aber mit dem gleichen Mißerfolge, doch wurde uns die Zeit, bis uns weiter rechts befindliche Batterien Luft schafften und endlich die französischen Geschütze zum Abfahren zwangen, recht lang. Da man den Weg der französischen Granaten an dem Rauchwölkchen ihres Zündners deutlich verfolgen konnte, so ließ sich immer vorher berechnen, welchem Bataillon der Gruß galt.

Es war auf unserer Seite allmählich auch die gesamte Korps-Artillerie in die Gefechtslinie eingerückt, und das Feuer dieser 78 Geschütze zwang den Gegner zuerst mit seiner Artillerie und dann auch mit der Infanterie von Santeau auf Chilleurs abzuziehen, ohne daß es zu einem eigentlichen Infanteriekampfe irgendwo gekommen wäre.

Gegen Mittag rückten wir durch Vieux Santeau hindurch, in dem die zusammengeschossenen Häuser und die massenhaft herumliegenden, teilweise schrecklich verstümmelten Toten und Verwundeten ein beredtes Zeugnis für die Wirkung unserer Geschütze ablegten. Es dreht sich mir heute noch das Herz um, wenn ich an das verzweiflungsvolle Stöhnen eines an unserem Wege liegenden französischen Offiziers denke, dem eine Granate beide Beine abgerissen hatte, und der flehentlich um eine Kugel bat, um sein Leiden zu enden.

Zwischen Santeau und Vieux Santeau nahm unsere Divisionsartillerie nun wieder Stellung und richtete ihr Feuer gegen Chilleurs. Als dann die Korpsartillerie herankam, gingen einige Batterien noch näher an Chilleurs heran, hinter dem der Feind seine Reserven aufgestellt hatte. Die 6te Division hatte sich inzwischen etwas rechts gezogen, und als nun ihre Avantgarden-Kompanien die feindliche Reserve in der Flanke beschossen, räumte der Feind auch seine Stellung bei Chilleurs und zog sich in den südlich vorliegenden Waldrand zurück. Aber auch hieraus wurde er bald vertrieben, da, unter dem Feuer unserer und der Batterien der 6ten Division, nun unsere Brigade in ihrer Marschrichtung von Vieux Santeau aus seinen rechten Flügel zu umfassen drohte.

Gegen 3 Uhr waren wir so bis in die eigentliche Lisiere des Waldes vorgedrungen, und stand, da wir konvergierend gegen die große Straße Chilleurs-Loury vorgerückt waren, die ganze Division auf einer an dieser Straße befindlichen, ziemlich engen Waldblöße, die Bataillone fast ohne Distanz aneinander geschoben. Seit etwa einer halben Stunde war das Feuer schwächer geworden und schließlich ganz verstummt. Der Divisions- und Brigade-Kommandeur mit ihren Stäben hielten bei uns, und eben schickte sich ersterer an, weiter vorzureiten. Da auf einmal fing es von frischem an zu donnern. Mit betäubendem Krachen schlugen einige schwere Granaten bei uns ein, der Feind hatte richtig berechnet, daß sehr große Truppenmassen auf der genannten Waldblöße stehen müßten und beschoß dieselbe aus einer auf der Chaussee erbauten Batterie von schweren Positionsgeschützen. Der Augenblick war kritisch, denn wir standen, wie schon gesagt, so eng, daß schwere Verluste in Aussicht standen. Sofort wurde der Befehl gegeben, die Regimenter auseinander zu ziehen und weiter zurück in schützende, vorspringende Waldecken, die wir vorher passiert hatten, zu gehen. Die Stäbe thaten gleichfalls das Vernünftigste, was sie thun konnten, und machten sich schleunigst aus dem Staube. Als der Befehl zum Zurückgehen gegeben wurde, hatten wir soeben einen tiefen Graben passiert. Ich blieb, bis der letzte Mann der Kompanie wieder herüber war, jenseits und war soeben nun auch hinübergesprungen, als eine Granate direkt

über mir platzte, deren Sprengstücke in den jenseitigen Grabenrand schlugen und mich von oben bis unten mit Eis und Schmutz bewarfen. Es verursachte dies besonders auf meinen langen Stiefeln ein solches Gepraſſel, daß mein Leutnant G. mit dem Ausrufe: „Um Gotteswillen, haben Sie's weg?" herbeisprang und mich umfaßte. Als ich ihm lachend erwiderte „bis jetzt noch nicht", glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen und versicherte, er hätte deutlich zu sehen geglaubt, wie die Sprengstücke in mir einschlügen. „Na, sagte ich, jedenfalls ist es besser so, sie war recht gut gemeint, und wir wollen uns ein Stückchen zum Andenken mitnehmen." Es gelang mir auch, aus dem Grabenbord ein Stück herauszugraben, das gegenwärtig auf meinem Schreibtische zu der Liebesgabe von Plappeville, die ich wohl früher erwähnt habe, das Pendant bildet.

Wir gingen einige hundert Schritt zurück und lagerten uns im Gebüsch, es unserer Artillerie überlassend, die vorlaute Batterie zum Schweigen zu bringen. Es dauerte das ziemlich lange, und die Granaten schlugen nach wie vor in die Waldblöße ein, deren Verlassensein der Feind wohl nicht berechnete. Wir hatten die Gewehre zusammengesetzt und uns daneben niedergelegt. Die Zeit wurde uns lang, und bald sah ich verschiedene Grenadiere im Kanonendonner süß entschlafen, mir selbst ging's nicht besser, ich ertappte mich gleichfalls beim Einnicken. Ein Wunder war es freilich nicht, wenn die Kräfte allmählich versagten bei den Strapazen der letzten Tage und der unzureichenden Ernährung, auch heute früh waren wir natürlich wieder mit nüchternem Magen ins Feld gezogen.

Endlich verstummte das Geschützfeuer, es hieß „an die Gewehre", und wir schickten uns an, durch den Wald weiter vorzurücken. Die große Straße war der 6ten Division angewiesen, wir, die 5te, traten unsern Marsch auf einer in gerader Richtung nach Süden führenden Nebenchaussee an und rückten nicht in Angriffsformation vor, sondern kompanieweise in Sektionen abgebrochen, rechts und links eine Schützenlinie als Seitendeckungen, da der Weg für eine breitere Formation zu schmal, und der Wald rechts und links desselben so dicht war, daß er für eine Kolonne unpassierbar erschien. Ueberall

fanden wir eilig verlassene passagère Befestigungen und Biwakplätze, in denen es nach französischer Manier sehr bunt von allerhand weggeworfenen und vergessenen Ausrüstungsgegenständen aussah. Die im Walde streifenden Schützen und Patrouillen brachten viele Gefangene ein von allen möglichen Regimentern. Inzwischen war es völlig dunkel geworden, und ein jeder dachte wohl daran, wie verhängnisvoll jetzt in der Finsternis in dem dichten Walde ein selbst von einer kleinen Abteilung ausgeführter Ueberfall werden könnte. Die Gefahr lag nahe, denn, wie schon gesagt, wurden fortwährend Versprengte eingeliefert, wie leicht konnte da nicht eine größere Abteilung den Versuch wagen, sich durchzuschlagen. Da tönt auf einmal lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer auf unserer rechten Flanke, die Kolonne hielt sofort, bis Aufklärung über die Ursache davon eingetroffen war, die mit höchster Spannung erwartet wurde. Endlich traf Nachricht ein und bald darauf schwieg auch das Gefecht. Das X. Korps, das der Disposition gemäß am Nordrande des Waldes entlang marschiert war, hatte bei Neuville aux Bois den Feind angetroffen und ihn zurückgetrieben. Wir rückten nun weiter vor, teilweise nicht ohne Schwierigkeiten, da die Chaussee an vielen Stellen durchstochen und durch Verhaue gesperrt war, deren Beseitigung in der Finsternis immerhin langwierig war. Mir hatte der Halt wenigstens ein Gutes gebracht, daß er mir zu meinem Pferde verholfen hatte, welches ich zu meinem und meiner müden Beine großen Leidwesen bis jetzt hatte entbehren müssen, während die andern Kompaniechefs wenigstens vom Einrücken in den Wald an hatten reiten können. Mein zweites Pferd war durch eine nahe bei ihm einschlagende Granate, von der ein Sprengstück außerdem meinen Rappen am Bauche kontusioniert hatte, unruhig geworden und hatte sein Gepäck abgeworfen; ehe das nun wieder geordnet war, hatten sich andere Kolonnen dazwischengeschoben, und mein Pferdeburscbe hatte nicht zu uns herankommen können, was ihm nun endlich während des Haltes gelungen war.

Um 8 Uhr abends kamen wir endlich in Loury an, einem auf einer umfangreichen Lichtung des Waldes gelegenen ziemlich großen Dorfe, das aber doch für die Menge Gäste nur

beschränkten Raum bot. Ich erhielt ein Gehöft, das unten zwei kleine Stuben und darüber einen großen Boden enthielt. Außerdem befand sich darauf nur eine leere Scheune ohne Thüren, die wahrscheinlich bei der Kälte der letzten Tage in die Biwakfeuer der Franzosen gewandert waren, und ein kleiner, sehr schmutziger Kuhstall, dessen einzigen Insassen, eine Kuh, ich sofort zu requirieren beschloß. Als ich in die eine Stube trat, fand ich darin ein altes Weib im Bette liegend, das mich gleich mit großem Geschrei begrüßte: „Oh Mr., malade, malade!“ Ich räumte das Feld und überließ es meinem braven Giesmann, dem Feldwebel, und so viel Leuten, als hineingingen, sich dazuzuquartieren und wollte für mich, meine Offiziere und Burschen nun das andere Stübchen in Beschlag nehmen. Wie erstaunte ich aber, als ich auch dort zwei Kinder im Bette liegen fand, und die Malade-Schreierei auch hier losging. Das ging mir denn doch über den Spaß, mit gehobener Reitpeitsche ging ich auf das Bett los, und auf mein „Sortez d'ici, polissons, ou je vous chasserai à coups de fouet!“ sprangen, vollständig angekleidet, zwei Jungen ganz munter aus dem Bett heraus und räumten schleunigst das Lokal. Ich ließ den gleichfalls anwesenden Herrn Papa und die Frau Mama ihren Sprößlingen folgen und schickte mich an, es mir nun auch etwas bequem zu machen, d. h. mich wenigstens an das Kaminfeuer zu setzen und zu sehen, womit man den nagenden Hunger stillen könnte. Meine Leute hatte ich zum größten Teil wohl oder übel auf dem Boden, der nur mittels einer einzigen Leiter zu erreichen war, unterbringen müssen, wenn ich die armen Kerle, die der Ruhe dringend bedürftig waren, nicht auf der offenen Scheunentenne ohne Thüren wollte kampieren lassen, wozu eine Kälte von 5 bis 6 Grad unter Null nicht gerade einlud. Ich ließ die Gewehre auf dem Hofe zusammensetzen und die Leute mit ihrem Gepäck einzeln die Leiter heraufsteigen, was langsam genug von statten ging. Das war vorher geschehen, ehe ich mir selbst Quartier machte. Kaum saß ich am Feuer, als einer der Burschen mit dem Rufe: „Wir sind überfallen!“ die Thür aufreißt, im selben Augenblicke hörte ich auch lebhaftes Gewehrfeuer in nächster Nähe und war nun selbstverständlich auch sofort draußen. Wie nun die Leute in der

Schnelligkeit die Leiter herunterbringen! Ich kam gerade zeitig genug, um zu verhindern, daß einzelne Hals über Kopf von oben herunterſprangen, und Syſtem in die Sache zu bringen. Es ging für die Schwierigkeit noch ſchnell genug, und als das Alarmſignal durch das Dorf tönte, ſtand meine Kompanie faſt ſchon vollzählig unter dem Gewehr. Einzelne Kugeln, die an die Mauer des Gehöftes klatſchten, mahnten ſehr zur Eile. In ſolchen Fällen geht überhaupt alles noch einmal ſo ſchnell wie ſonſt. Noch wußte niemand, was der Lärm zu bedeuten habe, als das Gewehrfeuer ſchon wieder ſchwieg. Nachdem wir eine halbe Stunde unter dem Gewehr geſtanden hatten, hieß es, wieder in die Quartiere rücken. Die Urſache der Störung war folgende geweſen. Die vom X. Korps aus Neuville aux Bois vertriebene Beſatzung hatte auf ihrem Rückzuge von dort in Loury Quartier nehmen wollen, ohne zu ahnen, daß das Neſt bereits beſetzt ſei. Sie war dabei auf unſere Vorpoſten geſtoßen, die im Weſten, Süden und Oſten die Lichtung von Loury ſicherten, hatte ſich mit dieſen beſchoſſen und war in Verwirrung zurückgetrieben worden. Nach dieſem Intermezzo fanden wir endlich die wohlverdiente Ruhe.

Die andern Korps hatten am Abend des 3. Dezember gleichfalls ihre Aufgaben gelöſt, nur das auf der Römerſtraße vorgeſchickte linke Flügel-Detachement des IX. Korps hatte nicht bis St. Lyé vorzudringen vermocht, ſondern hatte den Tag im Kampfe gegen die auf ſeinem Wege befindlichen ſtark befeſtigten Fermen hingebracht und ſtand am Abend bei Crottes und Achères. Das Gros des IX. Korps hatte den Feind von Artenay bis Chevilly zurückgeworfen, und war Chevilly am Abend von der Armee-Abteilung des Großherzogs genommen worden. Das X. Korps war, wie ſchon oben geſagt, bis Neuville aux Bois gelangt.

Am Morgen des 4. Dezember konzentrierte ſich das ganze III. Korps bei Loury, um die Angriffsbewegung gegen Orleans fortzuſetzen. Ich war gerade dabei, die vorher erwähnte Kuh meines Gaſtfreundes zu requirieren, um meinen Leuten wenigſtens die Fleiſchportion ins Torniſter zu ſchaffen, in der Hoffnung, daß uns ein günſtiges Geſchick vielleicht heute abend die Zeit gewähren würde, abzukochen, als mich das

Alarmsignal in dieser angenehmen Beschäftigung unterbrach und mich zwang, die nun einmal requirierte Kuh ungeschlachtet mitzunehmen und zur Bataillonsbagage abzuliefern, um sie wenigstens in Reserve zu behalten. Seit mehreren Tagen hatten wir uns nur so en passant verpflegen können und einsehen lernen, daß das Essen eine Nebensache sei. Besonders empfindlich war der Mangel an Brot, das vollständig fehlte, und mit ihm die Möglichkeit, unterwegs den knurrenden Magen zu befriedigen. Wir Offiziere sowohl wie unsere Leute hatten am vorhergehenden Tage vollständig gehungert, ich persönlich ausschließlich von einem Stück Schokolade gelebt, das ich vorsichtigerweise in der Tasche hatte.

Die 6te Division rückte auf der großen Straße Loury-Orleans, wir, die 9te Brigade als Avantgarde vorgezogen, querfeldein links der Straße in der Angriffsformation gegen Orleans vor. Es war ein klarer, heller Wintertag, ein schneidender Ostwind ließ bei einer Kälte von mindestens 6 Grad das Mark in den Knochen gefrieren. Von Reiten war daher keine Rede, sondern wir alle zogen vor, zu Fuß zu marschieren. Bis Mittag fanden wir nirgends Widerstand, sondern hörten überall die Nachricht, daß der Feind teils in der Nacht, teils mit Tagesgrauen eilig abgezogen sei. Wohl aber hatten wir das Glück, in einem, allerdings etwas seitwärts gelegenen Dorfe, das uns aber so einladend aussah, daß wir schleunigst ein Requisitionskommando hinschickten, mehrere Brote und ein Quantum frischen Hotten zu finden, was ein vorzügliches Frühstück für unsere ausgehungerten Leute abgab. Leider kam auf jeden höchstens ein fingerbreites Schnittchen Brot, und was ist das für einen brandenburgischen Grenadiermagen! Die Kavallerie, die vor uns streifte, hatte meistens schon alle Vorräte gewissenhaft ausgekehrt. So war uns bald nach dem Antreten eine starke Ulanen-Patrouille begegnet, von der jeder Reiter ein Brot an seine Lanze gespießt hatte. Im Vorbeireiten wurden sie von meinen Leuten attackiert und waren kameradschaftlich genug gesinnt, freundlich mit ihnen zu teilen und einige Brote fallen zu lassen. Wie wurden nun die Glücklichen beneidet, die so ein Stück Brot erbeutet hatten!

Nachmittags stieß das linke Seiten-Detachement der Avant-

garde auf beträchtliche, im Abzuge auf Orleans befindliche feindliche Kräfte und zwang dieselben, auf Chateauneuf abzubiegen. Eine andere feindliche Abteilung wurde aus Chezy, einem für die Verteidigung äußerst günstig auf einem Berge gelegenen Dorfe, durch die Avantgarde vertrieben.

Wir standen während dieser Gefechte von nachmittag 4 Uhr an auf einer sehr zugigen Höhe, um abzuwarten, ob man uns gebrauchte, und froren dort wie die Schneider mit unseren zusammengeschnurrten Magen. Glücklicherweise boten die in Masse dort vorhandenen, trockenen, eichenen Weinbergspfähle ein vorzügliches Feuerungsmaterial, das wir nach Kräften benutzten. Bald loderten überall wahre Scheiterhaufen zum Himmel, an denen unsere Grenadiere ihre erstarrten Gebeine aufthauten und sich die Zeit des Wartens in ewig guter Laune mit guten und schlechten Witzen vertrieben und sich so über ihren knurrenden Magen hinwegscherzten. Ein Requisitionskommando, das abgeschickt worden war, hatte wenigstens einige Stücke Rindvieh mitgebracht, die gleich geschlachtet und unter die Kompanien verteilt wurden, so daß wir wenigstens eine gegründete Aussicht auf eine warme Suppe hatten, wenn uns der liebe Gott für die Nacht noch ein Quartier bescheren sollte.

Da über das Vorschreiten der andern Korps noch keine Nachrichten vorlagen, und dasselbe abgewartet werden mußte, lagen wir hier bis gegen 7 Uhr, wo dann der sehnlichst erwartete Befehl, den Marsch fortzusetzen, eintraf. Nach zweistündigem Marsche erreichten wir ein großes Dorf, Combleu, hart am Ufer der Loire gelegen, die, dort schon ein mächtiger Strom, stark mit Eis trieb. Der Raum war spärlich zugemessen, ich erhielt mit v. W. zusammen für unsere beiden Kompanien ein prächtiges Chateau angewiesen, in dessen fürstlichen Räumen wir es uns bald bequem machten. Der Besitzer war geflüchtet, und daher gab es leider nichts zu essen, indessen fabrizierten unsere Burschen bald die bekannte Rindfleischsuppe, nach deren Genuß wir den ermüdeten Körper mit großer Wonne auf die seidenen Betten streckten, und uns so auch wenigstens gegen die Kälte schützten, denn Oefen gab es natürlich nicht, und für solche Kältegrade, wir hatten am Abend gewiß 10 Grad, sind die französischen Kamine nicht geschaffen.

Bei den andern Korps war der Verlauf des Tages folgender gewesen.

Unsere 6te Division hatte in dem von Weingärten und vielen einzelnen Fermen bedeckten Gelände bei Baumainbert und St. Loup Widerstand gefunden und bei letzterem Orte noch die östlichen Vorstädte von Orleans beschossen. Eine von unserm Divisions-Kommandeur nach St. Loup entsandte Abteilung, bestehend aus einem Bataillon des 52ten Regiments, den III. Jägern und zwei Geschützen, welche die Verbindung mit der 6ten Division aufnehmen sollte, war in St. Loup eingedrungen, hatte sich aber, da das Dorf sich sehr stark besetzt erwies, unter Mitnahme von 160 Gefangenen wieder zur Division zurückgezogen. Das IX. Korps hatte die Stellung Cercottes-Gidy angegriffen, nach ziemlich hartnäckigem Gefecht den Feind bis nach Orleans zurückgeworfen und am Abend den Bahnhof von Orleans genommen, dann hatte der General v. Manstein, um ein Nachtgefecht in den Vorstädten von Orleans mit dem, wie es schien, zum äußersten Widerstande entschlossenen Feinde zu vermeiden, das Gefecht abgebrochen. Der Großherzog von Mecklenburg war in nordwestlicher Richtung vorgegangen, hatte bei Boulay und la Borde ziemlich heftige, hauptsächlich wieder für das I. bayerische Armeekorps verlustreiche Kämpfe zu bestehen gehabt und am Abend die Vorstädte von Orleans erreicht. Gegen 10 Uhr hatte der Kommandant von Orleans Verhandlungen zur Uebergabe der Stadt angeknüpft und war vereinbart worden, daß den französischen Truppen zwei Stunden Zeit zum Abzuge gelassen und dann die Stadt besetzt werden sollte. Der Großherzog zog infolgedessen um Mitternacht in Orleans an der Spitze der 17ten Division und einer bayerischen Brigade ein. Das X. Korps war der Disposition gemäß bis Chevilly gelangt und dort als Reserve stehen geblieben.

Ziemlich früh am Morgen des 5. Dezember wurden wir durch das Alarmsignal aus unserer Ruhe aufgescheucht und nahmen dicht vor den Thoren von Orleans bei St. Jean de Braye Stellung. Die 6te Division hatte, trotz der am vorigen Abend abgeschlossenen Konvention, als sie des Morgens früh in die Stadt einrückte, von einigen darin zurückgebliebenen

Abteilungen noch ziemlich heftigen Widerstand gefunden. Da man nicht wissen konnte, was sich daraus entwickeln würde, waren wir bereit gestellt, auch griffen die Batterien der Division noch in das Gefecht ein und wurden von einem der auf der Loire befindlichen Kanonenboote mit Kartätschen beschossen. Unsere Mitwirkung war jedoch nicht mehr erforderlich, die Besetzung der Stadt vollzog sich nunmehr ohne weitere Schwierigkeiten.

So war wieder ein bedeutender Abschnitt erreicht, und der Versuch des Feindes, mit einem neugebildeten Heere den Zernierungsring von Paris zu sprengen, vereitelt. Die durch die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg verstärkte Armee des Prinzen Friedrich Karl hatte mit einem eigenen Verluste von etwa 1600 Mann den Feind aus sorgfältig vorbereiteter Stellung vertrieben und ihm ungefähr 18,000 Gefangene, 74 Geschütze und 4 Loire-Kanonenboote abgenommen. Die Loire-Armee war zerstoben, alles, besonders die massenhaften Gefangenen und die auf allen Wegen herumliegenden Waffen und Ausrüstungsgegenstände gaben Zeugnis von der vollständigen Auflösung, in der sich die Armee befand. In den Augen der Franzosen war, wie bei der Niederlage der kaiserlichen Generale, wieder nur einzig und allein „der Verrat" der Grund des Mißerfolges. General Aurelles de Paladin, der Organisator der Loire-Armee, wurde abgesetzt, und Chanzy und Bourbaki fiel die Aufgabe zu, die Trümmer des Heeres zu neuem Widerstande zu sammeln.

V.

Züge und Gefechte an der Loire. Vendôme.

Nach verschiedenen Richtungen hin hatte der Feind seinen Rückzug angetreten, es kam vor allem nun darauf an, sich Klarheit über sein Verbleiben zu verschaffen. Zu dem Ende war bereits frühmorgens am 5. Dezember eine Avantgarde des IX. Korps über die Loire

gegangen mit der Weisung, auf dem linken Ufer stromaufwärts aufzuklären, das Gleiche sollte das III. Korps auf dem rechten Ufer thun. Die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg erhielt den Befehl, stromabwärts über Beaugency in der Richtung auf Tours vorzugehen, welche Bewegung die hessische Division auf dem linken Loire-Ufer begleiten sollte. Das Gros des IX. Korps und das X. Korps wurden in und um Orleans dislociert, wo auch der Prinz sein Hauptquartier nahm.

Bis gegen Mittag verblieben wir in unserer Stellung bei St. Jean de Braye und erhielten dann den Befehl, nach Chezy abzurücken. Die Leute hatten hier, wie überall in dieser Weingegend, vielen und guten Wein gefunden, das lange Stillestehen in der Kälte hatte zu vermehrtem Genuß angeregt, daher war es weiter nicht zu verwundern, wenn bei so manchem beim Abrücken sich deutliche Spuren davon zeigten. Bei solchen Gelegenheiten, nach einer glücklich durchkämpften Schlacht, muß man ja der menschlichen Schwachheit Rechnung tragen und ein Auge zudrücken und darf nicht alles sehen, wenn sich das mit der militärischen Disziplin vereinbaren läßt. Wer aber diese durch größere Animiertheit im Gliede und ein auffälliges Betragen stört, muß unnachsichtlich bestraft werden. So hatte ich es stets gehalten und war gut dabei gefahren. Ich war mit meiner Kompanie im allgemeinen in dieser Beziehung gut genug daran, wir hatten ungefähr 8—10 Leute, die zum Trunke neigten, und diese wurden strenge überwacht. Eine eigentümliche Einrichtung, die ich zu diesem Zwecke geschaffen hatte, hatte sich sehr gut bewährt. Ich hatte nämlich eine Sektion der Säufer gebildet und diese unter die Oberheit eines sehr energischen und kräftigen Unteroffiziers gestellt, der sich nicht gerade durch eine große Milde seiner Behandlungsweise auszeichnete. In diese Sektion kam jeder, der sich, sei es im Quartier, sei es auf dem Marsche, betrank und blieb darin so lange, bis er sich einige Wochen gut gehalten hatte. Bei jedem Rückfalle in das Laster trat unnachsichtlich das alte Verfahren auf doppelte Zeitdauer ein. So wie wir in das Quartier rückten, mußte die Sektion auf das Kommando: „die Säufer vor" vor die Front treten, und wurde aus ihr die Wache abgeteilt. Die andern kamen unter Aufsicht des obenerwähnten

Unteroffiziers, alle zusammen in ein enges Quartier. Es war das eine harte Strafe, viel härter als Arrest, denn nach einem langen Marsche, während dann die andern ruhen, auf Wache ziehen zu müssen, ist eine harte Nuß, und das traf meine Säufer ungefähr einen Tag um den andern. Unser Major v. B. amüsierte sich königlich über meine geistreiche Erfindung, als er eines Tages das in keinem Reglement zu findende Kommando hörte und führte einst unbeobachteterweise sogar den Regiments- und Brigade-Kommandeur auf meinen Rendezvousplatz, damit sie sich auch an dem Schauspiel ergötzen sollten. Unser jovialer General von Schwerin lachte, daß er sich auf dem Pferde schüttelte, ich aber ließ ihn lachen, denn ich hatte sehr gute Erfolge von meiner Einrichtung. Jeder nahm sich in Acht, und durch die Strafe der Trunkenbolde schonte ich gleichzeitig die guten Leute. Dieses stete Kämpfen gegen die Trunksucht war das, was einem während des Feldzuges den Dienst am meisten erschwerte. Man war zu eiserner Strenge gezwungen und lebte sich bei der steten Wiederholung desselben Vergehens in eine wahre Erbitterung gegen dasselbe hinein, so daß mich selbst, wenn ich einen Betrunkenen in der Kompanie sah, meistens der Jähzorn übermannte und mir die gewohnte Ruhe raubte. So auch bei Gelegenheit unseres Abmarsches von St. Jean de Braye. Der größte Trunkenbold der Kompanie, ein verkommenes Subjekt, aus einer ganz guten Gubener Familie, hatte des Guten so sehr zu viel gethan, daß er lärmte und schrie, aus einem Gliede ins andere taumelte u. s. w. Des öfteren hatte ich ihn schon rektifiziert, und so lange er mich in seiner Nähe wußte, hielt er sich dann, da er mich wie das Feuer fürchtete, ruhig. Kaum hatte ich indessen den Rücken gewandt, so ging das alte Spiel von neuem los. Endlich, bei einem neuen Exzeß konnte ich mich nicht länger im Zaume halten. Ich reite in die Kolonne hinein auf ihn los, renne ihn mit dem Pferde um und schlage ihn dabei von oben herunter mit der Faust ins Genick. Hätte ich doch lieber die Reitpeitsche gewählt, denn in der Hitze hatte ich die Richtung des Schlages nicht beobachtet und mit der Hand in das Bajonett des Vordermanns geschlagen, so daß die Spitze auf der andern Seite des Handballens wieder herausdrang. So hatte ich denn eine Illu-

stration zu dem alten Sprichwort: „Blinder Eifer schadet nur". Ich that, als wenn nichts vorgefallen, steckte die Hand unter den Paletot und ritt vor zum Doktor, der die Sache, zumal bei der strengen Kälte, für gar nicht unerheblich erklärte und einen Notverband anlegte. Eigentlich wollte er mich ins Lazaret dirigieren, indessen lachte ich ihn aus und wettete mit ihm, daß mir mein gesundes Blut zu einer Heilung ohne Eiterung in acht Tagen verhelfen würde. Ich habe meine Wette auch gewonnen. Nachmittags gegen 3 Uhr kamen wir in Chezy an und machten dort bei den ziemlich widerhaarigen Einwohnern Quartier. Mein Bauer erklärte für unsere Verpflegung durchaus nichts zu haben, zog aber alsbald andere Saiten auf und schaffte herbei, was zu des Lebens Notdurft gehörte, als ich ihm kaltblütig erwiderte, ich würde mir in diesem Falle ein anderes Quartier suchen und ihm 20 Grenadiere ins Haus legen.

In der Nacht war der vorerwähnte Befehl eingetroffen, wonach das III. Korps Loire aufwärts aufklären sollte, und führte uns unser erster Marsch nach Chateau neuf, einem hübschen Städtchen. Unsere Fouriere, die unter Hauptmann v. K. vorausgesandt worden waren, fanden das Haus noch von Versprengten besetzt und konnten erst nach einem kleinen Scharmützel Eingang finden, eine Dragoner-Ordonnanz des General von Schwerin geriet sogar in feindliche Gefangenschaft. Am anderen Morgen ging es weiter nach Ouzouer sur Loire. Der Marsch ging langsam von statten, weil er einmal durch große Glätte der Straße und hohen Schnee sehr erschwert wurde, und weil ferner die seitwärts liegenden Wälder und Dörfer von der Avantgarde, die die 9te Brigade bildete, erst durchsucht werden mußten, ehe die Kolonne weiter marschieren konnte. Ueberall wurden Massen von Versprengten und Nachzüglern der Loire-Armee angetroffen, meistens wurden die die Spitze bildenden Dragoner, wenn sie in ein Dorf hineinritten, mit Schüssen begrüßt, daraufhin protzte dann die Avantgarden-Batterie ab, sandte einige Granaten ins Dorf, auf welche Aufforderung dann die Verteidiger meistens die Waffen wegwarfen und sich gefangen gaben, oder sich eiligst rückwärts konzentrierten. Dies Spiel war bis Ouzouer ohne weiteren Schaden getrieben worden. Gegen Mittag war die Avantgarde bis kurz vor die

genannte Stadt gelangt, die Dragoner hatten erst äußerlich rekognosziert, und war dann, da auch in den ersten Häusern nichts Verdächtiges zu bemerken war, die aus einem Offizier und 3 Dragonern bestehende Spitze in die Stadt hineingeritten. Als sie auf dem Marktplatze angelangt war, fallen aus allen umliegenden Häusern Schüsse, die 3 Dragoner stürzen, der Offizier reißt sein Pferd herum und jagt auf Leben und Tod zurück, von heftigstem Feuer verfolgt. Eben bei den letzten Häusern angekommen, brach sein Pferd zusammen, von 7 Schüssen getroffen, hatte es wunderbarer Weise doch noch die Kraft gehabt, seinen Herrn, der nicht verwundet war, herauszutragen. Unmittelbar darauf protzte auch schon die Avantgarde-Batterie ab, ihre erste Granate traf die Kirche, und nach wenigen Schüssen wehte auf dem Thurme die weiße Fahne. Die Avantgarde ging nun durch Ouzouer hindurch, machte dort gegen 100 Gefangene, die sie unter schwacher Bedeckung zurückließ, und verfolgte die Verteidiger bis Nevoy, wo dieselben von mehreren Bataillonen und Batterien aufgenommen wurden. Wir folgten auf dem Fuße, der Maire und eine Menge Einwohner kamen uns in größter Angst entgegen, beteuerten ihre Unschuld und baten um Schonung. Auf dem Markte lagen, ein jammervoller Anblick, die Leichen der 3 Dragoner in ihrem Blute auf dem Pflaster, dem einen, einem Avantageur, hatten die Unmenschen mit Beilhieben den Garaus gemacht, so daß das Gehirn weit herumgespritzt war. Während wir auf dem Marktplatze standen und die Verteilung der Quartiere erwarteten, fielen plötzlich einige Schüsse aus dem Kirchturme, und nun ging es an eine gründliche Durchsuchung der Gehöfte, die wohl noch über 100 Zurückgebliebener von verschiedenen Regimentern, meistens Turkos, zu Tage förderte. Aus allen möglichen Verstecken, den Böden, den Kellern wurden sie hervorgezogen, viele völlig entkleidet aus den Betten geholt und zum Ergötzen unserer Leute so auf den Marktplatz befördert, wo sich bald eine recht bunte Gesellschaft zusammenfand. Es bedurfte der ganzen Autorität der Offiziere, um unsere erbitterten Leute zu verhindern, sofort Repressalien zu ergreifen. Eine Beteiligung der Einwohner an der Freveltat war nicht nachzuweisen, zu ihrem Glücke, denn sonst wäre es ihnen wohl schlecht ergangen.

Angst haben sie übrigens, obwohl ihnen nichts geschah, genug ausgestanden, sie glaubten sicher, wir würden gewiß bei unserem Abzuge die Stadt in Brand stecken, und wir unterließen dies für jetzt nur, um uns nicht selbst der Quartiere zu berauben. Ich kam mit meinen Offizieren in ein ziemlich anständiges Haus zu liegen, bei dessen Betreten uns die ganze Familie, bestehend aus Vater, Mutter, 1 erwachsenen Sohn, dito Tochter und 2 Kindern, in grenzenloser Aufregung entgegenkam und mit größtmöglichem Wortschwall und vielen Thränen um Schonung bat. Nur mühsam gelang es mir, sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß ihnen und ihrer Habe nichts geschehen würde, und freilich war es wohl kein Wunder, wenn ihnen bei so vielen Gästen, die der Vorgänge wegen wohl auch nicht besonders freundliche Gesichter machten, ich hatte nämlich außer unsern Burschen noch 10 Mann und 4 Dragoner ins Quartier genommen, etwas angst und bange geworden war, denn das Haus war nur klein, und durch die Einquartierung jeder Raum so dicht besetzt, daß für sie selber kein Platz blieb. Kaum hatte ich mich in dem Prunkgemach des Hauses etwas einlogiert, d. h. die Füße ans Kaminfeuer gestreckt, als wieder die ganze Familie in corpore erschien und mir mit Jammermienen und den heiligsten Eiden versicherte, daß sie gar nichts zu essen für uns hätten. Die Franzosen, die sich seit mehreren Tagen in Ouzouer festgesetzt, hätten alles aufgezehrt. Das war sehr glaublich und nicht zu ändern, und ich versicherte ihnen eben, daß wir schon nicht verhungern würden, als sich die Thür öffnete, und sich folgendes Genrebild präsentierte. In ihrem Rahmen erschien die Hünengestalt meines Unteroffiziers F., Kommandeurs der Säufersektion, nebenbei gesagt, mir als Beschlagschmied von unschätzbarem Werte außer seinen sonstigen sehr guten dienstlichen Eigenschaften, und mir persönlich sehr ergeben, eine lebendige Gans von respektabler Größe am Flügel führend und meldete streng vorschriftsmäßig, wie gewöhnlich keine Miene seines schwarzbärtigen düsteren Gesichtes verziehend, er habe diesen Vogel aus den räuberischen Klauen der Dragoner errettet, und da er gehört, ich habe nichts zu essen, so beeile er sich, ihn mir abzuliefern. Der Martinsvogel wurde als Helfer in der Not mit Dank acceptiert, sofort vom

Leben zum Tode befördert und ergab, am Spieße gebraten, ein ganz leidliches, nur etwas zähes Mittagsmahl, da der Racker, der als würdiger Stammvater seines Geschlechtes gewiß unzählige Gänse ins Leben eingeführt hatte, schlecht gerechnet, gewiß 10 Jahr alt war. Er wurde aber trotzdem mit Rumpf und Stumpf vertilgt, denn Hunger ist der beste Koch und schärft die Zähne, und außerdem hatte ich meine ganze larmoyante Familie zu dem lukullischen Mahle eingeladen.

Unsere Requisitionen in der Stadt hatten sonst wenig Erfolg. Wir fahndeten hauptsächlich auf Hafer, da unsere Pferde schon seit geraumer Zeit arge Not gelitten hatten, und hatte ich wie gewöhnlich den Grenadieren Befehl gegeben, bei ihren Wirten ein scharfes Auge auf etwaige Hafervorräte zu haben und, falls sie etwas fänden, dies mir sofort zu melden. Am Nachmittage erschien denn auch richtig mein Feldwebel und meldete, daß bei seinem Wirte ein verschlossener Keller existiere, der ihm sehr verdächtig aussähe, und von dem der Betreffende behaupte, den Schlüssel verloren zu haben. Ich nahm sofort eine Lokalbesichtigung vor, denn die Sache klang sehr verlockend, und als der Wirt sich beharrlich weigerte, den Keller zu öffnen, wurde der Eingang mit dem bekannten Hauptschlüssel, der alles öffnet, der Kreuzhacke, forciert. Unsere Mühe wurde reichlich belohnt, denn erstens fanden wir mehrere Fässer eingesalzenes Fleisch, das meinen ausgehungerten Leuten sehr gut bekam, und dann einen großen Vorrat Hafer, mit dem ich, nachdem für meine eigenen Pferde, so viel als es die Transportmittel erlaubten, gesorgt war, dem Bataillon eine große Freude machte. Die Expedition ging aber nicht ohne Blutvergießen ab, wenn es auch nur mein eigenes war, welches floß; ich rannte nämlich im Eifer in dem dunklen Keller mit der Nase derartig gegen einen vorspringenden Balken, daß mir gleich das Blut über das Gesicht schoß, und ich glaubte, das Nasenbein zerbrochen zu haben. Dasselbe war indessen widerstandsfähiger, als ich dachte, gewesen, nur die Nase war arg zerschrammt, doch flickte sie mir mein Lazaretgehilfe mit Heftpflaster sehr kunstvoll zusammen, und ich hatte nur den Vorzug einige Tage, mehr zum Vergnügen der Kameraden, als zu meinem eigenen, mit einem enorm vergrößerten, rot, blau und grün schimmernden

und mit Heftpflasterstreifen sehr geschmackvoll verzierten Riechorgan umher zu gehen. Am Abend, als ich mich, natürlich wie gewöhnlich völlig angekleidet, bereits aufs Lager gestreckt hatte, erschien wiederum die ganze Familie bei mir und bat, sich während der Nacht an meinem Kamine aufhalten zu dürfen. In Anbetracht des Umstandes, daß jedes Fleckchen im Hause besetzt war, und daß sie sich wohl bei mir am sichersten fühlen mochten, erlaubte es mein Mitleid nicht, ihnen das zu verweigern, und so kauerte denn die ganze Gesellschaft, nachdem sie sich in überschwänglichster Weise bedankt hatte, wie ein Volk Hühner vor dem Kamin. Es hatte das für mich nur die eine Schattenseite, daß ich wenig schlafen konnte, denn das Volk schwatzte die ganze Nacht, wenn schon nur flüsternd, in allen Tonarten wiederholend: „Oh, mon dieu, mon dieu, quel malheur, quel malheur!“ Gegen 5 Uhr früh quartierte ich sie aus, denn schon um 6 Uhr hieß es wieder in den Sattel, und als ich mich dann beim Abschiede in einer Anwandlung von guter Laune für die 'gute Aufnahme bedankte, war die ganze Gesellschaft so gerührt, daß sie mir fast um den Hals fielen und mich noch auf der Straße mit ihrem „Oh mon bon capitaine, que vous êtes bon, que vous êtes bon“, verfolgten.

Bald darauf marschierten wir bei heftigem Schneegestöber in den eisigen, dunklen Wintermorgen hinein. Als es eben hell geworden, kamen wir nach Dampierre, einem ehemals befestigten Städtchen, dessen auf die Straße hoch überragender Anhöhe gelegenes Schloß mit seinen spitzen Türmen und beschneiten Wällen einen höchst malerischen Anblick bot. Im übrigen glich die Gegend mit ihren jetzt unter Schnee begrabenen stillen Kieferwäldern so meiner märkischen Heimat, daß wenig Phantasie dazu gehörte, sich, in der Nähe unserer Garnisonsstädte, auf einem Winter-Uebungsmarsche zu glauben. Der Marsch war äußerst anstrengend, denn einmal mußte alle Augenblicke gehalten werden, um der Avantgarde Zeit zur Durchsuchung des Seitengeländes zu lassen, und dann war die Straße so glatt, daß viele Pferde stürzten und das Reiten bald ganz aufgegeben werden mußte, auch die Dragoner mußten ihre Pferde führen, das Marschieren aber bei so tiefem Schnee ist im Reitanzug keine angenehme Sache. So, nach abwechselndem

Halten und Wiederantreten waren wir gegen Mittag bis in die Nähe von Gien gelangt, wo uns ein längerer Halt geboten wurde. Die Arrièregarde Bourbakis, mit der unsere Avantgarde schon am vorigen Tage bei Nevoy ins Treffen gekommen war, hatte sich noch am Abend durch Gien hindurchgezogen, aber bei ihrem Abzuge die dortige feste Loirebrücke gesprengt. In der auf dem rechten Ufer liegenden Vorstadt hielt sich nun noch der Feind, freilich in geringer Stärke, aber für uns unerreichbar, da der breite Strom dazwischen lag, und beschoß die durchziehenden Kolonnen aus den dort liegenden einzelnen Gehöften und hinter dem hohen Loiredamme gedeckt. Der kommandierende General v. Alvensleben, der sich bei der Avantgarde befand, ließ nun zwar von der Avantgarden-Batterie das jenseitige Ufer bestreichen, es gelang indessen nicht, das Feuer verstummen zu machen. Die Einwohner selbst waren in Verzweiflung über dies die Stadt mit den schwersten Nachteilen bedrohende Gefecht. Eine Deputation mit dem Maire an der Spitze zog unter der Parlamentärflagge an die Brücke, um ihre Landsleute zum Abzuge zu bewegen, indessen ohne Erfolg, das Feuer dauerte fort, und sogar der Maire selbst wurde verwundet. Es blieb daher schließlich nichts übrig, als trotz des Flankenfeuers den Marsch fortzusetzen. Von jedem Bataillon schwärmte ein Halbzug aus und deckte, hinter den starken Bäumen der hart an der Loire entlang führenden Chaussee postiert, die Flanken des Bataillons einigermaßen dadurch, daß jeder über dem Damme erscheinende Kopf aufs Korn genommen wurde. Trotzdem pfiffen uns aber die Kugeln um die Ohren und klatschten gegen die Mauern, an denen wir entlang marschierten.

Später ließ der General v. Alvensleben dann zwei Batterien der Korps-Artillerie an geeigneter Stelle auffahren und die Vorstadt in Brand schießen, und unter dem Schutze dieser Geschütze setzte eine Kompanie des 52ten Regiments in Kähnen über die stark mit Eis treibende Loire und vertrieb den Feind vom jenseitigen Ufer.

Gegen 4 Uhr nachmittags erreichten wir unser Marschziel, Briare, nicht ohne auch dort noch ein kleines Scharmützel zu haben. Am Eingange der Stadt lag eine große Fabrik und

diese war von Franktireurs besetzt, die bei unserm Erscheinen ein lebhaftes, unschädliches Feuer eröffneten. Einige Granaten jedoch scheuchten sie bald in die Wälder, und die Briare'er mußten die Suppe ausessen, die sie eingebrockt hatten. Da es jedoch erwiesen wurde, daß die Einwohnerschaft nicht mit den Franktireurs gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, so kam die Stadt mit einer ziemlich hohen Kontribution an Armeebedürfnissen davon, und auch davon noch wurde ihr nachher ein Teil erlassen. Ein dort seit vielen Jahren lebender, aus besonderen Gründen ausnahmsweise nicht ausgewiesener Deutscher gab in einem bald darauf erschienenen Buche davon Zeugnis, wie selbst von den Franzosen unsere dort bewiesene Mäßigung anerkannt wurde. Die betreffende Stelle wurde damals in einer Berliner Zeitung (Spener'sche) reproduziert und lasse ich sie hier folgen, da ein derartiges unparteiisches Zeugnis auch wohl heute noch von Wert ist:

„Während des Sommers und Herbstes bewegte man sich in Briare, einer Fabrikstadt von etwa 5000 Einwohnern, wie in dem übrigen Frankreich in einem fortwährenden Wechsel zwischen ausschweifendem Siegesübermut und hoffnungsloser Entmutigung. Der Monat Oktober verlief mit immer steigender Hoffnung. Wenige Tage vor seinem Ende wurde dort die offizielle Nachricht angeschlagen von einem glänzenden Sieg Bazaine's, der 25 preußische Regimenter niedergemacht und eine Menge Proviant erbeutet habe. Dann kam plötzlich die Nachricht von der Übergabe der Festung Metz und der Kapitulation der ganzen Armee. Schrecken, Entmutigung, Entrüstung waren gleich groß bei diesem zerschmetternden, ungeahnten Ereignis, wie es der Verfasser nennt. Dann kam mit dem Sieg von Coulmiers wieder grenzenlose Freude und Zuversicht und man sprach schon wieder allen Ernstes, nur in Berlin Frieden schließen zu wollen. Ein Teil der Loire-Armee lagerte bei Briare, zerstörte überall Wege und Kanalbrücken und erhöhte die Siegeszuversicht der Einwohner. Nun folgte der 7. Dezember, an dem man in Briare den Kanonendonner des dritten preußischen Armeekorps hörte, welches den rechten französischen Flügel vor sich her trieb und ihn in voller Auflösung bei Gien über die Loire zurückwarf. Der dumpfe Donner, welchen die Sprengung eines Bogens der dortigen mittelalterlichen massiven Brücke verursachte, machte auf die Gemüter einen erschütternden Eindruck. So nahte denn die Stunde, wo auch Briare den Feind sehen sollte, von Angesicht zu Angesicht. In Gien waren die Stadträte, welche mit den Preußen unterhandelten, beim Rückweg von ihren eigenen Landsleuten mit Schüssen begrüßt und einer

tötlich verwundet worden. Eine schlimme Vorbedeutung. In Briare hatten sich zum großen Aerger der Bevölkerung etwa 50 Franktireurs aus dem Süden eingenistet, verwegene rücksichtslose Menschen; sie übernahmen, trotz aller Protestationen des Bürgermeisters die Verteidigung jener offenen Stadt gegen die anrückende fünfte Division, verschanzten sich am Eingang der Stadt und während dort alles verzweiflungsvoll und händeringend durcheinander lief, niemand den Mut hatte, gegen diese handvoll Franktireurs etwas anderes vorzubringen als wehmutsvolle Bitten, kamen die Preußen angerückt. Alsbald fielen die Schüsse, die Franktireurs hatten den Kampf eröffnet, das Los war gefallen. Die weitläufigen Fabrikgebäude, in denen der Verfasser wohnte, lagen am Eingang der Stadt und schienen der Herd des Widerstandes zu sein. Unsere Leute begannen denn auch wirklich die Fabrik mit Granaten zu beschießen. Durch das von beiden Seiten lebhaft unterhaltene Feuer ging der Verfasser mit einem weißen Tuche auf den kommandierenden Offizier der Preußen zu und dieser ließ, als er den Parlamentär bemerkte, alsbald das Feuer einstellen. Nachdem die Franktireurs alles in die beste Verwirrung gebracht, gaben sie Fersengeld und überließen es der Stadt Briare, wie sie sich aus der Sache herausziehen könne. Der Maire und einige Stadträte kamen inzwischen auch herbeigeeilt und übernahmen die Garantie, daß die Franktireurs sich fortgemacht hätten. Den Einzug der 5ten Division in Briare schildert der Verfasser in folgenden Worten. Truppe auf Truppe folgte, die ruhig und festen Schrittes in geschlossenen Reihen durch die Stadt marschierten. Ganz Briare war auf den Beinen, die Damenwelt hinter den Fenstervorhängen, um sich den so sehr gefürchteten Feind zu betrachten. Infanterie, Kavallerie, darunter auch schreckliche Ulanen, von dem Volksmund bei uns aus hulans in hurlans (von hurler heulen) umgetauft, Artillerie, Troß, Ambulanzen, kurz die ganze 5te Division vom dritten Armeekorps (Generalleutnant v. Stülpnagel) marschierte ohne Unterbrechung vorüber. Die Haltung der Leute war wahrhaft überraschend. Ihr dralles, kräftiges Aussehen, ihre Sauberkeit, ihr frisches Marschieren, der Blick jedes einzelnen Mannes, der nicht im geringsten von Uebermut, nur von etwas selbstbewußter Neugierde zeugte, der Zustand der Pferde, des Geschirrs, der Geschütze, die Vollständigkeit der Ambulanzen, das alles war mit Recht Gegenstand des Erstaunens für meine Umgebung. Ich selbst, dem doch die preußische Ordnung und Festigkeit sehr wohl bekannt, war unter den gegebenen Verhältnissen in hohem Grade überrascht. Ein jeder behauptete, daß diese Truppe unmöglich den Krieg mitgemacht haben könne, und sicherlich direkt aus Deutschland angekommen sei. Und als ich am anderen Tage durch die Offiziere belehrt den Leuten erzählte, daß diese Division bei Forbach den Ausschlag gegeben, bei Mars la Tour den Hauptkampf be-

standen, bei Gravelotte mitgefochten, der ganzen Belagerung von Metz beigewohnt habe, seit anfangs November beständig auf dem Marsche, vom 28. November an (Tag von Beaume la Rolande) mit kurzen Unterbrechungen tagtäglich bis zum 4. Dezember im Feuer gewesen sei und oft im Schmutz und Schnee biwakiert habe, da war nur eine Stimme unter den entmutigten Leuten „Thoren sind wir, hieß es, gegen eine solche Truppe mit unserer Mobilgarde kämpfen zu wollen".

Was war nun das Schicksal der Stadt Briare für den unsinnigen Widerstand, welchen man unseren Truppen entgegengestellt hatte? Die Stadt wurde weder angezündet, noch geplündert, noch irgend jemand ein Haar gekrümmt. General Stülpnagel legte der Stadt eine gewaltige Requisition an Armeebedürfnissen auf, und als sie geliefert, was sie unter der Hand hatte, strich er den Rest der Anforderungen. Der Eindruck, den die Haltung unserer 5ten Division in Briare hervorrief, ergibt sich am besten aus dem Brief einer Dame daselbst, welcher unmittelbar nach Abzug der Preußen geschrieben wurde und den der Verfasser mitteilt. Wir entnehmen ihm folgende Stelle, es der französischen Presse überlassend, sich mit ihrer enthusiastischen Landsmännin auseinanderzusetzen. Die Dame schreibt u. a.: Quoiqu'il arrive, je suis charmée d'avoir vu l'armée allemande; cette chose puissante, bien organisée; ces hommes qui arrivent calmes et forts comme un flot et s'en vont comme une mélodie. J'entends encore ces voix harmonieuses, qui s'élèvent dans la nuit! Quel charme, quelle douceur, quel ensemble et quelle simplicité. (Die Gesänge, mit welchen die Soldaten abzogen.) Oh race allemande! race ennemie de la mienne! je te salue et je t'estime! Cela n'est pas ma faute, il ne fallait pas qu'on te laissât voir à moi.

Ernster war folgender Vorfall. Briare lag am äußersten Ende der von den Deutschen besetzten Zone. Während des Feldzuges an der Loire war es abwechselnd von deutschen und französischen Truppen besetzt. Am 25. Dezember ritt eine Patrouille hessischer Chevaulegers von vier Mann in Briare ein, aus einem Wirtshaus fielen Schüsse, zwei Mann fielen, der eine tot, der andere tötlich verwundet, die zwei anderen zogen sich eilig zurück. Diese Patrouille war der Vortrab einer hessischen Abteilung, die unter dem Befehl des Generals v. Rantzau aus einem Infanterie-Regiment, einem Reiter-Regiment und einer reitenden Batterie bestehend, alles Hessen, am folgenden Tage in Briare einzog. Es waren also die speziellen Landsleute unseres Verfassers, die er vor sich hatte, und gegen deren durch die Ermordung der Kameraden auf das höchste gereizte Empfindung nun die Stadt Briare einzutreten hatte. Kein Zweifel, daß der Fall ein äußerst schwerer war und die schärfste Ahndung herausforderte. Noch war die erste Untersuchung darüber im Gange, als

schon ein weiterer Vorfall zur Kenntnis des Generals von Rantzau gebracht wurde; ein Chevauleger war von einer Anzahl unbewaffneter Briarer Bürger vom Pferde gerissen und an den Kanal geschleppt worden, um ertränkt zu werden; andere Bürger hatten ihn noch rechtzeitig in Schutz genommen. Er selbst erkannte einige Personen auf der Straße, als Mitglieder der Bande, die den Mordversuch auf ihn gemacht hatte. Auch diesmal wurde dennoch Briare weder verbrannt noch geplündert; es wurde eine regelmäßige Untersuchung eingeleitet, einige Dutzend Personen verhaftet und eine Zeit lang die verdächtigsten gefangen gehalten; schließlich kamen alle ohne Strafe davon. Der Stadt wurde eine Strafkontribution von 20,000 Franken auferlegt und auch diese schließlich auf 12,000 Franken vermindert. Liest man diese Dinge, so könnte man eher versucht sein, eine allzu große Milde zu tadeln, statt der von den Franzosen uns angedichteten Barbarei. Allein wir können uns doch der Ehrerbietung vor der Selbstbeherrschung unserer Landsleute nicht entschlagen, die selbst dem Meuchelmord gegenüber sich nicht verleugnete. Obgleich der Verfasser seinen speziellen Landsleuten nicht das gleiche bewundernde Lob zollt, wie der preußischen 5ten Division, so konstatiert er doch die im allgemeinen gute Haltung derselben. Daß die Franktireurgeschichte nicht strenger bestraft worden war, schien bei einem Teil der Hessen eine gewisse Unzufriedenheit hervorgerufen zu haben. Der Verfasser tröstet sich mit den Worten, daß man eben nicht jedermann gefallen könne."

Mich und v. W. traf wieder der angenehme Auftrag, die Vorposten zu übernehmen, doch hatte ich diesmal den besseren Teil gezogen, denn während die 3te Kompanie die Feldwachen auszustellen hatte, übernahm ich das Replis der Vorposten und hatte nur in dem äußersten Hause Alarmquartier zu beziehen. Ich installierte meine Kompanie in einem Winzerhause, das mitten in einem großen Weinberge lag, zum nicht geringen Entsetzen des Besitzers, denn ich mußte, um einen freien Ausgang bei einem etwaigen Angriffe zu gewinnen, durch die Weinstöcke einen breiten Weg bahnen lassen. Die Nacht verging ruhig, und früh im Morgengrauen erschien eine Eskadron Küraſſiere von der 1ten Kavallerie-Division, die Loire aufwärts gestreift hatten, und brachte die Meldung, daß sie keine geschlossenen Truppenteile des Feindes angetroffen hätten. Befehle zur Fortsetzung des Marsches lagen noch nicht vor, und so benützten wir denn den wahrscheinlichen Ruhetag vor allen Dingen zu dem sehr nötigen Scharfmachen der Pferde und zum Ausbessern der dringendsten Schäden am Schuhwerk.

Ich kam dazu freilich erst am Nachmittage, da das enge Quartier keinen Raum bot, als ich von Vorposten abgelöst wurde und in die vorerwähnte Fabrik quartierte, deren große Räume ausreichendes Obdach gewährten. In weiser Fürsorge benutzten wir noch den Nachmittag, um in Briare allerlei Vorräte, besonders Kaffee einzukaufen, Eßbares gab es leider sehr wenig. Schon seit Beaune la Rolande hatten wir hungern lernen müssen, und meine armen Leute hatten mir oft unbeschreiblich leid gethan, ohne daß ich helfen konnte. Kolossale Anstrengungen und nichts zu essen ist mehr, als der Mensch für gewöhnlich verträgt. In der ausgehungerten Gegend, wo bei unsern Gewaltmärschen ein Nachschub aus den Magazinen nicht möglich war, war es oft sogar schwierig, das nötige Fleisch zu requirieren, Brot fehlte ganz, wenn nicht der Zufall in den Quartieren uns davon etwas in die Hände spielte, und Gemüse hatten wir außer Reis schon lange nicht mehr gesehen. Die Ernährung war daher höchst mangelhaft, zumal wenn, wie das leider sehr oft geschah, die Fleischportionen über die Gebühr klein ausfielen. Als Kompaniechef erfüllte man also nur eine einfache Pflicht gegen seine Leute, wenn man nahm, wo man nur irgend etwas fand. Leider aber fand man sehr selten etwas.

Schon am Nachmittage verbreitete sich das Gerücht, daß das III. Korps den Rückmarsch nach Orleans antreten sollte, und wirklich kam auch am Abend noch der Befehl dazu. Die Gründe hierfür waren folgende.

Bereits am 7. Dezember war der Großherzog von Mecklenburg in seinem Vorrücken bei Meung durch starke feindliche Kräfte aufgehalten worden. Zwar hatte die 17te Division noch am Abend Meung und das bayerische I. Korps le Bardon zu nehmen vermocht, indessen bot das sehr schwierige Terrain zwischen der Loire und dem Walde von Marchenoir dem Feinde so viele Stützpunkte, daß man sich auf hartnäckigen Widerstand gefaßt machen mußte. Dieser sollte denn auch nicht ausbleiben. Als der Großherzog am andern Morgen, um seinen linken Flügel zu verstärken, den Marsch in der Richtung auf Cravant-Beaumont fortsetzte, wurde das I. bayerische Korps und die 22te Division in dieser Stellung von sehr überlegenen feind-

lichen Kräften angegriffen. Besonders auf das bayerische Korps richtete der Feind die schwersten Stöße, indessen heldenmütig, mit zäher Energie hielten die Bayern, die den größten Teil ihrer Offiziere verloren, dem überlegenen Feinde stand, erst am Abend konnte ihnen durch die 17te Division Hilfe gebracht werden, und gelang es ihnen dann noch im Verein mit dieser Division die für die Fortsetzung des Kampfes am nächsten Tage sehr wichtigen Orte Villechaumont und Vernon bei völliger Dunkelheit zu nehmen. Es war für die Gesamtlage der Dinge von größter Wichtigkeit, daß die Operation des Großherzogs auf Tours, dem Sitze der Regierungsgewalt, nicht ins Stocken geriet. Der Feind schien alle seine noch verfügbaren Mittel daran zu setzen, Tours zu schützen, und wenn ihm dies gelingen sollte, wäre der moralische Eindruck ein unberechenbarer gewesen, abgesehen davon, daß es sehr wesentlich war, die Regierung und somit die Organisation des Widerstandes aus Tours zu vertreiben. Um dieses Ziel zu erreichen, konnten aber die Kräfte der Armee-Abteilung des Großherzogs, die in den fortwährenden Kämpfen in ihrem Effektivbestande arg zusammengeschmolzen war, nicht ausreichen, denn der Feind hatte unter dem Oberbefehl des Generals Chanzy anscheinend von le Mans die dort organisierten intakten Truppenteile zu den Kämpfen am Walde von Marchenoir herangezogen, diese an sich schon sehr starke Stellung durch fortifikatorische Anlagen befestigt und war, wie schon oben gesagt, überall mit großer Uebermacht aufgetreten. Als daher die Meldung von den Ereignissen des 8. frühmorgens am 9. beim Könige eintraf, beauftragte er sofort telegraphisch den Prinzen Friedrich Karl, den Oberbefehl wieder zu übernehmen und dem Großherzog Hilfe zu bringen. Sofort ließ der Prinz das X. Korps sich auf Meung in Marsch setzen und das III. Korps kehrt machen, um über Orleans Loire-abwärts vorzugehen.

Am 9. waren die Kämpfe am Walde von Marchenoir fortgesetzt, und der Feind bis Villorceau und Villemarceau zurückgedrängt worden. Aus einer in der Nacht aufgefangenen Disposition des Feindes ging seine überlegene Stärke und die Absicht hervor, die Verteidigung fortzusetzen. Es blieb daher dem Großherzog nichts übrig, als sich am nächsten Tage mit

dem Festhalten des gewonnenen Terrains zu begnügen und zu einem entscheidenden Vorgehen das vollständige Eintreffen des X. Korps, das mit seinen ersten Infanterietruppen am Abend bis Beaugency gelangt war, abzuwarten. Die Angriffe des Feindes am 10. wurden abgeschlagen, und war aus seinem Verhalten in diesen Kämpfen völlige Erschöpfung schon deutlich erkennbar. Trotzdem setzte er am Morgen des 11. seine Angriffe fort, indessen war nun das X. Korps vollständig eingetroffen, und wurden die Angriffskolonnen des Feindes bald zurückgeworfen, der am Nachmittage seinen vollständigen Rückzug nach Westen antrat. Während nun die erschöpften Truppen des Großherzogs in Kantonnements gelegt wurden, brach das X. Korps unverzüglich zur Verfolgung auf.

Es blieb demnach für uns hier vorläufig nichts mehr zu thun übrig, und waren unsere Erlebnisse inzwischen sehr viel einfacherer Art gewesen.

Nicht durch die Waffen des Feindes, sondern nur durch anstrengende Märsche auf spiegelglatter Straße und vielen Hunger hatten wir zu leiden gehabt und waren am 12. wieder vor Orleans' Thoren eingetroffen. In dem letzten Quartier davor, in Chezy, trafen wir mit einem bayerischen Regiment zusammen, das von den Kämpfen am Walde von Marchenoir zurückkam. Es waren schöne, kräftige Leute, die von den unerhörten Strapazen der letzten Tage Wunderdinge erzählten, und denen man es in der That auch ansah, was sie gelitten hatten. Gern nahmen wir sie mit in unsere Quartiere auf, wo sie sich prächtig mit unsern Brandenburgern vertrugen, eigene Quartiere waren nicht für sie zu schaffen, da jedes Haus im Orte belegt war. In der Nacht schlug das Wetter um, und wir marschierten bei Regen durch Orleans hindurch nach einem kleinen, elenden Dorfe, Champoigny, eine Stunde von der großen Straße abgelegen und nur auf durch das Regenwetter grundlosen Feldwegen zu erreichen, die besonders der Bagage viele Schwierigkeiten machten. So war es wieder nichts mit der Freude, einmal in Orleans Quartier nehmen zu können, wir sahen die prächtige Stadt nur durch einen Regenschleier, aber auch unter diesen erschwerenden Umständen machte sie einen großartigen Eindruck. Wir zogen durch schöne,

breite Straßen, an der herrlichen Kathedrale vorüber, bei der der General v. Stülpnagel das Regiment an sich vorbeipassieren ließ und nachher dem Kommandeur seine hohe Befriedigung über den Zustand, in dem sich dasselbe präsentierte, ausdrückte. Unsere Grenadiere waren aber auch wirklich des Lobens wert, mit leerem Magen und zerrissenen Stiefeln, aber jeder Helm und jeder Knopf geputzt, die Glieder scharf gerichtet, kein Bajonett einen Zoll breit höher wie das andere, so machten sie ihren Parademarsch an dem Divisions-Kommandeur vorbei, daß einem das Herz im Leibe lachte. In den Straßen waren alle Läden geöffnet, und nichts als die Menge der Soldaten drückte der Stadt einen fremdartigen Stempel auf. Wie sehr bedauerten wir, nicht dort Quartier nehmen zu können und beklagten das Pech der Zwölfer, das uns immer auf die nichtswürdigsten Dörfer und in wahre Ställe von Quartieren führte. Es konnte aber nichts helfen, immer weiter hieß die Losung und schließlich gelangten wir auch nach unserm Chateau, das an Schmutz und Armseligkeit aller Beschreibung spottete. Mein Aufenthalt nebst dem aller meiner Offiziere war in einer erbärmlichen Hütte bei einer alten Witwe, die noch dazu großen Lärm machte, als ich die Ställe nach etwaigen Poulets ꝛc. durchstöbern ließ — was ihr aber freilich nicht viel half — denn wir fanden wirklich noch einige dergleichen Vögel, die trotz des Jammerns der Alten schleunigst vom Leben zum Tode befördert wurden. Um wenigstens noch etwas von Orleans zu haben, sandte ich am Nachmittag den Feldwebel dorthin zurück, da ich selbst die Kompanie nicht verlassen konnte, um mir einige Photographien erstehen zu lassen. Sie waren aber jammervoll, wahrscheinlich waren alle brauchbaren schon verkauft, besonders das berühmte Denkmal der Jeanne d'Arc machte einen geradezu lächerlichen Eindruck auf dem Bilde; möglicherweise trug auch das mangelhafte Kunstverständnis meines braven Giesmann die Schuld an dem Mißerfolge.

Die Ansicht, daß der General Chanzy seinen Rückzug nach Westen unter Aufgabe der Sicherung von Tours angetreten habe, wurde durch die weitere Verfolgung am 12. bestätigt. Er war jedenfalls dazu durch das seinen rechten Flügel und seinen Rücken bedrohende Vorgehen des IX. Korps auf

dem linken Loire-Ufer bewogen worden, das am 10. bereits bis in die Vorstadt von Blois gedrungen war. Die 6te Kavallerie-Division hatte bereits am 8. Vierzon erreicht und die Eisenbahnbrücken auf der Linie Bourges-Tours gesprengt. Am 12. Dezember hatte das Eistreiben auf der Loire soweit nachgelassen, daß das IX. Korps bei St. Dié eine Pontonbrücke schlagen konnte. Zur Sicherung des linken Flügels der Armee war das durch die Schlacht von Cravant-Beaugency am 8., 9. und 10. sehr geschwächte I. bayerische Korps, mit Ausnahme einer Infanterie- und einer Kavallerie-Brigade und einiger Batterien, welche bei der Armee-Abteilung des Großherzogs verblieben, in und um Orleans stehen geblieben. Das X. Korps war bei seinem Vorgehen bis Blois auf keinen Widerstand gestoßen, hatte dieses besetzt und Vortruppen in der Richtung gegen den Loir vorgeschoben.

Am 13. Dezember setzten wir unsern Marsch Loireabwärts, dem sich die Armee-Abteilung auf dem rechten Flügel anschloß, fort und gelangten durch bodenlosen Schmutz, durch Meung sur Loire hindurchmarschierend, bis Baulle. Der Zustand der Wege war wahrhaft entsetzlich, ein Umstand, der bei dem heruntergerissenen Zustande des Schuhzeuges schwer ins Gewicht fiel. Die Hälfte meiner Leute marschierte faktisch auf dem eigenen Leder, das durch den scharfen, aus lauter kleinen Feuersteinpartikelchen bestehenden Chausseeschmutz bald genug wund gerieben wurde, so daß, wie man oft genug mit wahrem Schauder mitansehen konnte, wenn so ein Aermster einmal die Stiefel auszog, ihnen das Blut an den Füßen herunterlief. Trotzdem verloren sie den Humor nicht, munter vorwärts ging es, sich den langen Weg mit guten und schlechten Witzen verkürzend, wenn auch mit blutenden Füßen und Hosen, die in Fetzen herunterhingen. Jede Kompanie hat so ihre besonderen Spaßmacher, die, wenn auch mitunter ein etwas schwieriges Element, bei solchen Gelegenheiten dadurch von unschätzbarem Werte sind, daß sie ihre Kameraden aufheitern und guten Mutes erhalten. Eins dieser Talente steht bei mir in besonders gutem Andenken, es war ein Reservist des ältesten Jahrganges, seines Zeichens Gesangskomiker bei einem Café chantant in Berlin, aber im Gegensatze zu der Mehrzahl seines

windbeuteligen Genres ein äußerst ordentlicher, pünktlicher Soldat, dessen unverwüstliche, natürliche Komik, die aber nie in gemeine Witze ausartete, doppelt wirksam war, durch den Gegensatz seines stets ernsthaften, fast düstern, unter einem großen blonden Barte halbvergrabenen Gesichtes. So blies er z. B. mit Vollendung das Brummeisen oder Maultrommel und wußte diesem primitiven Instrument, das ich bis dahin eigentlich nur in der Hand der Kinder gesehen hatte, die wunderbarsten Melodien zu entlocken. Auch bei diesem Marsche entfaltete er sein Talent. Als in dem bodenlosen Schmutze die Kolonne nur mühsam vorwärts kam, sah ich, neben der Kompanie herreitend, eine Sektion mit ganz vergnügt lächelnden Gesichtern im Tritt marschieren und fand, als ich mich nach dieser auffälligen Erscheinung näher umsah, meinen Komiker auf dem Flügel der Sektion auf dem Brummeisen, dessen leise Töne natürlich nur die näheren Nachbarn zu hören vermochten, einen lustigen Marsch blasend und so sich und seinen Kameraden über die Mühseligkeiten des Weges hinweg helfend.

Während des ganzen Marsches zeigten sich, wohin man blickte, die Spuren der Kämpfe der letzten Tage. Zerschossene Häuser, verbrannte Dörfer und Massen von toten Pferden, die, halb im Schmutz begraben, oft kaum notdürftig zur Seite geschleppt waren, um den vorbeimarschierenden Kolonnen Platz zu schaffen. So sah es auch in Baulle aus, aber doch kamen wir dort viel besser unter als in den Tagen vorher, freilich zu essen gab es hier so wenig wie anderswo.

Am nächsten Morgen hatte sich die Situation, und besonders auch die Wegeverhältnisse, durch einen recht ausgiebigen Regen, der während des ganzen Tages anhielt, noch erheblich verschlechtert. Wir marschierten durch Beaugenzy hindurch bis Mer, wo die ganze Division untergebracht werden sollte. Der Regimentskommandeur war Kommandant des Kantonements, ich war Offizier du jour, und forderte mich ersterer unterwegs auf, mit ihm vorzureiten, um die Quartier- und Wachangelegenheiten zu regeln. Nach einem Galopp von einer Stunde, bei dem der Schmutz uns bis über die Ohren spritzte und mir leider mein Regenmantel in Stücken ging, der allerdings in seiner durch den fortwährenden Gebrauch sehr mitgenommenen

Verfassung so wie so nur einen illusorischen Schutz gewährte, gelangten wir dorthin und fanden, daß das gewöhnliche Quartierpech der Zwölfer uns wieder in die äußerste Vorstadt und die erbärmlichsten Hütten geführt hatte. Inzwischen war die Armee-Abteilung des Großherzogs am 14. bei Fréteval und Morée am Loir-Abschnitt auf starke feindliche Kräfte gestoßen, ebenso hatte die Avantgarde des X. Korps den Feind vor Vendôme gefunden, auch war durch die auf dem äußersten rechten Flügel befindliche 4te Kavalleriedivision konstatiert worden, daß Cloyes und Chateaudun vom Feinde besetzt waren. Alles deutete demnach darauf hin, daß General Chanzy entschlossen sei, am Loir-Abschnitt eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Der Prinz beschloß darauf, diese am 17. zu wagen und bis dahin seine Streitkräfte möglichst zu konzentrieren. Er teilte der Armee durch einen bei uns am 15. abends eintreffenden Armeebefehl mit, daß der Feind sich in und bei Vendôme mit starken Kräften verschanzt habe, und daß für die nächsten Tage eine Schlacht zu erwarten sei.

Uns wurde durch diese Konzentrierung ein sehr erwünschter Ruhetag, den wir nach Kräften zum Schustern und Schneidern benutzten. Alles, was nur eine Nadel führen konnte, wurde herangezogen, um die klaffenden Wunden in Hosen und Stiefeln zu flicken, bei dem so beschränkten Raume eine doppelt schwierige Arbeit, bei der man sich mitunter nur mit Mühe das Lachen verbeißen konnte, wenn man die Hälfte der Grenadiere bei dem schauderhaften Dezemberwetter in Unter- oder Drillichhosen herumspazieren sah, da sie die Restaurierung ihres Ein und Alles in den engen Werkstätten nicht abwarten konnten. Auch in unserem Prunkgemach hatte ich eine Schneiderwerkstätte etabliert, um ein wunderbar passend gerade zu dem Ruhetage angekommenes, von meiner Frau gesandtes Pelzfutter zum Paletot einsetzen zu lassen. In die Schneiderstube wollte ich meinen Paletot nicht geben, aus Furcht vor unliebsamen Schmarotzern, die bei unseren Leuten trotz aller Reinlichkeit bei dem fortwährenden Herumliegen auf allen möglichen Streuen sehr überhand genommen hatten, und da blieb nichts übrig, als in unser Minimum von Raum noch einen Schneider zu plazieren. Man denke sich das Brouhaha, 4 Offiziere, bei denen ihre

Burschen alle Augenblicke etwas herum zu hantieren hatten, während zu mir fortwährend Leute mit Meldungen von der Kompanie oder den Wachen kamen, dabei an dem einzigen Fenster der Schneider sitzend, und das alles in einem Stübchen, in dem man sich kaum herumdrehen konnte. Doch schließlich verging auch dieser behagliche Ruhetag, an dem wir übrigens fortwährend starkes Geschützfeuer aus der Richtung von Vendôme herübertönen hörten, wohl jedenfalls von dem Avantgardengefecht des X. Korps herrührend.

Noch eines andern, den Truppen in Mer zugegangenen Befehls, muß ich an dieser Stelle gedenken. Der Mangel an Nahrungsmitteln bei den enormen Strapazen hatte den Soldaten schließlich daran gewöhnt, da zu nehmen, wo er etwas fand. Es war dadurch mehrfach zu bedauerlichen Mißbräuchen gekommen, besonders in den verlassenen Ortschaften war Privateigentum beraubt und zerstört worden, und selbst die eiserne Disziplin der 5ten Division hatte nicht überall diese Ausschreitungen hindern können. Schon am 5. Dezember hatte infolge dessen der General von Stülpnagel „ein ernstes Wort" an die Truppen der Division gerichtet und erneuerte diesen Befehl hier in Mer, da neuerdings wieder Weinkeller erbrochen, ja in wüstem Uebermut sogar nachher die noch gefüllten Fässer zerschlagen worden waren. Er bedrohte alle eigenmächtigen Requisitionen mit der ganzen Strenge der Kriegsgesetze und befahl außerdem, daß jeder Truppenteil, bei dem derartige Ausschreitungen vorkämen, zur Strafe biwakieren sollte. Diese nicht mißzuverstehende Sprache half; die in jeder Truppe befindlichen schlechten Elemente wurden im Zaune gehalten, und es wurde nichts wieder von solchen, an Plünderung streifenden, Requisitionen gehört.

Am 16. früh morgens, noch in tiefster Finsternis, traten wir den Weitermarsch, rechts von der Loire abbiegend, in der Richtung auf Vendôme an und erreichten nach 11stündigem Marsche auf wahrhaft grundlosen Wegen, in denen man mit dem Pferde fast stecken blieb, unser Quartier Villejumard, eine Meile südlich Vendôme. War es dieser schauderhafte Marsch, in grenzenlos einförmiger Gegend, die fürwahr ihren Namen, la triste Sologne, mit vollem Rechte führt, oder war es die

sichere Erwartung einer großen Schlacht für den nächsten Tag, in der wir, nun hoffentlich zum letztenmale, unser Blut einsetzen sollten, um den Franzosen endlich das Bewußtsein ihres endgültigen Unterliegens gewaltsam klar zu machen — es herrschte in unseren Reihen eine gedrückte Stimmung, von der sich niemand frei machen konnte. Es war dies am Ende auch natürlich genug. Die Körperkraft fing bei den unerhörten Anforderungen, die an sie gestellt wurden, allmählig an zu erlahmen, und jeder Soldat, den in einer Reihe von Schlachten und Gefechten bis dahin das Geschick vor einer Kugel bewahrt hat, denkt unwillkürlich: beim nächsten Strauß kommt nun die Reihe an dich. Mögen die Romanschreiber auch von dem Lechzen der Truppen nach der Schlacht erzählen, das klingt ganz gut, aber in der Wirklichkeit verhält sich die Sache anders. Keine Truppe, die bereits das ihrige geleistet hat, sehnt sich nach neuen Kämpfen, und wenn ein solcher in der Luft schwebt, ist die Stimmung stets still und feierlich und auch der Roheste denkt wohl an sein nahes Ende. Diese Gedanken schwinden erst, wenn der Tanz beginnt, wenn der Befehl ertönt „zum Angriff, Marsch", dann ist es nicht mehr Zeit, an das eigene Ich zu denken, dann regiert die gute Truppe nur ein Gedanke, und der ist „vorwärts auf den Feind". So war es immer bei den Brandenburgern gewesen und so würde es auch am nächsten Morgen sein, das wußten wir alle.

Weit abgelegen vom Dorfe wurde mir eine einzelne Ferme zugewiesen, und mit Räsonieren zog ich dahin ab, denn wer räsoniert nicht, wenn er nach einem anstrengenden Marsch noch weiter wie andere marschieren soll. Indessen hatte ich kein schlechtes Geschäft gemacht, meine Grenadiere fanden dort ausreichend Platz, und auch mir war ein leidlich reinliches Zimmer beschieden, eine große Seltenheit in der triste Sologne, wo alles von Schmutz starrt wie bei uns in Polen, an das mich die trostlose Gegend überhaupt sehr lebhaft erinnerte. Unser Bataillonskommandeur nebst Adjutant und Stabsarzt sollten von der mangelnden Reinlichkeit hier sehr deutlich überzeugt werden. Als wir uns am andern Morgen wie gewöhnlich über die Quartierverhältnisse unterhielten, lobten sie das ihrige aus allen Chören und waren besonders davon entzückt, daß sie wieder

einmal in einem recht guten Bette geschlafen hätten. Nach einiger Zeit aber verspürten alle drei Herren ein eigentümliches Jucken am ganzen Körper, und siehe da, sie hatten eine Einquartierung mitgebracht, die sie erst im nächsten Quartier durch Verbrennen der gesamten Leibwäsche und energisches Dörren der Uniformen im Backofen wieder los wurden. Meinen Spott über ihr vielgerühmtes gutes Quartier mußten sie noch außerdem mit süß-saurer Miene einstecken.

Gott sei Dank fand sich von diesen Tierchen nichts in meinem Quartier, wohl aber zu unserm großen Erstaunen noch einige Enten, die sofort daran glauben mußten und für uns Ausgehungerte ein vorzügliches Abendessen und auch noch das nächste Frühstück ergaben. Wir waren alle totmüde und warfen uns, sowie wir uns an Speise und Trank etwas gestärkt hatten, auf die Streu, um Kräfte für den morgenden, voraussichtlich schweren Tag zu sammeln, ich, nachdem ich noch schnell ein paar Worte an meine Frau, in dem Gedanken, wer weiß, ob es nicht das letzte Lebenszeichen ist, geschrieben hatte. Bald war ich trotz aller trüben Ahnungen fest eingeschlafen. Da, wie es mir schien, nach kurzer Zeit, in Wirklichkeit war es aber doch schon 3 Uhr morgens, weckte mich ein Geräusch. „Was giebts," rief ich nach dem Säbel greifend und, wie stets in solcher Zeit, gestiefelt und gespornt vom Lager aufspringend, den Eintretenden, in dem ich meinen Feldwebel erkannte, an, nicht anders glaubend, als daß die Franzosen, unsern Angriff nicht abwartend, im Vorgehen begriffen seien. „Bleiben Sie ruhig liegen, antwortete aber der brave Giesmann, es ist nichts." Soeben ist der Befehl eingetroffen, daß wir morgen früh 7 Uhr auf demselben Wege nach Orleans zurückmarschieren, die Franzosen haben ihre Stellung aufgegeben und sind im vollen Rückzuge.

Das war in der That eine unerwartete Nachricht und meine Offiziere, die während dieser Szene ruhig weiter geschlafen hatten, waren nicht wenig erstaunt, als ich sie ihnen am Morgen mitteilte. Am späten Nachmittage hatte der Prinz die Nachricht von dem Zurückweichen des Feindes in der Richtung auf le Mans bekommen. Die Möglichkeit, ihm eine Entscheidungsschlacht zu liefern, war somit geschwunden, da die Operation gegen Nordwesten nicht zu weit ausgedehnt werden durfte, um

auch einem event. Vorstoße des Feindes vom Süden aus die Spitze bieten zu können. Man war damals von dem, was südlich Gien vorging, wenig unterrichtet, im besondern auch nicht über den Zustand der sich im Süden unter Bourbaki sammelnden Truppenmassen. Zudem war bereits am 15. beim Oberkommando die Meldung eingetroffen, daß das in Gien befindliche bayerische Detachement durch überlegene feindliche Kräfte zum Rückzuge gezwungen worden sei; auch Vierzon hatte von dem dasselbe besetzt haltenden Kavallerie-Detachement aufgegeben werden müssen. Es handelte sich daher allem Anschein nach um einen Vorstoß des General Bourbaki, dem vorläufig nur der in Orleans stehende Teil des I. bayerischen Korps begegnen konnte, solange noch die übrigen Streitkräfte zu der voraussichtlichen Entscheidungsschlacht am Loir eingesetzt werden mußten. Diese Rücksicht war nun in Wegfall gekommen, außerdem war dem Prinzen von Seiten des großen Hauptquartiers die Mahnung zugegangen, die räumliche Ausdehnung seiner Operationen gegen Chanzy zu beschränken. Er ordnete daher sofort den Rückmarsch des IX. Korps, dem das III. unmittelbar folgen sollte, nach Orleans und eventuell weiter in der Richtung auf Gien und Montargis an und bestimmte das X. Korps und die Armee-Abteilung des Großherzogs zur Verfolgung des Feindes. Diese Dispositionen änderten sich indessen schon am nächsten Tage. Das IX. Korps war am 17. nach außerordentlicher Marschleistung bis Orleans gelangt und brauchte seinen Marsch nicht weiter fortzusetzen, da das gegen Gien vorgegangene Detachement des Feindes, welches augenscheinlich nicht die Vortruppe der Bourbakischen Armee, sondern nur ein einzeln operierender Truppenteil gewesen war, diesen Ort wieder geräumt hatte. Die Verfolgung seitens des X. Korps war bis St. Calais ausgedehnt worden, und waren dabei ohne irgend erhebliche Gefechte viele Gefangene in seine Hände gefallen, überhaupt hatte der Zustand der feindlichen Truppen klar erwiesen, daß sich dieselben in völliger Auflösung befanden. Der General v. Voigts-Retz hatte infolge dessen mit dem größten Teile seines Korps bereits am 18. den Weitermarsch auf Tours angetreten und den General v. Kraatz-Koschlau bei Vendôme mit dem Reste des Korps zur Beobachtung gegen le Mans

zurückgelassen. Ferner waren am 17. vom großen Hauptquartier den Armeekommandos neue Direktiven zum Schutze der Zernierung von Paris gegeben und darin bestimmt worden, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl sich bei Orleans zu konzentrieren und das Land am Loire-Ufer nur bis Blois und Gien festzuhalten habe. Die Armee-Abteilung, die damit wieder aus dem Verband der zweiten Armee schied, sollte bei Chartres eine Zentralstellung einnehmen.

Hierdurch konnte nun den über die Gebühr angestrengten Truppen endlich einige Ruhe gewährt werden, und diese that ihnen dringend not. Unsere Stärke-Rapporte wiesen, durch die unaufhörlichen Strapazen veranlaßt, erhebliche Lücken auf, vom Füsilierbataillon hatten allein in den letzten Tagen zwei Hauptleute schwer erkrankt zurücktransportiert werden müssen, und so sah es bei allen übrigen Truppen gleichfalls aus. Die Pferde waren angegriffen und abgehungert, denn auch sie hatten wie die Menschen bittere Not leiden müssen. Die ganze Bekleidung und besonders das Schuhzeug befand sich im Zustande der Auflösung, ganze Sohlen gab es fast nirgend mehr auf den Stiefeln, man mußte bei dem Mangel an Material zufrieden sein, wenn es gelang, sie bei aller Sorgfalt nur notdürftig zusammen zu flicken. Ersatz von Mannschaften, Pferden, Bekleidung und Munition war wohl für alle Truppen unterwegs, konnte dieselben aber bei den fortwährenden Märschen nie erreichen. Aus allen diesen Gründen war eine, wenn auch nur kurze Ruhepause sehr erwünscht, und wurde die Aussicht auf eine solche von uns allen mit großer Freude begrüßt.

Unser Rückmarsch spielte sich in derselben Weise wie der Hinmarsch ab, nur waren die Wege womöglich noch grundloser geworden, da die Feuchtigkeit immer tiefer in das weiche Erdreich eindrang, und die Wege sich durch das Fahren und Marschieren immer mehr auflösten. Schon am Tage vorher hatte uns unsere Bagage nicht folgen können, da die Wagen buchstäblich stecken geblieben waren, dabei waren natürlich auch die Kompanie-Packpferde, da die Bataillone stets gefechtsbereit, also ohne jede Bagage, marschierten. Als nun unser Zahlmeister mit seinen Wagen am 17. in Maves, unserm ersten Rückmarschquartier, wieder zu uns stieß, vermißte ich zu meinem

großen Schrecken mein Kompanie-Packpferd, das außer dem gewöhnlichen Gepäck, den Büchern der Kompanie ꝛc., die ganze Kompanielöhnung trug, da keine Gelegenheit gewesen war, Löhnungsappell abzuhalten. Das war ein harter Schlag, denn wenn das Pferd mit seiner Ladung in Verlust geraten war, so mußte ich höchst wahrscheinlich die ganze Geschichte bezahlen, jedenfalls waren mir aber endlose Scherereien und Weitläufigkeiten sicher. Der Zahlmeister erklärte, es hätte in dem Schmutze in seinem abgetriebenen Zustande der Kolonne nicht mehr folgen können, und schließlich wäre ihm nichts übrig geblieben, als es samt seinem Führer seinem Schicksale zu überlassen. Als dieser auch am 18. noch nicht eintraf, auch Patrouillen, die ich in die nächsten Dörfer schickte, keine Spur von ihm entdecken konnten, glaubte ich sicher, er sei von den Bauern erschlagen und Pferd und Ladung von diesen als gute Beute erklärt worden und suchte mich wohl oder übel in den Verlust zu finden, der meiner braven Kompaniemutter noch viel näher als mir ging. Unerwarteter und glücklicher Weise aber kam er am 19. mit unversehrter Ladung an, von dem biedern Giesmann beinahe mit Freudenthränen begrüßt. Da es in Avary, wo wir am 18. angekommen waren und am 19. Ruhetag hielten, noch gute Pferde gab, so requirierte ich sans façon einen sehr schönen, kräftigen Percheronhengst und ließ den meinigen dafür stehen.

Nach einem kurzen Marsche trafen wir am 20. in unserm uns zugewiesenen Kantonnementsquartier Beaugency ein und hatten so die triste Sologne mit ihrem Schmutz und ihrer Oede glücklich hin- und zurückgemessen. Der bloße Anblick der überaus toten, einförmigen Gegend genügte schon, um eine gelinde Melancholie hervorzurufen, dazu der unergründliche Schmutz, es war eine wahre Erlösung ihn wenigstens für einige Zeit hinter sich zu haben. So hatten wir denn wieder einen wichtigen Abschnitt in dieser denkwürdigen Zeit erreicht. Daß die Ruhe nicht lange dauern würde, die man uns gewähren konnte, war wohl sicher, indessen war es doch ein unnennbar wohlthuendes Gefühl wenigstens wieder einmal ein paar Tage nach langer Zeit stilliegen, die nötigsten Schäden in der Kompanie ausbessern zu können und nicht jeden Morgen früh 6 Uhr aufs Pferd steigen zu müssen mit der höchst unsicheren Aussicht auf

ein Nachtquartier, der noch unsichereren auf ein Déjeuner und Diner und der viel gewisseren auf ein Gefechtchen im Laufe des Tages.

VI.

Die Ruhe vor dem Sturm. Weihnachten und Sylvester in Beaugency.

Unser Platz in der Wachtlinie für die Zernierungs-Armee von Paris war also in und um Beaugency, das IX. Korps kantonnierte in und bei Orleans, eine Abteilung desselben löste das Detachement des I. bayerischen Korps in Gien ab, und wurde das ganze I. bayerische Korps aus dem Verbande der zweiten Armee ausgeschieden und als eine allseitig verfügbare Reserve südlich Paris in Kantonnements gelegt. Vom X. Korps blieb, wie schon früher gesagt, General von Kraatz-Koschlau bei Vendôme zur Beobachtung gegen le Mans stehen, während der Rest des Korps nach Zerstörung der Eisenbahn Tours—le Mans in die ihm bei Blois angewiesenen Ruhekantonnements rückte, nachdem General v. Voigts-Retz am 21. bis Tours vorgerückt war und die Widerstand leistende Bevölkerung durch einige Granaten eingeschüchtert und zum Aufziehen der weißen Fahne gezwungen hatte. Eine dauernde Besetzung von Tours lag außer der Absicht.

Die Armee-Abteilung des Großherzogs traf am 24. Dezember in ihren Kantonnements bei Chartres ein.

Es war kein anheimelndes Bild, das uns Beaugency bei unserm Einrücken bot, wüst und wild sah es in den Straßen aus, alle Läden waren geschlossen, alle Fenster verhängt, der ganze Ort machte den Eindruck einer eroberten Stadt, aus der der größte Teil der Einwohner gewichen war. Dazu prangte wohl an Dreivierteln der Häuser das rote Kreuz im weißen Felde, als Zeichen, daß Verwundete darin lägen oder das

Schreckenswort „les petites véroles“ (Pocken) war daran geschrieben. Es schien daher sehr übel mit unsern Quartieren auszusehen, indessen änderte sich die Situation sehr bald, da unser General von Stülpnagel sich keine Flausen vormachen ließ und in gewohnter Weise der Sache gleich auf den Grund ging.

Auf Befehl der Division wurden nämlich alle mit dem internationalen Kreuz versehenen Häuser untersucht ob und wieviel Verwundete darin lägen, und da stellte es sich heraus, daß die Herren Franzosen die Vorteile der internationalen Flagge recht wohl erkannt hatten und sich nach Kräften bemühten, sie für sich auszunützen, d. h. sich dadurch von der lästigen Einquartierung zu befreien. In dem weitaus größten Teil der erwähnten Häuser lag entweder gar kein Verwundeter oder die dort befindlichen waren längst genesen und hielten es nur für besser und bequemer, ruhig in Beaugency zu bleiben, als kriegsgefangen nach Deutschland zu wandern, zum Teil kamen auch die lächerlichsten Entschuldigungen über den Mißbrauch des roten Kreuzes zum Vorschein. So hielt sich z. B. ein kluger Milchhändler für vollständig berechtigt die erwähnte Flagge zu führen, weil er die Milch für ein Lazaret lieferte u. a. m. Diese Industrie nahm nun ein Ende mit Schrecken. Die Plakate mit den roten Kreuzen wurden ohne weiteres entfernt, und später nur solche anerkannt und die betreffenden Häuser von Einquartierung freigehalten, die mit dem Divisionsstempel versehen waren, die Genesenen oder nur Leichtverwundeten wurden nach Deutschland evacuiert, die Schwerverwundeten wo angängig, näher zusammengelegt, und so Platz für uns geschaffen. In derselben Weise waren die Pocken, die allerdings in Beaugency grassierten, benutzt worden, um uns von der Belegung der Häuser abzuschrecken. Ein großer Teil der mit der ominösen Bezeichnung versehenen Häuser hatte nie einen Pockenkranken gehabt, und machten wir daher auch damit kurzen Prozeß, indem wir ruhig unsere Leute überall da hineinlegten, wo sich nicht wirklich ein Pockenkranker vorfand. Die Maßregel erwies sich als ganz richtig, denn nur einige wenige Leute wurden während unseres Aufenthalts von der unheimlichen Krankheit befallen.

Mir schien diesmal das Quartierglück hold zu sein, ein äußerlich sehr anständig aussehendes Gehöft war mir zugewiesen worden, über dessen großem Hofthor ein vielversprechendes Schild mit der Inschrift: „Jean Coiceau, marchand de vin“ prangte. Aha, Mr. Coiceau, sprach ich bei mir, hier werden wir hoffentlich wenigstens nicht verdursten, ritt recht vergnügt mit meinem, aus meinen beiden Burschen, dem Feldwebel nebst Schreiber und dem Verbandtornisterträger bestehenden, Kompaniestabe zum Thor hinein und kam gerade zurecht, um meinem zukünftigen Wirte einen wesentlichen Dienst leisten zu können. Ich fand ihn nämlich im Handgemenge mit 2 verwildert aussehenden Kerlen in Zivilanzügen, die sich bemühten, ihn von der Thür seines Wohnhauses, die er mit seiner ziemlich vierschrötigen Person versperrte, hinwegzureißen. Sowie er mich erblickte, lief er auf mich zu mit den Worten: Oh, Mr. pour l'amour de Dieu, veuillez me sauver de ces brigands und erläuterte mir in fliegender Eile den Sachverhalt.

Sein Gehöft stieß mit der Hinterfront auf einen freien Platz, und auf diesem lagerte seit dem Tage vorher eine Fuhrparks-Kolonne. Diese Kolonnen, die von Zivilfuhrleuten gefahren wurden und nicht mit dem regulären Train zu verwechseln sind, waren oft in einem mehr als halbwilden Zustande und führten daher bei uns den sehr bezeichnenden Namen „die Irregulären“. Sie wurden teils von inaktiven, teils von Train-Offizieren geführt, die aber über das denkbar nichtswürdigste Material, welches ihre Untergebenen bildete, wenig Gewalt hatten und meistenteils froh waren, wenn sie ihre Wagenkolonne ungefähr dahin bringen konnten, wohin sie befohlen waren. Je weniger sie sonst von ihren Kutschern, dem Auswurf der großen Städte der Heimat, sahen, desto lieber war es ihnen. Dieselben waren aller Menschen Feind und niemands Freund, alles hackte auf ihnen herum und niemand bekümmerte sich um ihr Wohl und Wehe. Drum stahlen sie wie die Raben, wo sie etwas fanden und waren der Schrecken aller Einwohner, vielfach aber werden sie wohl auch gezwungen gewesen sein, auf eigene Hand zu requirieren, wenn sie nicht hungern wollten.

Zwei solcher Irregulären waren es nun, die sich meinen

Wirt zum Opfer auserkoren hatten. Er erzählte mir, vor Aufregung zitternd, bereits seit gestern sei sein Haus von den Kerlen belagert und schließlich die Hinterthür erbrochen worden, sie hätten ihn fortwährend um Geld und Kleidungsstücke bestürmt, alles mögliche gestohlen, da er sich nicht habe schützen können, und nun hätten sie ihm auch noch seine letzte Wäsche nehmen wollen.

Bei dieser Lage der Sache schien mein Einschreiten in der That dringend geboten zu sein. Ich sprang vom Pferde, ging auf die Kerle, die in ziemlich trotziger Haltung an der Hausthür stehen geblieben waren, los und frug: „Was habt ihr hier zu suchen." „Na, was wär'n mer denn wollen, das Recht, was andere haben, haben wir ooch", antwortete der eine Kerl in möglichst unverschämtem Tone. „So, das wollen wir gleich sehen," erwiderte ich ihm, sehr gelassen den Revolver losmachend, „nun packt euch mal schleunigst zum Hofe hinaus und Gnade Gott dem, der sich von euch wieder hier sehen läßt, so lange ich hier residiere." Dieser nicht mißzuverstehenden freundlichen Einladung hielten sie es doch für besser, keine weiteren Weitläufigkeiten entgegenzusetzen und verschwanden schleunigst zur großen Erleichterung meines Mr. Coiceau, der mir nun mit Freuden das beste Zimmer seines Hauses, ein mit vielem Komfort und besonders sehr gutem Bett ausgestattetes Gemach, einräumte und dann sofort mit einem Kruge seines besten Weines erschien, unsere neue Freundschaft zu besiegeln. Unser Verhältnis blieb auch ein recht gutes während der Zeit unseres Zusammenlebens, wenn wir uns auch wenig sahen. Sowie ich des Morgens meinen Kaffee verzehrt hatte, erschien Mr. Coiceau mit einem 2 Literkruge seines wirklich ganz vorzüglichen Weines, trat dann im Laufe des Vormittags nochmals an, hob prüfend den Krug in die Höhe und wunderte sich dann stets sehr, daß er noch nicht leer sei, worauf dann meine stehende Bemerkung, daß ich es mit einer Winzerkehle der Beauce nicht aufnehmen könne, nicht verfehlte, sein vergnügtes Lachen herauszufordern. Auch mit meinem Feldwebel und den Burschen wußte er prächtig auszukommen, obwohl er auch zu deren Verpflegung weiter nichts wie den Wein beisteuern konnte, da er selbst nichts hatte und mit sehr magerer Kost, wie ich mich

oft überzeugte, fürliebnehmen mußte. Die Stadt war faktisch vollständig ausgehungert, und in der ersten Zeit, ehe wieder Zufuhren vom Lande und aus Orleans herbeikamen, war nichts Eßbares zu erhalten. Es ging dies sogar soweit, daß in vielen Fällen unsere gutmütigen Brandenburger ihre Wirte und besonders deren Kinder mitverpflegten, weil sie dieselben nicht hungern sehen konnten, überhaupt wurde das gegenseitige Verhältnis nach und nach ein sehr gutes, das gesittete und anständige Betragen unserer Mannschaften ließ nirgends Exzesse vorkommen. Nur gegen etwas hatten sie stets anzukämpfen, das war die grenzenlose Unreinlichkeit. Läuse überall! hieß die Parole.

Nicht überall freilich war das Verhältnis mit den Quartiergebern ein so gutes, gerade bei dem wohlhabenden Teile der Bevölkerung kamen Fälle von Widerhaarigkeit vor, mit denen aber wenig Umstände gemacht wurden. Der Wein, meistenteils das einzige verfügbare Vermögen der Leute, diente dann als Strafobjekt und wurde, was ihnen sehr schmerzlich war, teilweise aus sehr umsichtig gewählten Verstecken hervorgezogen, unbarmherzig abrequiriert und der Division zur Verteilung überwiesen. In einem solchen Falle, wo der betreffende Wirt den bei ihm einquartierten Leuten meiner Kompanie sogar mit der größten Unverschämtheit die Benutzung der Küche hatte untersagen wollen, verriet mir sogar mein Wirt, der sich über seinen Landsmann auch ärgerte, das schlau angelegte Weinversteck desselben, das sich unter der Scheunentenne unter Stroh und Reisig verborgen befand, und freute sich mit mir, als ich dasselbe seines reichen Inhalts entledigte. Ein anderer Fall machte uns allen des Humors wegen, mit dem sich derselbe abspielte, viel Vergnügen. Der Führer der 1ten Kompanie, Premierleutnant K., früher österreichischer Offizier, ein Epikuräer, der seiner ewig gleichen durch nichts zerstörbaren guten Laune wegen der allgemeine Liebling war, war zu seiner großen Freude zu einem der reichsten und angesehensten Leute Beaugencys ins Quartier gekommen und hatte schon im Geiste in den Genüssen geschwelgt, die ihm dort geboten werden würden. Doch wie wurde ihm, als ihm der Herr des Hauses sehr zugeknöpft entgegenkam und ihm erklärte, er habe für ihn weder etwas zu essen noch etwas zu trinken. Dies war der Punkt

aber, in dem unser guter K. am wenigsten vertrug, indessen er wußte sich zu fassen, bedauerte den Vorfall mit vollendeter Höflichkeit und schwor im stillen Rache. Kaum hatte er sich etwas installiert, als er den Hausherrn um seine Begleitung zu einem Gang durch die Räume des Hauses ersuchen ließ. Derselbe erschien mit etwas langem Gesicht und führte ihn durch alle Zimmer, die alle gleich frostig und alle gleich leer waren. Endlich war man auch bis an den Keller gelangt, den der Herr mit höhnischem Lächeln öffnete, und der natürlich auch völlig leer erfunden wurde. Doch er hatte nicht mit K.'s guter Spürnase gerechnet. Dem fiel es sofort auf, daß der Keller für die Ausdehnung des Hauses viel zu klein, und daß die eine Wand von einer mit leeren Flaschen ganz dicht besetzten Stellage eingenommen war. Ein kurzer Befehl an die folgenden Grenadiere, und im Umsehen war die Stellage hinweggeräumt. Leichenblaß und mit schlotternden Knien stand der geizige Eigentümer dabei, sein höhnisches Lächeln war verschwunden, denn hinter der Stellage zeigte sich eine Thür, und diese führte in einen andern Kellerraum, der bis oben an voller großer Weinfässer steckte, einen Wert von vielen tausend Francs repräsentierend. Das Spiel hatte sich gewandt, jetzt lächelte K., strich sich behaglich seinen schwarzen Bart, erbat sich den Schlüssel des Kellers und schrieb dann sofort eine Meldung an die Division über den Fund, die den Wein auch gleich requirierte und davon alle Tage an die Truppenteile bis zur gänzlichen Erschöpfung des Vorrats verteilen ließ.

Mit größter Energie wurde natürlich an die wichtigste Aufgabe herangegangen, die Zeit der Ruhe so nutzbringend wie möglich für das Retablissement der Truppen zu gestalten. Alles, was an Handwerkern aufzutreiben war, mußte Tag und Nacht arbeiten, eifrig wurde überall nach Tuch, Leder und wollenen Sachen gefahndet, um die Bekleidungsstücke wieder in Stand zu setzen und um den Mannschaften Unterkleider zum Schutz gegen die strenge Winterkälte bei ihren dünnen, abgetragenen Uniformen zu schaffen. Die Nachschubsendungen des Ersatzbataillons waren noch nicht eingetroffen, darum mußte man sich mit Material zur Ausbesserung begnügen, wie man es eben fand. Dank der aufgewendeten Energie waren wir bereits

am 27. soweit, daß wir guten Mutes wieder ins Feld rücken konnten. Wir hatten an diesem Tage Kompaniebesichtigung, die mir von unserm sonst mit seinem Lobe kargen Regiments-kommandeur eine Anerkennung eintrug. An demselben Tage fingen wir auch an zu exerzieren, ja sogar Schießübungen anzustellen, nach dem alten guten Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Die Franzosen, die uns dabei eifrig zusahen, konnten sich das gar nicht erklären, wie wir nach so viel Schlachten und Strapazen die Zeit der Ruhe benutzen konnten, um wie mitten im Frieden Griffe und Marschieren zu üben. Das ging über ihren Horizont, denn von ihren Soldaten waren sie solch eine Thätigkeit nicht gewöhnt. Ueberhaupt fanden sie trotz allen Nationalhasses unsere Disziplin, die mit eiserner Strenge, wie mitten im Frieden, gehandhabt wurde, die Sorgfalt, mit der an der Reparatur der Ausrüstung gearbeitet und die Verpflegung und die Quartierangelegenheiten der Mannschaften geregelt wurden — kurz, alles das, was uns als vollständig in Fleisch und Blut übergegangen so natürlich erscheint — bewunderungswürdig. Die Verpflegung übrigens bereitete in der vollständig ausgesogenen Gegend die größten Schwierigkeiten. Täglich gingen starke Requisitionskommandos in die Umgegend, um Vieh und Hafer zu schaffen, und oft genug kamen sie ohne Erfolg zurück. Die Not zwang dazu bei diesen Requisitionen sogar auf das linke Loire-Ufer überzugreifen und, da die Brücke gesprengt war, trotz des starken Eisganges auf Pontons überzusetzen. Ein derartiges Kommando von der 7ten Kompanie unter Hauptmann P. brachte auch reichen Erfolg, nämlich 20 Stück Rindvieh, 150 Hammel, 15 Schweine und etwa 300 Scheffel Hafer, eine wahre Erquickung für unsere ausgehungerten Leute und Pferde, deren Fleisch- und Haferportionen oft empfindlich beschnitten werden mußten, ein Umstand, der bei dem gänzlichen Fehlen der Zugemüse, von denen es nichts außer Reis und Bohnen, nicht einmal Kartoffeln gab, doppelt ins Gewicht fiel. Selbstredend sah es auch mit der Verpflegung der Offiziere durchaus nicht besser aus, auch unser Küchenzettel zeigte nur die Abwechselung, daß es heute Rindfleisch mit Reis und morgen Reis mit Rindfleisch gab, bis wir endlich ein Hotel entdeckten, dessen Wirtin, eine an einen

Pariser verheiratete Badenserin, es sogar ermöglichte, uns kleine Diners zu improvisieren, mit denen beide Teile sehr zufrieden waren. Sie infolge ihrer guten Preise, und wir wegen der Abwechselung, die dieselben unserm aller kulinarischen Genüsse entwöhntem Magen boten und der Ermöglichung eines kameradschaftlichen Zusammenlebens, zu dem die beschränkten und kalten Quartiere nur wenig Raum gewährten. Ein Hauptanziehungspunkt des Hotels war nämlich, außer einem sehr guten, Madeira ähnlichem Weine aus Südfrankreich, den die Wirtin pic-poule nannte, daß der sal à manger sich eines richtigen Ofens erfreute, der bei der strengen Kälte, die am Tage nach unserem Einrücken eingefallen war, seine großen Annehmlichkeiten hatte. Für solche Kältegrade, wie wir sie damals am Ufer der Loire hatten, wo, wie ich mir früher immer eingebildet hatte, eigentlich die Orangen wild wachsen sollten, waren die französischen Kamine, die noch dazu stets der Thür gegenüberliegen, die nie schließt, nicht berechnet, und Holzstöße, die bei der sparsamen Wirtschaft der Franzosen sonst eine Woche aushalten mußten, wanderten zu ihrem Entsetzen auf einmal in den unersättlichen Schlund des Kamins, mon dieu, mon dieu Mr., vous brulez la maison, war der Schreckensruf, den man fortwährend hörte und doch war keine erträgliche Temperatur zu erzielen. In meiner Stube z. B., wo ich stets ein Feuer von Buchenholz unterhielt, um einen Ochsen dabei braten zu können, fror ein paar Schritt vom Kamin auf dem Waschtisch das Wasser, man saß im Pelz stets dicht an den Kamin gekauert und bratete von der einen Seite, während man an der andern anfror. Abgesehen von diesen Schattenseiten, suchten wir uns natürlich für die wenigen Tage der Ruhe unser Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. So oft es die Sorge für die Kompanie erlaubte, die uns während der ersten Tage allerdings fast vollständig in Anspruch nahm, besuchten wir uns gegenseitig. Besonders wir drei, unser Bataillonskommandeur Major v. Br., ein Kavalier und Soldat vom Scheitel bis zu seinen von diesem über sechs Fuß entfernten Sohlen, dabei der liebenswürdigste Kamerad, und ein Mensch von wahrhaft kindlicher Gutmütigkeit, Freund v. W. und ich, oft auch der Regimentsadjutant, Premierleutnant W., waren

fast stets zusammen und vertrieben uns die Zeit, so gut als möglich.

So kam denn Weihnachten, das Fest der Freude, heran. Für uns brachte es nur doppelte Sehnsucht nach der Heimat. Wenn daher auch nirgends eine Feststimmung vorhanden war, so war doch der Wunsch, zu natürlich, wenigstens eine Art von gemeinschaftlicher Feier des heiligen Abends zu veranstalten. Premierleutnant Kr., der schon vorher erwähnte Führer der 1ten Kompanie, dessen Quartier den meisten Raum gewährte, und der sich als Fest-Arrangeur auch entschieden am besten eignete, unterzog sich denn auch gerne der Mühe wenigstens für die Offiziere des I. Bataillons den Weihnachtsbaum zu schmücken. Das ganze Regiment zu vereinigen, wie wir alle gerne gemocht hätten, war nirgends ein ausreichender Raum zu finden. Das Glück wollte es, daß ein Requisitionskommando irgendwo auch noch ein Schwein entdeckt hatte, das geschlachtet und zu Wurst verarbeitet, einen ganz vorzüglichen Festschmaus ergab. Ferner wurde noch ein Offizier nach Orleans entsandt, der dort zum äußeren Schmuck des Festes Lichter zum Weihnachtsbaum, Konfekt 2c. und noch allerlei lang entbehrte Sachen als Fleisch- und Fischkonserven u. s. w. auftrieb. So erglänzte denn am Abend die heimatliche Tanne, um die wir uns scharten, mit den Gedanken bei den Lieben daheim, die um dieselbe Zeit auch um den Weihnachtsbaum versammelt waren, und gewiß auch mit schwerem Herzen an uns Ferne dachten. Daß bei diesen Gedanken, die uns alle beseelten, keine rechte freudige Feststimmung aufkommen konnte, war wohl sehr erklärlich, Ernst und Wemut lag auf allen Gesichtern, und als dann der Regimentskommandeur sein Glas erhob und den ersten und einzigen Toast des Abends „Auf die Lieben in der Heimat" ausbrachte, wollte die Rührung uns fast übermannen und stumm, nur von beredtem Blick und Händedruck begleitet, klangen die Gläser aneinander. Wenn aber unser Fest auch des rechten Frohsinns entbehrte, so war doch jeder glücklich, daß er den heiligen Abend wenigstens in der Gemeinschaft der Kameraden verleben durfte und so der traurigen Einsamkeit in dem öden Quartier und den eigenen Gedanken entfliehen konnte. Unsere Stimmung war damals keine gehobene, der Krieg dauerte schon zu lange und

hatte zu harte Opfer gekostet. Wenn wir uns den zusammengeschmolzenen Kreis der Kameraden ansahen und dabei bedachten, wie bis jetzt die Heere der Republik nach jedem Schlage, den sie empfangen, und durch den sie auseinander gesprengt und taktisch vernichtet waren, sich stets und bald wieder zusammengefunden hatten, wie Quecksilber, das man auf eine Tischplatte gießt, so daß uns unter allen Umständen noch harte und blutige Kämpfe bis zur völligen Brechung alles Widerstandes bevorstanden, so lag, obwohl solches Grübeln sonst nicht dem Soldaten eigen ist, der gewohnt ist, nur bis zur nächsten Stunde vorwärts zu schauen, wohl jedem der Gedanke nahe, wann wird die Stunde der Heimkehr schlagen, wirst du sie überhaupt wiedersehen die Heimat, oder wird man dich auch bald in das blutige Feld betten?

Das alte Jahr sollte mir und Freund v. W. noch eine Freude bringen, uns beiden wurde am 30. für Auszeichnung in der Schlacht von Beaune la Rolande das eiserne Kreuz verliehen, das wir mit herzlicher Freude an unsere abgetragenen Röcke hefteten. Beinahe wäre mir ferner noch am Schluß des Jahres ein vielleicht wichtiger Fang gelungen — wenn es das Geschick nicht anders gewollt hätte. Ich war nämlich am Sylvester Offizier du jour und revidierte am Vormittage die Wachen und Posten. Gerade war ich bei dem Posten vor dem Quartier des Divisionskommandeurs angelangt, als ich in mäßiger Höhe einen Ballon, der jedenfalls von Paris abgelassen war, heranschweben sah. Es juckte mir in den Fingern einen Schuß darauf zu versuchen, indessen mitten in der Stadt und vor dem Quartier des Divisionskommandeurs, das konnte eventuell eine gehörige Nase setzen. In dem Augenblicke trat der Adjutant des Generals, Hauptmann Wotke vom 45sten Regiment, heraus und rief auch sogleich seinen Chef zu dem Schauspiel. Derselbe wollte aber von meinem Vorschlage, Schnellfeuer auf den Ballon zu eröffnen, nichts wissen, schüttelte sein Haupt und sagte: „Es hilft Ihnen ja doch nichts, erstens alarmieren Sie mir die ganze Stadt und zweitens, wie wollen Sie denn überhaupt die Entfernung taxieren". „Das ist leichter als man denkt, Exzellenz, antwortete ich, sehen Exzellenz das Ankertau, das herabhängt? Jawohl, was ist damit? Nach der

Stärke, wie mir dasselbe erscheint, taxiere ich den Ballon nicht über 500 Schritt weit. Da können Sie Recht haben, aber die ganzen Leute laufen mir zusammen. „Ach lassen Sie ihn doch schießen, Exzellenz, warf Hauptmann W. ein, K. ist ein alter Schießschüler, Waffentechniker u. s. w., wenn's einer fertig bringt, dann kann der es. „Na, denn meinetwegen, aber blos ein paar Schüsse." Ich nahm nun das Gewehr des Postens und machte mich fertig, aber leider hatte der Ballon, dessen Insassen vielleicht unsere freundliche Absicht ahnen mochten, auf den Ausgang unserer Auseinandersetzung nicht gewartet, sondern war rapide gestiegen, so daß mir die Sache nun allerdings auch aussichtslos erschien, wie ich dem General auch sofort sagte. Indessen ich hatte so manchen Raubvogel mit der Büchse aus der Luft geholt und wollte nun wenigstens doch den Versuch wagen; so ein Ballon bietet ja immerhin eine hübsche Zielscheibe. Ich that drei Schuß indessen ohne anscheinenden Erfolg, der Ballon entschwebte bald ganz unsern Blicken, ich bin aber heute noch der Ansicht, daß ich ohne die Bedenklichkeiten des Generals seiner Reise ein Ende gemacht haben würde.

Zur Sylvesterfeier hatte der Major von Br. unser Kleeblatt bei sich versammelt, und begrüßten wir dort das neue Jahr mit vergnügtem Gläserklang. Die trübe Weihnachtsstimmung hatte einer ungleich hoffnungsvolleren Platz gemacht, denn es war die Nachricht eingetroffen, daß man endlich anfange mit der Beschießung von Paris ernst zu machen und das Feuer auf den Mont Avron eröffnet habe. Wir hatten in unserm beschränkten Unterthanen-Verstande das Zögern schon lange nicht begreifen können und nach Kräften darüber räsoniert, jetzt endlich schien uns nun der Anfang vom Ende gekommen. Sehr stimmungsverbessernd wirkte ferner das Eintreffen einer ganzen Serie von Paketen und Briefen aus der Heimat, die teilweise monatelang unterwegs geblieben waren, da durch Sprengung einer Brücke bei Toul der Eisenbahntransport lange gesperrt war. Durch freundliche, obwohl nicht ganz gesetzmäßige Beihilfe von hoher Stelle war es meinen Angehörigen gelungen, was auf dem gewöhnlichen Wege schon längst nicht mehr gestattet war, recht umfangreiche Sendungen von Strümpfen für

meine Leute und allen möglichen Lebensmitteln für mich zu expedieren, die unserm einförmigen Speisezettel eine sehr erwünschte Abwechselung verschafften.

Die Kälte blieb ununterbrochen, war sogar noch gestiegen, und wir froren lustig weiter an unsern Kaminen, noch toller bei unserm täglichen Exerzieren, das aber trotzdem ununterbrochen fortgesetzt wurde. Die Zeit fing an, uns schon recht lang zu werden in unserm Beaugenzy, man war des Stillliegens nicht mehr gewöhnt, Stiefel und Uniformen waren in Stand gesetzt, die Waffen repariert, Munition ergänzt, durch Eintreffen mehrerer Rekonvaleszenten- und Ersatztransporte der Effektivbestand sowohl an Offizieren wie Mannschaften wieder erhöht — unseretwegen konnte also der Tanz wieder losgehen, da ohne dieses doch auf kein Ende zu rechnen war.

Dieser Wunsch sollte uns schneller erfüllt werden als wir dachten. Am 1. Januar setzte uns ein Divisionsbefehl von dem nahen Bevorstehen des Wiederbeginns der Operationen in Kenntnis und ordnete an, daß sich die Truppenteile ungesäumt auf den Ausmarsch durch Beladen der Fahrzeuge ꝛc. vorzubereiten hätten, und am Nachmittage des 2. traf der Marschbefehl wirklich ein, die Feindseligkeiten wurden wieder aufgenommen.

VII.

Wiederbeginn der Operationen gegen Chanzy, Gefecht von Azay-Mazange bis zur Schlacht von le Mans.

Die Armee Chanzy's hatte sich während unserer Ruhetage fast ganz passiv verhalten. Ein am 26. Dezember von Vendôme im Loir-Thale über Montoire vorgesandtes Rekognoszierungs-Detachement unter Oberstleutnant von Boltenstern stieß am 27. Dezember bei Sougé am Braye-Bache auf überlegene feindliche Kräfte. In

der Flanke und im Rücken umgangen, schlug sich das kleine Detachement durch den überlegenen Feind, dessen Stärke mindestens eine Infanterie-Brigade und 3 Batterien betrug, durch, mit einem Verluste von ungefähr 150 Mann und brachte noch 10 Offiziere und 230 Mann an unverwundeten Gefangenen mit. Der kühne Führer, dem nur die Wahl offen gelassen schien zwischen gänzlicher Vernichtung oder Waffenstreckung, löste seine gesamte Infanterie, 5 Kompanien, in Schützenschwärme auf, dann gings „Marsch, Marsch" ohne einen Schuß zu thun mit Hurra gegen den Feind. Nach wütendem Handgemenge gelang es, den Wall zu durchbrechen, und durch die geschaffene Lücke jagte Leutnant Bachmann, der Führer der beiden zum Detachement gehörigen Geschütze hinterher, trotz auf die Hälfte reduzierter Bespannung und traf auch glücklich in Montoire ein, obwohl noch unterwegs unter heftigstem Granat- und Gewehrfeuer 2 verwundete Pferde mußten abgeschirrt werden. Diese echt preußische That wurde uns mittelst Armeebefehls des Prinzen zur Kenntnis gebracht. Eine am 31. Dezember von Vendôme aus gegen Azay vorgehende Rekognoszierung führte einen Angriff überlegener feindlicher Kräfte gegen Vendôme herbei, der jedoch ohne besondere Energie ausgeführt, vom General Kraatz-Koschlau unter Wegnahme von 4 feindlichen Geschützen zurückgeschlagen wurde. Am folgenden Tage zog sich der Feind wieder hinter den Azay-Abschnitt zurück.

Auch Detachements der Armee-Abteilung des Großherzogs von Meklenburg hatten in den letzten Tagen des Jahres in der bisher vom Feinde freigebliebenen Gegend von Courtalin und Nogent le Rotrou mehrfach kleinere Gefechte zu bestehen gehabt. Wenn nun diese Gefechte der letzten Tage des Jahres 1870 auch keine erhebliche Bedeutung hatten, so ließen sie doch ein Vorschieben nicht unbeträchtlicher Kräfte des Feindes gegen den Loir erkennen und begründeten die Vermutung, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem Chanzy die Operationen wieder ernstlich aufzunehmen versuchen würde. Diesen Zeitpunkt unthätig zu erwarten, lag außerhalb der Praxis der Armeeleitung.

Am 1. Januar erhielt der Prinz aus dem großen Hauptquartier den telegraphischen Befehl, den Angriff gegen Chanzy

auf der Linie Vendôme-Illiers zu beginnen. Zur Verstärkung seiner Streitkräfte wurde das provisorisch aus der 17ten und 22sten Division unter Befehl des Großherzogs gebildete XIII. Armeekorps, sowie die 4te Kavallerie-Division seinem Befehle unterstellt. Gleichzeitig wurde das II. Armeekorps im Zernierungs-Rayon von Paris durch das I. bayerische Korps abgelöst und auf Montargis dirigiert, um so in Gemeinschaft mit dem General von Zastrow (VII. Korps) und mit den bei Orleans zurückbleibenden Kräften der zweiten Armee den eisernen Ring um Paris gegen Süden und Südosten zu sichern.

Die 5te Kavallerie-Division sollte als rechte Flankendeckung der zweiten Armee dienen.

Der Prinz, dessen Sache bekanntlich ruhiges Stillliegen und Abwarten niemals war, schritt sofort mit größter Energie zur Ausführung des erhaltenen Befehls und disponierte über seine Truppen folgendermaßen: Die Großherzoglich hessische Division besetzt Orleans, 2 Bataillone davon und 1 Regiment der 1ten Kavallerie-Division sichern in Blois die dortigen Notbrücken und rekognoszieren gegen Tours. Das Detachement des Generals von Rantzau (3 Bataillone, 4 Eskadrons und 1 Batterie), welches in Briare an der Loire stand, dort am 31. Dezember von überlegenen Kräften angegriffen worden war und sich nach Gien hatte zurückziehen müssen, sollte in Gien verbleiben.

Das X. Korps und die 1te und 6te Kavallerie-Division schließt in sich auf und steht am 5. Januar in der Gegend von St. Amand und Vendôme, um am folgenden Tage den Vorstoß Loir abwärts beginnen zu können. Das Marschziel ist Montoire, dann weiter über la Chartre und Grand Lucé in der Richtung auf le Mans. Das III. Korps trifft am 6. bei Vendôme ein und erreicht mit seiner Avantgarde den Azay-Abschnitt. General von Manstein mit der 18ten Division, der Korps-Artillerie des IX. Korps und der 2ten Kavallerie-Division folgt dem III. Korps über St. Calais in der Richtung auf le Mans unter Aufrechthaltung der Verbindung mit dem XIII. Korps, welches mit der 4ten Kavallerie-Division am 6. Januar von Illiers auf Brou und dann auf la Ferté-Bernard vorgeht. Um die bei Nogent le Rotrou aufgetauchten

Freischaren zu Paaren zu treiben, hat das XIII. Korps ein Seiten-Detachement dorthin zu entsenden.

Wie aus diesen Dispositionen ersichtlich, war das Endziel für alle 4 Korps le Mans, in dessen Umkreise die Armee des General Chanzy in Erholungsquartieren lagerte. Weit vorgeschobene starke Abteilungen sollten sie gegen Ueberraschungen sichern.

Für den Vormarsch der Streitkräfte des Prinzen kamen nur die auf le Mans führenden großen Straßen in Betracht, da außerhalb derselben das vielfach zerrissene, von Hecken und Gräben überall durchschnittene, sehr schwierige Terrain, den Bewegungen der Truppen unübersteigliche Hindernisse bereitet haben würde, zumal wenn das Frostwetter wieder umschlagen sollte.

General Chanzy gebot nach sicheren Nachrichten damals über mindestens 150,000 Mann, ihm hatte der Prinz nur 57,737 Mann Infanterie, 15,426 Mann Kavallerie und 318 Geschütze gegenüberzustellen. Wenn auch diese Angaben uns damals nicht bekannt waren, so wußten wir doch alle, daß uns beschieden war, gegen eine große Uebermacht zu fechten — eine Gedanke, der uns aber nicht etwa mit kleinmütiger Verzagtheit, sondern der jeden Grenadier mit dem Bewußtsein erfüllte, daß er in höchstem Maße seine Schuldigkeit zu thun habe, um den endlichen Sieg, an dem niemand zweifelte, zu erringen. Wir wußten, was der Prinz seinen Brandenburgern zutraute und hatten den festen Willen, sein Zutrauen nicht zu täuschen. Wie damals bei Orleans sein Wort: „Die Brandenburger sollen den Stier bei den Hörnern packen", uns mit stolzer Freude erfüllt hatte, so gingen wir auch jetzt mit froher Zuversicht unserer Aufgabe entgegen.

Wir hatten also, wie oben angeführt, am 6. Januar in Vendôme einzutreffen und brachen zu dem Ende am 3. früh 9 Uhr von Beaugency auf um bis Mer zu marschieren. Die öde Gegend der triste Sologne zeigte uns nun zum drittenmale ihr häßliches Antlitz, und fanden wir auf unserem Marsche auch wirklich noch fast alle die alten Bekannten, nämlich die an der Straße liegenden toten Pferde vor, nur mit dem Unterschiede, daß sie, als wir sie die beiden letztenmale sahen, mit

Schmutz überzogen und mit häßlich aufgeschwollenen Leibern dalagen, während sie jetzt ihre steifgefrorenen Gliedmaßen gen Himmel streckten. Die beiden ersten Märsche waren bei der schneidenden Kälte sehr anstrengend, dazu boten die erbärmlichen Quartiere wenig Erholung. Zu Essen gab es überall nichts. Auf meine Frage an die Quartierwirtin in Maves am zweiten Marschtage „Quelque chose à manger Madame? Die Antwort: du tout, du tout — du tout Monsieur, nous n'avous rien que du mauvais pain noir. Das war nicht sehr tröstlich, aber trotzdem schmeckte uns das mauvais pain noir in Ermangelung eines besseren ganz gut, trotzdem es bedenklich nach gemahlenem Holz aussah und zwischen den Zähnen knirschte. Als wir am 5. früh morgens wieder aufbrachen, war die Kälte noch gestiegen. Es war trotz Pelz und langer Jagdstrümpfe und Stroh umwickelten Bügeln auf dem Pferde nicht auszuhalten, daher wieder Fußmarsch den ganzen Tag. Wir gelangten bis Villefranceur, und führte mich der Mangel an einigermaßen geeigneten Quartieren in dem armseligen Dorfe mit Freund v. W. und einem seiner Offiziere zusammen zum Curé ins Quartier, bei dem wir ganz gut aufgehoben waren. Der arme Kerl war zwar ebenso armselig wie seine Gemeinde, um sich zu ernähren, betrieb er außer seinen geistlichen Funktionen noch das Tischlerhandwerk, da, wie er sagte, seine Gemeinde zu arm sei, um seinen Unterhalt bestreiten zu können, aber wir hatten doch wenigstens eine leidliche Stube, einen Kamin der nicht rauchte, und unser Priester war so artig und zuvorkommend, daß wir ihn sogar zu unserem luculischen Mahle einluden, das unsere Burschen aus der gelieferten Fleischration mit vieler Umsicht hergestellt hatten. Wenn nicht das Diner, denn ich bezweifle sehr, daß die barbarische Kochkunst unserer Grenadiere besondere Gnade vor seinen Augen wird gefunden haben, so mundete ihm dafür der Kaffee nach demselben desto besser. Er behauptete, sich seit Jahren den Luxus des Kaffee's nicht mehr gestattet zu haben, da seine Einkünfte dazu nicht ausreichten. Unser Marsch war nur ein kurzer gewesen, und kam uns daher der bessere Aufenthalt nach den Strapazen der beiden vorhergehenden Tage sehr zu statten. Es war die reine Idylle, jedenfalls erinnere ich mich deshalb aller Einzelheiten

dieses geistlichen Quartiers so genau, weil es auf lange Zeit eigentlich mein letztes war. Von da an bis zum Einrücken in le Mans habe ich eigentlich nur auf der Mutter Erde und in Ställen kampiert.

Schon ziemlich früh am 6. traten wir unsern Marsch wieder an, von unserem Pfarrherrn mit vielen Dankesworten entlassen, und erreichten bald die große nach Vendôme führende Straße, die wir von Maves aus verlassen hatten. Als wir uns Vendôme näherten, tönte uns lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer entgegen, das von den Höhen unmittelbar hinter Vendôme herzukommen schien. Wie stets, wenn die Kanonen ihre sonore Musik hören ließen, beflügelte die Marschkolonne von selbst ihre Schritte, und bald lag Vendôme, von seiner malerischen Ruine, auf deren zerfallenem Turme der Prinz mit seinem Stabe den Gang des Gefechtes beobachtete, hoch überragt, umgeben von epheubekränzten, festungsähnlichen Mauern und Thoren, vor uns. Ich bin von jeher ein Naturschwärmer gewesen, und so fiel mir auch jetzt, trotz der Erregung des Augenblicks, denn wir dachten sofort ins Gefecht zu kommen, die hohe malerische Schönheit der Landschaft lebhaft ins Auge. Vor uns die alte Stadt im Kranze ihrer Mauern und Türme, dahinter ein tief eingeschnittenes Thal und dann bewaldete, schön geschwungene Höhen. Wir waren allerdings durch die Märsche in der triste Sologne in Bezug auf Schönheit der Gegend so herabgestimmt, daß das Auge sich gern ergötzte durch jede Abwechselung in dem trostlosen Einerlei des ganz flachen Landes mit seinen elenden Dörfern.

Eilig marschierten wir durch Vendôme hindurch. An allen Straßenecken Gruppen von lebhaft gestikulierenden Einwohnern, Männern und Frauen, blaue Blusen und elegante Herren, die aus dem bald näher, bald ferner klingenden Geknatter des Feuers sich den Gang des Gefechtes zu erraten bestrebten. Die ziemlich höhnischen Mienen zeigten starke Siegeshoffnung. Dazu hin- und hersprengende Adjutanten und Ordonanzen, alles beschienen von klarer Wintersonne, ein belebtes Bild.

Während sich nun die 9te Brigade auf Villiers dirigierte blieb die 10te, Regiment 52 und 12 in dem Thalkessel westlich der Stadt als Reserve stehen.

Der Feind hatte sich, nachdem er nach dem mißglückten Angriffe am 31. Dezember wieder hinter den Azay-Abschnitt zurückgegangen war, am 5. Januar wieder vor der Front des Generals von Kraatz-Koschlau verstärkt und den Wald von Vendôme besetzt. Am 6. trat die 10te Division der Disposition gemäß aus ihrer Stellung bei Vendôme den Marsch auf Montoire an, während ihre Vorposten bis zu unserm, des III. Korps Eintreffen, stehen geblieben waren, durch leichte Angriffe des Feindes belästigt, ohne jedoch dadurch zum Aufgeben ihrer Stellung gezwungen zu werden. Gegen 3 Uhr wurde die Brigade zum Angriff befohlen und das 52ste Regiment vorgezogen, während wir als 2tes Treffen zu folgen hatten. Das Wetter war inzwischen mild geworden, was bei dem Vormarsch und besonders beim Ersteigen des steil ansteigenden Plateaus, da der fette Erdboden in seiner oberen Schicht gethaut und dadurch sehr schlüpfrig geworden war, keineswegs die Annehmlichkeit erhöhte. Diese Bodenbeschaffenheit brachte beim Antreten unsern Regiments-Adjutanten, Premierleutnant W., zu Fall, sein Pferd glitt aus und stürzte mit seinem Reiter den steilen Hang hinunter. Den braven Offizier hatte jedoch auch diesmal sein altes Glück, er war nämlich während des Feldzugs schon dreimal ohne Schaden zu nehmen, mit dem Pferde gestürzt, nicht verlassen, er erholte sich nach kurzer Zeit wieder von seinem Sturz und stieg wieder zu Pferde. Sein Geschick sollte sich leider nach wenigen Tagen erfüllen, auf dem blutigen Felde von Changé starb er nach 5 Tagen den Soldatentod.

Nach Besteigen des Plateaus ließ der Regimentskommandeur, Oberstleutnant von K., die Bataillone Kolonne nach der Mitte formieren, auf ganze Distanze auseinanderziehen und gegen Azay avanzieren, um welches heftig gekämpft wurde. Es war uns jedoch diesmal nicht beschieden, eine thätige Rolle in der Schlacht zu spielen, wir waren vielmehr dazu verurteilt, den Kugelfang für die über das 1ste Treffen hinweggehenden Geschosse zu bilden, eine ebenso unfruchtbare wie langweilige Aufgabe. Die Franzosen entwickelten viel Artillerie, doch erreichten uns ihre Granaten nicht, oder schlugen in die Intervalle der Bataillone. Das Terrain war für die Verteidigung sehr günstig, der tief eingeschnittene Azaygrund wurde in seiner

ganzen Breite von dem weittragenden Chassepotgewehr bestrichen, während mehrere Batterien ihn der Länge nach unter Feuer nehmen konnten. Alle engagierten Abteilungen des Korps wurden daher in langwierige und verlustreiche Gefechte verwickelt. Nach kurzem Vorrücken erhielt unser Kommandeur den Befehl, an dem Waldrande zur Linken eine Reservestellung einzunehmen, — sehr gegen unsere Neigung — viel lieber hätten wir mit unserm Schwesterregiment den Tanz gemeinschaftlich gewagt, statt dessen mußten wir nun zusehen. Ich hielt mit v. W. etwas neben dem Regiment auf einer kleinen Erhebung, die uns freiere Aussicht gewährte. Da kamen auch schon die ersten Verwundeten der 52er zurück, Hauptmann Begas, ein Bruder der berühmten beiden Künstler, unser alter Freund und früherer Regimentskamerad, wurde vorbeigetragen, es sah aus, als ob sie doch nicht ohne uns fertig werden würden. Zu einer würdigen Vorbereitung auf den voraussichtlichen Angriff opferte ich meine beiden letzten Havanna-Zigarren — keine Liebes-Zigarren — steckte mir mit vielem Genuß selbst eine davon an und gab v. W. die andere mit den Worten: „Da die letzte! ich habe die beiden Dinger immer noch aufgehoben, aber wenn sie mich heute totschießen, ehe ich sie geraucht habe, ärgert mich das noch im Himmel."

Wir sollten sie aber in Ruhe rauchen können, unserm Kommandeur wurde durch einen neuen Befehl des kommandierenden Generals von Alvensleben eingeschärft, unter keinen Umständen die Reservestellung zu verlassen.

Da, es dunkelte schon, plötzlich lebhafte Bewegung bei unsern Leuten und allen Truppenteilen in der Nähe; im gestreckten Galopp kam der Prinz an uns vorbei, um sich nach dem vorderen Gefechtsfelde zu begeben, wie immer von nicht endenwollenden Hurra's begrüßt. Mit unbewegtem Antlitz, düster wie immer, die rechte Hand zum Gruße leicht erhoben, jagte er wie eine Erscheinung an uns vorbei. Es war, als ob die Gegenwart des geliebten Feldherrn die kämpfenden Truppen zu neuer Kraftanspannung begeistert hatte, das Feuer wurde immer heftiger, dröhnende Hurra's, betäubender Geschützdonner bei fast schon völliger Dunkelheit. Jetzt hatten die 48er und 52er den Grund überschritten und erstiegen die jenseitigen Höhen,

Mazange von 3 Seiten umfaßt, wurde erstürmt, dann erloſch allmählig das Gewehr- und Geſchützfeuer, und tiefe, faſt unheimliche Ruhe trat ein. Ein dichter Regen begann, das Regiment erhielt den Befehl, an Vendôme heranzurücken, und in tiefem Schweigen harrten wir der Dinge, die da kommen ſollten, uns ſchon mit dem Gedanken vertraut machend, eine naſſe Biwaksnacht durchmachen zu müſſen. Ich war faktiſch auf dem Pferde eingenickt, als ich ſpät am Abend durch den Befehl geweckt wurde, daß das Regiment zur Deckung des Hauptquartiers des Prinzen ſich in Vendôme einquartieren ſollte. Dieſe Ausſicht war freilich beſſer als die, in dem Regen auf naſſem Felde kampieren zu müſſen, mit leerem Magen, denn an Abkochen war natürlich nicht zu denken geweſen. Die Einquartierung ging ſchnell von ſtatten, und gegen 11 Uhr hatten wir alle ein trockenes Plätzchen gefunden. Die Einwohner machten ſehr verdutzte Geſichter, die ſehr von denen am Vormittage abſtachen, und waren überaus devot und gefällig, wahrſcheinlich dachten ſie, daß nach der gewonnenen Schlacht leicht eine kleine Plünderung in Szene geſetzt werden könnte, wie ſie das von ihren Turkos und anderem Gelichter wohl hätten erwarten können.

So war denn wieder ein Schritt vorwärts gethan, freilich hatte das III. Korps ſeinen Erfolg mit einem Verluſte von 39 Offizieren und über 400 Mann erkauft. Ihm gegenüber hatten 24 Bataillone mit entſprechender Kavallerie und Artillerie unter General Jouffroi gefochten. Das X. Korps hatte nach leichtem Gefechte nachmittags Montoire erreicht, dagegen war die Abteilung des Herzogs Wilhelm von Meklenburg von überlegenen feindlichen Kräften von St. Amand zurückgedrängt worden, das IX. Korps war bis Morée, das XIII. bis zur Linie Unverre—Beaumont les Autels—Combres gelangt.

Für den weiteren Vormarſch am 7. hatte der Prinz folgendermaßen disponiert:

Das III. Korps ſetzt den Vormarſch gegen den Braye-Bach fort in Gemeinſchaft mit dem IX. Korps, welches auf Danzé und Epuiſay marſchiert. Die 2te Kavallerie-Diviſion hält Verbindung mit dem XIII. Korps, welches nach Montmirail und, nachdem Nogent le Rotrou genommen, im Huisne-Thal

vorrückt. Das IX. Korps wirft die gegen St. Amand vorgegangenen feindlichen Kräfte zurück und marschiert auf la Chartre. Der Regen vom vergangenen Abend hatte während der ganzen Nacht angehalten, auch als wir früh 6 Uhr ausrückten, schlug uns eisiger Regen entgegen. Dies, in Verbindung mit dem eingetretenen Tauwetter, hatte die Chausseen mit hohem Schlamm bedeckt und die übrigen Wege in dem Heckenterrain der Perche grundlos und eigentlich völlig ungangbar gemacht. Bei Tagesanbruch fiel ein dichter Nebel ein, der den Gesichtskreis auf die allernächste Umgebung beschränkte. Das waren schöne Aussichten! Schon der grundlose Boden beschränkte die Verwendung der Artillerie auf das äußerste, dazu nun noch der Nebel, der sie eigentlich ganz außer Gefecht setzte. Wir wußten also vorher, daß, wenn der Feind heute in den Fermen und Hecken Stand hielt, die ganze Arbeit der Infanterie blieb.

Daß mir beim Ausrücken aus Vendôme ein Mann fehlte, und ich ihn als „vermißt" melden mußte, hatte auch nicht gerade meine Stimmung verbessert. Es war freilich ein unverbesserlicher Säufer, und der Verlust nicht sehr bedauerlich. Wie ich gleich vorausschicken will, hatte ich nach ungefähr 14 Tagen das Vergnügen, ihn wieder zu sehen. Man sagt nicht umsonst: Kinder und Betrunkene haben ihre Schutzengel, dieses Sprichwort hatte sich auch an diesem Taugenichts bewährt. Er hatte sich natürlich wieder betrunken und war in irgend einem Winkel aus seinem Rausche erst wieder aufgewacht, als Vendôme längst von allen Truppen geräumt war.

Die drohenden Mienen der Blusenmänner hatten ihn schnell aus der Stadt verscheucht, und hatte er sich eiligst auf die Fährte der abmarschierten Truppen begeben. Im nächsten Dorf hatte man eine kleine Treibjagd nach ihm gehalten, und so war es ihm sehr klar geworden, daß er, wenn er sein Leben retten wollte, die bewohnten Orte zu vermeiden habe, bis er die Truppe wiedergefunden. Er war dergestalt mehrere Tage umhergeirrt, sich von auf dem Felde stehengebliebenen Rüben ꝛc. nährend, bis er endlich einer Truppe des X. Korps begegnet war, der er sich angeschlossen hatte, und so endlich auf vielen Umwegen wieder zu uns zurückgelangt war. Sein Empfang war natürlich von meiner Seite ein sehr liebevoller!

Unser Divisionskommandeur, Generalleutnant v. Stülpnagel wurde mit der 9ten Infanterie-Brigade und 6 Batterien von Mazange aus gegen Savigny dirigiert, während der Rest des Korps gegen Epuisay vorging, welches auch das Ziel des IX. Korps war.

Nach vielem Halten, da die Aufklärung des überaus unübersichtlichen Terrains viel Zeit erforderte und immer auf das gleichzeitige Vorrücken des IX. Korps gewartet werden mußte, das in den Fermen östlich Epuisay Widerstand gefunden hatte, gelangten wir gegen Mittag nach Epuisay, das gleichzeitig von unserer Avantgarde und der des IX. Korps genommen wurde. Beim weiteren Vorrücken am Nachmittage leistete der Feind unserer Avantgarde in dem mit Hecken und Fermen bedeckten Terrain hartnäckigen Widerstand. Es blieb indessen bei Avantgarden-Gefechten, das Gros des Korps kam nicht zur Thätigkeit, wenn auch die Gefechte sehr langdauernd waren, da sie ausschließlich durch Infanterie geführt werden mußten. Die Artillerie konnte, wie schon oben gesagt, des Nebels und der Ungangbarkeit des Terrains wegen keine Verwendung finden. Am späten Nachmittag des kurzen Wintertages verstärkte sich das Gefecht vor uns bei le Poirier. Wir rückten vom Wege herunter und formierten uns in Gefechtsstellung, da die Kräfte der Avantgarde nicht auszureichen schienen. Verirrte Kugeln schwirrten uns um die Köpfe und klatschten in die Wasserpfützen. Ungeduldig hielt ich auf meinem Rappen neben der Kompanie, in Gemeinschaft mit v. W. über das ewige Zuwarten räsonnierend. Man sah gar nichts von dem Gange des Gefechtes, da unser Rendezvous-Platz rings von hohen Bäumen umgeben war. Um einen wenigstens etwas freieren Ausblick zu gewinnen, wollte ich einige Schritte vorreiten, und hatte soeben meinen bisherigen Platz verlassen, als mich ein ominöses Pfeifen und ein Klatsch in die feuchte Erde zum Umsehen nötigte. Eine Kugel hatte genau an der Stelle eingeschlagen, wo ich gehalten hatte. So hatten wir wieder einmal Glück gehabt. Die Dunkelheit brach nun rasch herein, und mit ihr schwieg das Gefecht, die 24er hatten le Poirier und die dahinter liegenden Höhen gestürmt, ohne unserer Hilfe zu bedürfen. Der Braye-Abschnitt war somit unser, und wir

erhielten den Befehl, abzurücken. Es war inzwischen völlig dunkel geworden, und wir suchten durch die Regennacht auf einem Hohlwege, dessen Zustand aller Beschreibung spottete, unsere Quartiere zu erreichen. Der Weg war so schmal, daß wir zu zweien marschieren mußten, oft mußte sogar ein Glied ins andere eindoublieren, dazu durch tiefe Wasserrisse zerrissen und teilweise völlig grundlos. Durch diese Marschschwierigkeiten wurde die Kolonne des Bataillons über Gebühr verlängert, so daß ich mit der letzten Kompanie des Bataillons in der dichten Finsternis die größte Not hatte, nicht völlig vom Bataillon abzukommen und meine Leute herbeizubringen. Unter Fluchen, Schimpfen, Ermahnen und Stolpern ging es so vorwärts, bis wir endlich gegen 8 Uhr unsere Ruhestätte erreichten, die freilich nur den mäßigsten Anforderungen Genüge leisten konnte, da dem ganzen Bataillon nur eine einzelne Ferme zur Unterkunft angewiesen war. In dem auf mein Los gefallenen Teil hatte der Fermier noch einige Kühe, Pferde und Schafe stehen, die unbarmherzig auf den Hof gejagt wurden, um Platz für meine Leute zu schaffen. Von den Schafen mußten sofort einige über die Klinge springen, um noch ein spätes Mittagessen zu ermöglichen. Wir waren seit früh 6 Uhr auf den Beinen und hatten notgedrungen sowohl das Frühstück wie das Mittagessen überschlagen müssen, wie es uns übrigens auch schon Tags vorher ergangen war, daher war der Hunger sehr beträchtlich, und bald waren mit freudigen und erwartungsvollen Gesichtern die Grenadiere, trotz der späten Stunde, emsig mit Abkochen beschäftigt. Es war wohl bald 10 Uhr, als ich mit den Arrangements für das Wohl der Kompanie fertig war und nun daran denken konnte, selbst ein Ruheplätzchen aufzusuchen. Wenig genug Platz war für uns Offiziere übrig geblieben. In dem unwirtlichen, von Schmutz starrendem Raume, der mehr einem Stalle als einer Stube glich, lagen außer uns 4 Offizieren und 4 Burschen die aus 5 Personen bestehende Familie des Fermier's, die ich doch nicht gleich ihren Schafen und Kühen auf den Hof jagen wollte. Es gab aber wenigstens einen Kamin, an dem wir unsere total durchgeweichten Sachen trocknen, und Stroh, auf das wir bald unsere müden Glieder strecken konnten, genug um recht zufrieden

zu sein. Bald verstummten die Gespräche, und halb im Traum sah ich nur noch wie mein treuer Schneider, mein bewährter Kammerdiener, eifrig beschäftigt war, im Scheine eines flackernden Kienspahnes meine Sachen zu putzen, mit stummer Gebärdensprache sich dabei mit dem stumpfsinnig dabei hockenden Fermier und seinen Kindern unterhaltend.

Der Verlauf des Tages war bei den andern Korps folgender gewesen.

Das X. Korps hatte sein Marschziel nicht ganz erreicht. Das XIII. Korps war bis in die Linie le Theil—Authon vorgedrungen, ohne bei der Wegnahme von Nogent le Rotrou erheblichen Widerstand zu finden. Das IX. Korps stand bei Epuisay. Wir, das III. Korps, hatten, wie oben erwähnt, den linken Thalrand des Braye-Abschnittes erreicht, die Vorposten wurden über den Brayebach vorgeschoben. Der Befehl für den 8. lautete auf allgemeine Fortsetzung des Vormarsches. Als wir am nächsten Morgen früh 7 Uhr wieder antraten, war das Schlackerwetter der vergangenen Tage hellem, klarem Frostwetter gewichen. Unser Regiment erhielt den Befehl, nebst einer Batterie ein von der Straße abliegendes Dorf St. Gervais zu nehmen, das noch vom Feinde besetzt sein sollte. Nach kurzem Marsche sahen wir unser Ziel vor uns auf steil abfallendem Hügel liegen. Steinerne Gebäude und lange Umfassungsmauern machten dasselbe zur Verteidigung wie geschaffen, und mit Spannung erwarteten wir die Dinge, die da kommen sollten. Die 1te Kompanie ging zur Rekognoszierung vor, kam immer näher an das Dorf heran und erreichte schließlich die ersten Häuser, ohne daß zu unserer Verwunderung ein Schuß fiel. Jetzt klärte sich das Rätsel auf — die Vögel waren ausgeflogen. Wir fanden nur den leeren Biwaksplatz, wie gewöhnlich mit allen möglichen zurückgelassenen Gegenständen, Armatur- und Bekleidungsstücken bedeckt und hörten von den Einwohnern folgende wunderbare Mär. Die Franzosen seien am Abend vorher in Stärke eines Regiments angekommen und hätten vor dem Orte biwakiert, während sich die Offiziere sämtlich im Hotel einquartiert und nach den ausgestandenen Strapazen gestärkt hätten. Bei Tagesanbruch sei das Regiment in großer Stille von seinem Biwak aufgebrochen, ohne dazu

den Befehl oder die Ankunft seiner Offiziere abzuwarten. Das Erstaunen derselben bei ihrem Erwachen ihre Truppe nicht mehr vorzufinden, sei nicht gering gewesen, und wären sie dann derselben eiligst gefolgt. So unglaublich die Sache klang, bei den damaligen Zuständen der uns gegenüberstehenden Armee war sie gar nichts Wunderbares.

Für preußische Disziplin unfaßlich, war es bei den Franzosen gleichwohl vollständig Gebrauch, daß die Offiziere ihre Leute biwakieren ließen, aus Furcht, sie sonst beim Abmarsch aus den Häusern nicht herauszubekommen, während sie sich selbst ganz sorglos in den Dörfern einquartierten, die Truppe ohne jede Aufsicht zurücklassend. Da war freilich das Einreißen solcher Zustände nicht auffallend. Alle Achtung vor der Tüchtigkeit der Truppen, die sich bei dieser Disziplinlosigkeit mit solcher zähen Ausdauer schlugen, wie sie meistens zeigten!

Freilich kann es in der Welt kaum ein Terrain geben, das sich, wie die Perche, das Gelände zwischen Loir und Sarthe, so zur Verteidigung eignet. Das ganze Land gleicht mit seinen fortwährend abwechselnden Bodensenkungen und Erhebungen einem im Wogen erstarrten Meer. Rasch fließende Wasserläufe durchziehen das Land, meistens mit steilen Rändern. Dorf reiht sich an Dorf, Ferme an Ferme, dazwischen Schlösser, von Wald oder ausgedehnten Parkanlagen umrahmt, die Dörfer sind, soweit sie ein Ganzes bilden, von steinernen Mauern umfaßt, oft sind sie auch ein Komplex von einzelnen Höfen, deren steinerne Gebäude wieder von Erdwällen und Hecken umwallt sind. Das Feld zeigt in bunter Abwechselung Weinfelder, Obstplantagen und Gemüsegärten, überall von Gräben und Dämmen durchschnitten. Die meisten Wege sind tief eingeschnittene Hohlwege, deren Ränder mit Stechpalmen und Dornenhecken bewachsen sind. Solch ein Terrain wird selbst einer an sich haltlosen Truppe eine zähe Verteidigung erleichtern und zum nur schrittweisen Aufgeben desselben führen.

Nach genauem Absuchen des Dorfes nach etwaigen Nachzüglern setzten wir unsern Marsch wieder fort und gelangten diesmal ohne weiteren Aufenthalt ziemlich zeitig in unser Quartier St. Cérottes. Unterwegs machten wir ein kurzes

Rendezvous an einer halbverbrannten und ausgeplünderten Ferme, ein Bild wüster Zerstörung, die von ihren Bewohnern verlassen war und in tiefem Schweigen dalag. Doch nein, nicht ganz still, aus meinem verschütteten Stalle tönte ein, uns bei unseren damaligen Hungerzuständen sehr anheimelndes Gequieke. Schnell wurde der Zugang aufgeräumt und es entpuppten sich, vergnügt grunzend, ein paar kleine Schweine, für ausgehungerte Magen ein wahrhaft unschätzbarer Fund. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebot das Ereignis vor der Kenntnis des gesamten Bataillons zu verheimlichen. Da wir nicht weit von unserem Bestimmungsorte waren, ließ ich daher ein paar Leute dabei zurück mit der Anweisung, uns etwas vorauszulassen und dann das Borstenvieh hinter uns herzutreiben. Bei der Teilung unter p. ptr. 150 Mann kam zwar nicht viel auf jeden, da die Dinger sich als ziemlich mager erwiesen, indessen war es doch eine ganz hübsche Zubuße.

Die Têten unseres Korps waren an diesem Tage bis Ecorpain gelangt, und war das IX. Korps bis St. Calais gefolgt. Das X. Korps hatte auf seinem Marsche viel Aufenthalt durch durchstochene Wege gefunden und kam bis la Chartre, während das XIII. Korps la Ferté Bernard mit seinem Gros erreichte und seine Vorposten auf beiden Ufern des Huisne-Baches postierte.

Für den 9. Januar befahl der Prinz dem III. Korps bis Artenay vorzudringen unter Beobachtung der Straße la Ferté-Bernard—le Mans, um den etwa auf dieser Straße befindlichen feindlichen Truppen, die am Tage zuvor vom XIII. Korps zurückgedrängt worden waren, begegnen zu können. Das IX. Korps sollte dem III. bis Bouloire folgen. Dem XIII. Korps war als Ziel gesetzt den Uebergang über den Huisnebach sicher zu stellen und mit seinem Gros die Höhe von Monfort, mit der Avantgarde St. Mars la Brüyère zu erreichen; dem X. Korps war als Marschziel Parigné l'Evêque bezeichnet. Von den Flügelkorps sollten außerdem durch Seitenabteilungen die Eisenbahnen le Mans—Alençon und le Mans—Tours unterbrochen werden.

In der Nacht fiel ein starker Schneefall ein, und als wir früh 7 Uhr zur Fortsetzung unseres Vormarsches antraten,

schlug uns ein Wetter ins Gesicht, wie es toller kaum gedacht werden kann. Schnee und Regen untereinander, gepeitscht von eisigem Winde, das Flocken- und Nebelgerieſel so dicht, daß man nicht drei Schritt vor sich sehen konnte. Dazu Thauwetter, das die tags zuvor gefrorenen Wege zum Spiegel machte und den Schnee unter unseren Tritten sich zusammenballen ließ, so daß von Reiten keine Rede war. Zu alledem fügte es unser Geschick, daß wir auf wahrhaft fürchterlichen Feld- und Waldwegen zu marschieren hatten, da die große Straße auf Ardenay der 6ten Division und der Korps-Artillerie angewiesen war. In ununterbrochener Folge ging es bergauf, bergab, durch Schnee und Regen, oft auf glatten Steinen mühselig bergauf klimmend, oft bis an die Knie im Morast. Wir Berittene unsere Pferde, die gleich uns die Köpfe hängen ließen, am Zügel führend. In stumpfem Schweigen zog die Kolonne dahin, unsere allezeit fröhlichen Brandenburger fanden kein Scherzwort mehr, wenn ein Kamerad auf dem glatten Pfade stolperte und Bekanntschaft mit der schmutzigen Straße machte, jeder, nur auf sich selbst bedacht, schleppte sich mühselig vorwärts. Selbst meine robuste Natur fing an sich gegen die unerhörten Strapazen aufzulehnen. Warm gekleidet zum Reiten in dem Winterwetter, war ich, schon geschwächt von den Mühseligkeiten der letzten Tage, die uns nie ein einigermaßen leidliches Quartier zur Erholung am Abend gebracht hatten, bald von der Anstrengung des Marsches in Schweiß gebadet, fiebernd und von unerträglichen Kopfschmerzen geplagt schleppte ich mich mühsam vorwärts, wohl mehr als zehnmal versuchend, zu Pferde zu steigen. Vergebliches Bemühen, immer wieder abgesessen, die Pferde konnten kaum leer vorwärts und stürzten häufig. Doch was half's, ging es doch uns allen nicht besser, also nur immer weiter, so gut es gehen wollte.

Die Dörfer, welche wir passierten, waren sämtlich nicht vom Feinde besetzt, dagegen tönte in unserer rechten Flanke, wo die 6te Division marschierte, ununterbrochenes Gewehrfeuer, nur selten übertönt von dem Knall der Geschütze, da der Regen und Schnee alle Fernsicht abschnitt, und Artillerie daher nur wenig Verwendung finden konnte. Nur das zornige, aufregende Geknarr der Mitrailleusen, deren eigentliches

Terrain ja das Heckenland der Perche mit ihren Engpässen war, konnte man deutlich unterscheiden. Der Feind hatte die Höhen und den Wald bei Dorf und Schloß Ardenay stark besetzt. Es wurde heftig um diese gekämpft, am Nachmittage von den 64ern und 24ern Schloß Ardenay erstürmt, und bei einbrechender Dunkelheit der Feind mit dem Bajonett aus den Dörfern la Butte und Ardenay vertrieben. Wir waren gegen 3 Uhr in Sicht der uns bestimmten Dörfer Volnay und St. Mars de Locquenay gelangt, aber noch durften wir nicht an Ruhe denken. Rechts von uns tönte immer noch der Lärm des Gefechtes, und ehe dieses nicht schwieg, durften wir unsere Bereitschaftsstellung nicht verlassen. Wir hatten im Walde Rendezvous gemacht und schritten nun dazu, uns dasselbe etwas erträglicher zu gestalten. Es wurde versucht, Feuer anzubrennen, um uns einigermaßen zu erwärmen und die total durchnäßten Sachen etwas zu trocknen. Nach vieler Mühe gelang es unter Schnee und Eis so viel trockenes Holz zu finden, um erst einmal Feuer zu bekommen, und dann lohten bald wahre Scheiterhaufen zum düsteren Himmel, an denen wir unsere erstarrten Glieder wieder geschmeidig machten. Noch lange mußten wir hier geduldig ausharren. Dreimal versuchten wir, als das Gefecht beendet schien, uns ins Trockene zurückzuziehen, und dreimal mußten wir wieder halten und Front machen, das letztemal sogar ausschwärmen und eine Verteidigungsstellung einnehmen, weil das Gefecht wieder an Heftigkeit gewann und sich bis in unsere nächste Nähe zu ziehen schien.

Endlich gegen 6 Uhr kam der Befehl zum Einrücken, wohl selten mit mehr Freude begrüßt!

Die Stellung der Armee des Prinzen-Feldmarschalls war also am Abend des 9. folgende:

Das brandenburgische Korps war im Zentrum der Armee den beiden Flügeln vorausgeeilt, die 6te Division stand mit ihren Vorposten über Ardenay hinaus, das rechte Seiten-Detachement inmitten des Feindes in la Belle inutile. Wir, die 5te Division, hatten die Avantgarde über den Naraisbach vorgeschoben, die Vorposten am Bois de Loudon etabliert. Das IX. Korps war bis Bouloire gefolgt. Das XIII. und X. Korps hatten dagegen das ihnen gesteckte Ziel bei weitem

nicht zu erreichen vermocht. Das XIII. Korps war gleich am Morgen in langandauernde Kämpfe verwickelt worden und stand am Abend in der Linie Connerré-Thorigné dicht am Feinde. Ebenso war das X. Korps bald auf den Feind gestoßen und war außerdem gleich uns durch ungangbare Wege sehr am Vormarsch gehindert worden. Die 20te Division gelangte am Abend in den Besitz von Brives, die 19te kam bis Vancé. Demnach stand also das III. Korps weit vorgeschoben.

Der Geschichtsschreiber des Großen Generalstabes zeichnet treffend die Situation mit folgenden Worten: „Keilartig in die Stellungen des Feindes hineingedrungen, sah es sich rings von dessen Wachtfeuern umleuchtet."

Erst spät in der Nacht war es gelungen, die Verbindung mit dem XIII. Korps wieder aufzunehmen, und wurden daher die Vorposten der 6ten Division, ja sogar das Divisionsstabsquartier in le Breil, während der Nacht vielfach durch versprengte feindliche Abteilungen beunruhigt.

So hatte sich denn der eiserne Halbkreis um le Mans immer mehr verengt, die Entscheidungsschlacht mußte nun nahe bevorstehen.

VIII.

Beginn der dreitägigen Schlacht vor le Mans am 10. Januar. Gefechte bei Parigné l'Evêque und Changé.

In der Nacht waren für die Fortsetzung des Angriffs folgende Befehle ausgegeben worden:

Das III. Korps setzt den Angriff gegen le Mans fort in der Richtung auf Changé, die linke Flügel-Brigade (die unsrige) biegt links ab gegen die Straße Grand Lucé—Parigné l'Evêque, um das X. Korps dort zu unterstützen. Das X. Korps, links vom III., setzt auf der Straße Grand Lucé—Parigné l'Evêque den Vormarsch fort, während

das XII. Korps rechts vom III. Korps avanciert und das IX. Korps als Reserve folgt.

Als wir uns früh am Morgen von unserem harten Lager erhoben, war die Luft klar und kalt, das Regenwetter des vergangenen Tages war in der Nacht in Frost umgeschlagen, der die Wege spiegelglatt gemacht hatte. Obwohl noch kein Befehl zum Abmarsch erteilt war, nur war befohlen, von 7 Uhr ab marschbereit zu sein, hielt es uns doch nicht in unsern wenig einladenden Quartieren, und noch im Morgengrauen standen überall auf der Dorfstraße Gruppen zusammen, sich über den vergangenen und den mutmaßlichen Verlauf des heutigen Tages unterhaltend. Da, horch, auf einmal welche Klänge! Klar und deutlich tönte durch die Morgenstille, von einer vollen Regimentsmusik intoniert, der Choral „Nun danket alle Gott". Von Volnay, einem nur wenige Kilometer entfernten Dorfe, wo der Divisions-Kommandeur Quartier genommen hatte, tönten die weihevollen Klänge. Erstaunt zuerst und zweifelnd, dann mit freudeglänzenden Gesichtern sahen wir einander an, man glaubt ja so gern, was man hofft, was konnte der Choral anders bedeuten als „die Feindseligkeiten sind eingestellt". Bald jedoch wurden wir von unserer voreiligen Hoffnung enttäuscht, dem Choral folgte ein lustiger Marsch; es war nichts mehr und nichts weniger als eine Morgenmusik, die die Kapelle vom 52ten Regiment dem Divisions-Kommandeur zu seinem Geburtstage brachte. Trotz unserer Enttäuschung gönnten wir von Herzen unserm hochverehrten Führer die Ovation und sandten ihm in Gedanken unsere Glückwünsche.

Zwischen 8 und 9 Uhr kam der Befehl zum Abrücken, doch waren die Befehle der vorigen Nacht inzwischen abgeändert worden. Parigné hatte sich als nicht besetzt erwiesen, und war infolgedessen der General v. Schwerin vom General v. Alvensleben angewiesen worden, Parigné links liegen zu lassen und sich gleichfalls auf Changé zu dirigieren. Wie schon gesagt, waren die Wege spiegelglatt, der Marsch ging infolgedessen ziemlich langsam von statten, die Artillerie war abgesessen und führte ihre Pferde, und auch wir Berittene gingen zu Fuß.

Noch waren wir erst kurze Zeit unterwegs, als der Brigade-Kommandeur die Meldung erhielt, daß von Montreuil her, also im Rücken der Brigade, feindliche Abteilungen im Anmarsche seien. Diesen zu begegnen, ließ der General v. Schwerin den Major Lehmann mit drei Kompanien des II. Bataillons, die 5te war in Volnay zur Deckung der Divisionsbagage zurückgeblieben, umkehren und zwischen Volnay und St. Mars de Locquenay eine Verteidigungsstellung einnehmen. Seit einiger Zeit auch tönte schon zu unserer Linken heftiges Gewehr- und Geschützfeuer, in das sich das häßlich knarrende Geräusch der Mitrailleusen mischte. Bereits um 8 Uhr waren die Vorposten in der Südspitze des Bois de Loudon, nördlich von Parigné gelegen, von der inzwischen in Parigné eingerückten Brigade Pereira der Division Deplanque angegriffen worden. Der Feind hatte sich in Parigné dann noch durch die daselbst eingetroffene Avantgarde der Division Jouffroy verstärkt und bedeutende Kräfte an Artillerie und Infanterie in Thätigkeit gebracht. Von dieser veränderten Sachlage wurde der General v. Schwerin in Kenntnis gesetzt, als wir gerade in einen ziemlich engen Hohlweg eingebogen waren, die Batterien Stoephasius und Knobbe an der Tête. „Bataillon halt!" Die Brigade macht Kehrt. So schnell, als es der enge Weg erlaubte, rasselten die Batterien an uns vorüber und bogen, nachdem die Batterie-Kommandeure auf eine nahe liegende Bergkuppe zum Rekognoszieren vorgeritten waren, im scharfen Trabe mit aufgesessenen Bedienungsmannschaften avancierend, nach dem Gefechtsfelde ab. Wir folgten im Eilschritt, durch die Kehrt-Schwenkung nunmehr das Füsilier-Bataillon an der Tête. Je näher wir kamen, desto betäubender tönte uns der Lärm des Gefechtes in die Ohren, noch aber sahen wir in dem stark bewachsenen, hügeligen Hecken-Terrain nichts vom Kampfe, als uns schon die ersten Chassepotkugeln den handgreiflichen Beweis lieferten, daß wir nahe dabei sein mußten. Wir waren in einem tiefen, engen Hohlwege, als uns der Befehl „Kompaniekolonnen formiert!" das Zeichen gab, daß jetzt der Ernst anbräche. Soeben hatte der Regiments-Kommandeur den Befehl erhalten, mit seinen beiden Bataillonen den Angriff auszuführen. Er ließ die Füsiliere links abschwenken

gegen die Ostseite der Stadt, das I. Bataillon sollte die nördlich davon befindliche Waldecke gewinnen und von dort zum Sturme vorgehen. Die vorderen Züge des Bataillons, die schon den Hohlweg passiert hatten, marschierten bereits auf, und eben wollte ich im Laufschritt folgen, als der Bataillons-Adjutant zu mir heranjagte und mir den Befehl zuschrie, denn vor dem furchtbaren Knallen und Knattern konnte man sich nur mit äußerster Anstrengung verständlich machen: „Die 4te Kompanie soll hier zur Bedeckung der hier links stehenden Batterie zurückbleiben!" Ehe ich Zeit hatte, über diesen höchst unerwünschten Auftrag zu fluchen, war er schon wieder fort, mir das Weitere überlassend. Der Standort der Batterie machte sich zum Schaden unserer Ohren, wir standen augenblicklich gerade unter ihr, so bemerkbar, daß sie leicht zu finden war. Sie stand links vom Wege auf einem von einer Ferme gekrönten Plateau. Sowie wir die Höhe gewonnen hatten und vor dem Dampf der Geschütze etwas zu sehen anfingen, lag das ganze Gefechtsfeld vor unsern Augen. Vor uns, auf mäßigem Berge, lag die Stadt Parigné l'Evêque, von hügligem, mit Bäumen bewachsenem und von tiefen Gräben, Hecken, Dämmen und Hohlwegen durchschnittenem Terrain umgeben, in dem sich die Gebäude einzelner Fermen abhoben.

Dieses Vorterrain und die Stadt selbst war vom Feinde stark besetzt, dem die ansteigende Lage des Ortes gestattete, seine Batterien und Verteidigungslinien etagenweise so übereinander zu postieren, daß eine über die andere hinwegschoß.

Unsere beiden Bataillone waren im vollen Avancieren, indessen bald kam das Gefecht zum Stehen, da den Grenadieren in dem überaus schwierigen Terrain bei dem wütenden Gewehr- und Mitrailleusenfeuer, das ihnen entgegendonnerte, die Kraft zu erlahmen drohte. Gleich nach dem Antreten brach Hauptmann Oldenburg von der 2ten Kompanie mit zerschmettertem Knie zusammen, der Portepeefähnrich v. Werder an seiner Seite ward durch den Arm geschossen, bei der 1ten Kompanie hauchte der Führer des Schützenzuges, Leutnant Denicke, durch die Brust geschossen, sein junges, hoffnungsvolles Leben aus. Die Batterie, deren Bedeckung mir zugefallen war, bildete den linken Flügel unserer Angriffslinie und hatte ihr Feuer

auf eine ihr gegenüberstehende Batterie gerichtet, die jedoch so gut gedeckt stand, daß man ihre Stellung nur an dem Dampf der Geschütze erkennen konnte.

Ich begrüßte mit kurzem Händedruck in ihrem Kommandeur einen alten Bekannten, Hauptmann Knobbe, mit dem mich einst ein Kommando in Koblenz eine sehr vergnügte Zeit hatte verleben lassen, und erkundigte mich nach der Lage der Sache.

„Gehen Sie hier links an den Abhang und bringen Sie die Infanteristen zur Ruhe, die uns von links beschießen," antwortete mir K., immer den Feldstecher am Auge. Richtig, auf zirka 400 Schritt lag eine französische Schützenlinie in einem Graben, die ihr Feuer auf die Batterie richtete; das Plateau, auf dem die Geschütze standen, fiel steil nach vorn ab. „Der Schützenzug rechts, der 7te Zug links an den Höhenrand, schwärmen! 400 Schritt kleine Klappe Schnellfeuer! Der 8te Zug hinter dem Hause niederlegen!"

So rasch wie gegeben war der Befehl ausgeführt, ich schien auch die Entfernung richtig taxiert zu haben, denn nach kurzer Zeit wurde das Feuer schwächer, und die französischen Schützen zogen sich, von unserm Feuer verfolgt, in weiter nach hinten liegende Deckungen zurück.

Als ich mit der Kompanie auf dem Plateau erschien, spielte sich daselbst gerade eine malerische Szene ab, die, eine grause Illustration des Kriegs, mir immer unvergeßlich bleiben wird, soviel ich auch in diesem Augenblicke an anderes zu denken hatte.

Zwei der Gebäude der Ferme standen in Flammen, durch die Granaten der Franzosen, die ohne Unterlaß auf das Plateau fielen, in Brand geschossen. Da stürzt aus einem der brennenden Häuser totenbleich ein französischer Bauer, in seinen Armen ein ohnmächtiges oder lebloses Mädchen, halb Kind noch, tragend, dessen schlanke Glieder und bildhübscher Kopf mit den aufgelösten schwarzen Haaren schlaff über seine Arme hinweghingen. Mitten auf den Platz gelangt stutzt er vor den in zwei Etagen übereinander feuernden Geschützen und starrt in ratloser Verzweiflung auf die ihr Geschütz bedienenden Kanoniere, während um ihn die Granaten platzen. Da springt

einer der Kanoniere, dessen mitleidiges Herz wohl dieses um Erbarmen flehende Bild der Hilflosigkeit bewegt hatte, es war eine straffe brandenburgische Gestalt, aus dessen pulvergeschwärztem Gesicht ein Paar gutmütige, jetzt von der Aufregung des Kampfes funkelnde Augen blitzten, in der einen Hand den Wischer, vom Geschütz hinweg, faßt mit der andern Hand den armen Vater und schiebt ihn in eine offenstehende Kellerthür, die der Unglückliche in seiner kopflosen Angst wahrscheinlich nicht gesehen hatte. Im nächsten Augenblicke stand er wieder bei seinem Geschütz.

Das Feuer unserer Batterie schien wenig Wirkung zu haben, wenigstens vermochte es nicht die französischen Geschütze zum Schweigen zu bringen, die zu gut gedeckt standen, um ihnen von unserm Standpunkte aus viel Schaden thun zu können. Als ich mir dies klar machte, hörte ich auch schon K.'s helles, durchdringendes Kommando den Geschützdonner übertönen: „Batterie halt! Zum Avancieren protzt auf! Bedienungsmannschaften aufgesessen! Batterie Trab!" Er rief mir noch zu, er wolle weiter vor und mehr nach rechts gehen, dann rasselten auch schon im scharfen Trabe die Geschütze den Berg hinunter.

Rasch hatte ich mich aufs Pferd geworfen und meine Schützen gesammelt, um der Batterie so schnell als möglich zu folgen.

Kaum waren wir von dem Plateau herunter und in den vorher verlassenen Weg eingebogen, als uns ein wahrhaft formidables Infanteriefeuer empfing. Es schien, als ob alles sein Feuer auf die abfahrende Batterie konzentrierte. Im Nu fielen ein halbes Dutzend Pferde und Mannschaften und K. hätte wohl nicht die Hälfte seiner Leute hindurchgebracht, wenn ihn nicht die hohen Ränder des Hohlweges, in und über welche die Chassepotkugeln wie ein Strichregen sausten, zur Hälfte gedeckt hätten. Meine Grenadiere waren besser daran wie die Artilleristen auf ihren Pferden, sie konnten in einem den Weg einfassenden Graben entlang laufen und sich dabei noch mit den Köpfen unter den Wegrand ducken. Der im scharfen Trabe fahrenden Batterie auf dem Fuße zu folgen, war für die Infanteristen schließlich unmöglich. Ich ließ daher die Kompanie

unter v. N.'s Kommando folgen und ritt selbst mit der Batterie vor, um mir meine Stellung auszuwählen. Indessen auch das hatte seine Grenzen. Meinen Rappen, der sonst im ärgsten Feuer ganz ruhig stand, hatte das furchtbare Knallen und Pfeifen der Kugeln und die fallenden Pferde und Menschen so aufgeregt, daß ich ihn kaum zu bändigen und vorwärts zu bringen vermochte, und als schließlich dicht neben mir das Pferd eines Artillerieoffiziers, neben dem ich gerade ritt, mit seinem Reiter zusammenstürzte, versagte er schlechterdings den Dienst, stieg kerzengerade in die Höhe, so daß ich dachte, auch ihn hätte eine Kugel getroffen, und war nicht mehr vorwärts zu bringen. Zum Stallmeistern war keine Zeit, vorwärts mußte ich, wenn es auch zu Fuß war. Ich sprang daher herunter und machte mich daran, mein Pferd, das wie unsinnig herumsprang und mich trotz aller angewandten Kraft bald hier-, bald dorthin riß, am Zügel, der Batterie im Trabe nachzulaufen. Meinen Leuten war ich weit voran, ich konnte also keinem das Pferd zum Halten geben und war auf mich selbst angewiesen. Glücklicherweise dauerte dieser Laufschritt unter erschwerenden Verhältnissen nicht lange, ich erreichte kurz darauf die Batterie, als sie eben abprotzte. Auch ein Teil meiner Kompanie traf bald darauf ein, den ich seitwärts der schon wieder feuernden Geschütze in einem Graben postierte.

Da sah ich dicht in der Nähe unsern General v. Schwerin halten, wie gewöhnlich wie gefeit im dichtesten Feuer, mit steinerner Ruhe das Gefecht beobachtend. Seine beiden Stabsordonnanzen lagen bereits, der eine tot, der andere verwundet neben ihren Pferden, doch das veranlaßte ihn keineswegs, seinen Platz zu wechseln, er rief nur einen gerade vorüberkommenden Arzt an, nach dem Verwundeten zu sehen.

Ich ging zu ihm heran und meldete die Kompanie, worauf er mir zu meiner großen Freude erwiderte: „Ziehen Sie sich nur zu Ihrem Bataillon heran, Artilleriebedeckung ist hier nicht mehr nötig, hier sind ja überall Truppen." Niemand war froher wie ich, daß ich nicht mehr an die Kanonen gekettet war, soeben kam auch der Regiments-Kommandeur herbei, der mir die Richtung angab, wo ich das Bataillon, das inzwischen weiter vorgegangen war, finden würde. Ich sam-

melte meine Grenadiere, ungefähr zwei Züge, der 3te unter C. war noch zurück, und eilte, da es unter dem heftigen Feuer zu großen Verlusten geführt haben würde, wenn ich die Kompanie geschlossen hätte vorführen wollen, in der Schützenformation, bei der sich jeder an den Rändern des Hohlweges decken konnte, dem Bataillone nach, unterwegs verschiedene Leute der andern Kompanien, die zurückgeblieben waren, mit dem Rufe „Alle Zwölfer vorwärts mit mir!" mit mir fortreißend.

Noch war ich nicht weit gekommen, als ich die 52er Füsiliere mit ihrem Kommandeur, Major v. Natzmer, dem gütigen Geber der prinzlichen Weinkiste von St. Privat, der an einer Ferme Stellung genommen hatte, vorfand. Wir freuten uns herzlich unseres Wiedersehens, ich verkündete ihm im Fluge, daß seine Kiste den Weg aller Getränke gewandert sei, und erkundigte mich, ob er nichts von meinem Bataillon wisse. „Nein, das muß noch weiter vorwärts sein," erwiderte der Major, „aber wenn Sie mit wollen, ich will gerade trommeln und pfeifen lassen, wir wollen ein Stück vorwärts attackieren, bei dem infamen Geknalle hört man ja kein Kommando, und so bringen wir die Kerls am besten vor, wenn auch nichts zu attackieren ist."

Er hatte ganz recht, sehr gern schloß ich mich ihm an und vorwärts ging's mit schlagenden Tambours.

Als nach einigen hundert Schritt die 52er wieder Halt machten, setzte ich den Vormarsch allein fort und traf gleich darauf den Major v. B. mit seinem Adjutanten, der mich mit gewohnter Herzlichkeit begrüßte und mich anwies, nur geradeaus weiter vorzugehen, die drei andern Kompanien seien weiter rechts engagiert.

Das Vorgehen ging indessen nur noch eine kurze Strecke. Wie ich an meiner eigenen völligen Erschöpfung merkte, konnten meine Leute nicht mehr vorwärts, wir hatten fast den ganzen Weg im Trabe zurückgelegt, notgedrungen mußte ich daher einen Halt machen und besetzte einen tiefen Graben, der auf den Weg, den wir passierten, stieß. Wir hatten jetzt eine Schützenlinie der Franzosen, die sowohl den Ort selbst, wie das Vorterrain östlich und nördlich desselben mit zäher Aus-

dauer verteidigten, auf zirka 500 Schritt vor uns. Ich ließ das Feuer gegen dieselbe aufnehmen, sah jedoch bald, daß wir keinen Erfolg hatten, da das Schußfeld durch Baumgruppen und Hecken zu beschränkt war. Sowie ich mich daher ein wenig ausgeruht hatte, machte ich dem Major, der bei der Kompanie geblieben war, den Vorschlag, weiter vorzugehen. Ungefähr in der Mitte der Entfernung, die uns von den feindlichen Schützen trennte, lief ein anderer Graben und diesen wollte ich zu erreichen suchen, indessen zwischen diesem und uns lagen ungefähr 250 Schritt freies, nur von einzelnen Obstbäumen bestandenes Feld, erst hinter dem Graben war der Baumwuchs wieder dichter, und um dieses freie Feld unter dem Chassepotfeuer zu überschreiten, da galt kein langes Besinnen, da war Eile geboten. Der Major war mit meinem Vorhaben ganz einverstanden, ich avertierte v. N. und G., die bei mir waren, sprang auf den Grabenrand, rief, den Säbel schwingend, mit aller Kraft meiner Lungen: „Die 4te Kompanie avancieren!“ und lief, in der Ueberzeugung, meine Kompanie folge nach, dann, ohne mich weiter umzusehen, dem vorher erwähnten Graben zu. Ich sollte jedoch hierbei praktisch die Erfahrung machen, wie schwer es ist, im starken Feuer die Leute aus einer Deckung herauszubringen. Als ich mich ungefähr auf der Hälfte des Weges nach meinen Leuten umsah, sah ich zu meinem äußersten Erstaunen, daß mir außer meinen beiden Offizieren niemand weiter gefolgt war als drei Unteroffiziere und ungefähr zehn Mann, alles übrige lag noch ruhig hinter dem Grabenrand, sei es, daß sie bei dem betäubenden Lärm des Gefechtes mein Kommando nicht gehört hatten, oder daß sie zu erschöpft gewesen waren, um mir folgen zu können. Ich hatte keine Zeit, das in nähere Ueberlegung zu ziehen, so schnell als möglich hieß es den schützenden Graben zu erreichen, denn auf uns Wenige richtete jetzt die gegenüberliegende Schützenlinie ihr gesamtes Feuer; noch heute ist es mir rätselhaft, wie es möglich war, daß niemand von uns getroffen wurde. Hart am Graben brach G. ins Knie, ich sprang sofort hinzu, ihn aufzuheben, denn ich dachte, er wäre verwundet. Es war indessen nur eine Wurzel gewesen, die ihn zu Falle gebracht hatte.

Sowie wir den Graben erreicht und das Feuer aufge-

nommen hatten, bemerkte ich eine Bewegung bei den französischen Schützen, und gleich darauf sah ich einen Trupp roter Hosen sich durch das dicht mit Bäumen bewachsene Terrain von rechts nach links ziehen, wahrscheinlich war es ihnen klar geworden, mit wie einer geringen Anzahl sie es zu thun hatten, und sie beabsichtigten, uns abzuschneiden. Die Lage war kritisch wenn ihnen die beabsichtigte Bewegung gelang, und dies zu verhindern, war ziemlich schwierig, da uns die dichtstehenden Bäume und eine den Grabenrand krönende dichte Hecke sehr am Schießen hinderten. Auf meinem Platz im Graben hatte ich mir sofort mit dem Säbel Luft in die Hecke gehauen, und die das Terrain bedeckenden Bäume bildeten mir gegenüber eine Lücke von ungefähr drei Schritt Breite, die jeder von rechts nach links Laufende passieren mußte. Es war allerdings nicht leicht, einen schnell hindurchlaufenden Menschen auf die Entfernung von etwa 250 Schritt zu treffen, immerhin aber für einen geübten Schützen erreichbar.

Schnell entschlossen riß ich daher meinem Nebenmann, es war ein 48er, der sich beim Vorgehen mir angeschlossen hatte (sein Regiment hatte die Vorposten gehabt, und war er wohl beim Zurückgehen derselben zurückgeblieben), das Gewehr aus der Hand, wogegen er allerdings mit der bescheidenen Einwendung, er wolle gern selber schießen, zu deprezieren versuchte, worauf er von mir die höfliche Erwiderung eintauschte: „Schafskopf, ich kann's besser wie Du!" und lag im Anschlag, ehe noch ein Franzose in der Lücke erschienen war. Sowie die erste rote Hose darin auftauchte, knallte mein Schuß und glücklicherweise hatte ich die Entfernung auch so richtig taxiert, daß ihr Träger im Feuer lag. Sofort waren die ihm folgenden wieder hinter den Bäumen verschwunden. „Patronen her!" rief ich meinen Leuten zu und wies sie an, ihr Feuer auf die Deckung zu richten, daß vorn niemand hindurchkäme, dafür wollte ich selbst sorgen. Noch zwei ließ ich ihrem Kameraden folgen, dann schienen unsere Gegner ihren Versuch aufzugeben und beschränkten sich darauf, uns mit, bei unserer guten Deckung unschädlichem, Schnellfeuer zu überschütten.

Gefährlicher wäre uns beinahe das Feuer unserer eigenen Truppen geworden, eine hinter uns her kommende Abteilung

eröffnete das Feuer auf den vor uns befindlichen Feind, so daß uns ihre Kugeln sehr nahe über die Köpfe hinwegflogen. Auf unser lebhaftes Winken und Rufen stellten sie jedoch alsbald ihr Feuer wieder ein.

Die Mittagszeit war inzwischen herangekommen, da ertönte das Signal „Das Ganze avancieren!" und mit einem Schlage, wie elektrisiert, erhoben sich überall die Schützenlinien und mit dem Rufe „Hurra Brandenburg!" drangen sie von allen Seiten umfassend gegen die Stadt vor, den Feind aus dem Vorterrain nunmehr überall zum Weichen bringend.

Wie schon weiter oben angeführt, waren die Füsiliere gegen die Ostseite der Stadt dirigiert worden. Hier bot sich ein glatter, gerader Weg, auf dem die 10te Kompanie, Premierleutnant v. Manstein, begleitet von dem Bataillons-Kommandeur Major v. Altrock und dem Divisions-Prediger Becker, avancierte. Das Gewehr eines gefallenen Füsiliers in der Hand, hatte der tapfere Geistliche das Bataillon im heftigsten Feuer nicht verlassen, so die Füsiliere durch Zuruf und sein eigenes Beispiel anfeuernd. Die auf dem Wege befindliche Abteilung, aus den genannten Offizieren und etwa dreißig Mann bestehend, auch der Führer der 12ten Kompanie, Premierleutnant v. Roon, befand sich bei derselben, erreichte selbstredend die Umfassung des Ortes eher wie die im Nebenterrain vorgehenden Kompanien. Den andern weit voraus, stießen sie auf eine die Straße sperrende Barrikade, welche durch heftiges Feuer aus den nebenliegenden Häusern verteidigt wurde. Jedoch schnell drangen die Füsiliere in die Häuser ein und machten die Besatzung zu Gefangenen, während die übrigen und die Offiziere die Barrikade überkletterten und dann unaufhaltsam die Straße heraufstürmten. Inzwischen waren auch die übrigen Kompanien des Bataillons herbeigekommen und durch die Gärten in die Gehöfte eingedrungen, im Sturme sich derselben bemächtigend. Die zuerst erwähnte Abteilung war inzwischen bereits bis zur Kirche gelangt und hier auf eine Mitrailleusenbatterie gestoßen, welche auf außerhalb des Ortes andringende Truppen feuerte. Ein kurzes Schnellfeuer und ein Teil der Bespannung und der Bedienungsmannschaften stürzte zusammen. In größter Hast protzte der Rest auf und jagte davon, zwei der Mitrailleusen jedoch

erreichten die unter Premierleutnant v. Manstein herbeieilenden Füsiliere, ein kurzes, wütendes Handgemenge mit der sich energisch verteidigenden Bedienungsmannschaft entspann sich, aber dem mit brandenburgischer Kraft geführten Bajonette waren die Franzosen nicht gewachsen, im Umsehen lagen sie tot oder verwundet zu Boden, der Rest ergab sich, die Mitrailleusen den Siegern überlassend, die dieselben aufprotzten und zurückbrachten, während andere den davonjagenden Rest der Batterie, es war die 19te Batterie des 10ten Artillerie-Regiments unter Kapitän Delahaye, mit Schnellfeuer verfolgten.

Inzwischen aber war es dem Kommandeur der Besatzung von Parigné, Oberstleutnant Pereira, gelungen, einen Teil seiner weichenden Mannschaften zu sammeln und den unsrigen wieder entgegenzuführen. Major v. Altrock, auf dem Kreuzungspunkte des Weges mit der nach le Mans führenden Chaussee stehend, sah sich plötzlich einer auf dieser Chaussee vorgehenden, ungefähr zwei Kompanien starken Abteilung gegenüber. Das kleine Häuflein der Füsiliere empfing sie mit ruhigem, wohlgezielten Feuer, und als nun gerade noch zwei Offiziere mit Mannschaften der 10ten und 12ten Kompanie wunderbar rechtzeitig zur Verstärkung erschienen, beschloß der Kommandeur, die Attacke nicht abzuwarten, sondern den Gegenstoß zu wagen. Schnell in Kolonne gesetzt, mit schlagenden Tambors, die Offiziere an der Spitze, Gewehr zu Attacke rechts, ging die Abteilung vor, vom heftigen Feuer des Feindes, der Halt gemacht hatte, empfangen. Der tapfere Führer der 10ten Kompanie, Premierleutnant v. Manstein, sank, durch den Hals geschossen, tot zu Boden, gleich darauf stürzte Leutnant Witt schwer verwundet zusammen, aber vorwärts stürmten die Füsiliere, ohne zu zaudern. Noch hielt der Feind stand, aber ehe ihn die Bajonette erreichten, kam ein Schwanken in seine Glieder, dann machte er kehrt und ging in eiliger Flucht auf der Chaussee nach le Mans zurück. Während sich diese Vorgänge auf der Chaussee nach le Mans abspielten, dauerte der Häuserkampf in Parigné selbst fort. Meistenteils ergab sich die Besatzung der Häuser, nachdem die Thüren gesprengt waren und die Brandenburger in ihren Rahmen erschienen, zum Teil aber auch leisteten die französischen Truppen verzweifelten Widerstand und warfen

dann die Gewehre weg, wenn kein Entrinnen mehr möglich war. So erbeutete die 12te Kompanie in einem stark besetzten größeren Gebäude, außer einer erheblichen Anzahl von Gefangenen, zwei Fahnen von Mobilgarden-Bataillonen. Die 10te Kompanie, auf dem linken Flügel des Bataillons befindlich, hatte sich gegen den Südeingang gewendet und diesen nur schwach besetzt gefunden. Sie war den weichenden Verteidigern nach einem außerhalb des Ortes liegenden größeren Gebäude, wohin sich dieselben zurückgezogen hatten, gefolgt, und fiel bei dieser Gelegenheit noch ein davonjagender Munitionswagen in ihre Hände, dessen Bespannung die Füsiliere durch gut gezielte Schüsse zu Falle brachten. Während so die Füsiliere schon in Parigné wirkten, waren auch wir bis zur Umfassung gelangt. Ich hatte wieder die Richtung des vorher verlassenen Weges von les Grénouillères Fermes eingeschlagen und mich dort mit meinen zurückgebliebenen Leuten vereinigt. Den Revolver in der Hand ging es nun den Grenadieren voran in die Stadt hinein, und gleich am ersten Eckhause stürzte sich uns eine starke Abteilung entgegen. Es waren Mobilgarden, die jedoch keinen Widerstand mehr leisteten, sondern sich willig entwaffnen ließen und recht froh darüber zu sein schienen, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Dem Leutnant, der sie kommandierte, es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren und ganz germanischem Aeußern, mit blondem Haar und Bart, ging seine Gefangennahme näher wie seinen Leuten. Er war ganz erschöpft und sehr dankbar, als ich ihn mit einem Schluck aus meiner Feldflasche erquickte und ihn über sein Schicksal zu trösten suchte. Er war aber ganz verzweifelt und blieb immer dabei: „Mauvais soldats, mauvais soldats, ils sont heureux, ces lâches, d'être faits prisonniers.“ Bei unserm weiteren Eindringen in die Stadt fanden wir nirgends mehr erheblichen Widerstand, obwohl die Zahl unserer Gefangenen schließlich unsere eigene Anzahl bedeutend überstieg. Bald traf ich auch zu meiner Freude auf einen Arzt, den ich bat, nach einigen Verwundeten meiner Kompanie zu sehen, von denen mir besonders einer, ein allzeit pünktlicher und strammer Soldat von stets heiterem Temperament, am Herzen lag. Er war kurz vor dem Orte hart an meiner Seite gefallen, durch den Oberschenkel geschossen. In-

dessen die Hilfe kam zu spät, bald kam der Arzt zurück mit der Mitteilung, daß er den Verwundeten schon tot gefunden hätte. Die Kugel hatte die große Arterie getroffen, und er war in der kurzen Zeit bereits verblutet. Noch war ich durchaus im Ungewissen über das Schicksal des unter Leutnant C. verbliebenen Restes meiner Kompanie, von dem ich seit des Vormarsches mit der Batterie nichts wieder gesehen hatte. Die erhaltenen Nachrichten waren sehr ungewiß, C. sollte gefallen sein, jedoch wußte niemand Genaues. Ich hoffte, sie schließlich bei den andern Kompanien des Bataillons, die im Norden angegriffen und im Verein mit den Füsilieren des 52ten Regiments die daselbst gelegenen Fermen und die Vorstadt, la Maison neuve, gestürmt hatten, anzutreffen, und so war es auch. Als ich den Nordausgang erreichte, fand ich den Zug unter C.'s Kommando mit dem Feldwebel vor und wurde mit freudigem Hurra begrüßt, denn, wie man mir C. als gefallen bezeichnet hatte, so hatte sich auch das Gerücht verbreitet, mich habe das Schicksal ereilt, und nun zeigten mir die strahlenden Gesichter meiner Grenadiere ihre Freude über den Ungrund dieser Nachricht. Sie waren deshalb nicht wieder zu mir gestoßen, weil sie der General v. Schwerin, während ich mit dem einen Teile schon wieder im Vorrücken war, dem Bataillon auf einem andern Wege nachdirigiert hatte, als sie bei der Batterie wieder angelangt waren. An der Nordseite der Stadt, bei la Maison neuve, hatte sich inzwischen ein eigentümlicher Vorfall abgespielt. Durch das Vorgehen der Kompanien des I. Bataillons, denen sich auch die 9te Kompanie angeschlossen hatte, sowie der 52er Füsiliere gegen die Chaussee von le Mans und die nördlich gelegenen Pachthöfe war bei dem vorher geschilderten gleichzeitigen Eindringen der Füsiliere in die Stadt die Hauptmasse der Verteidiger nach Westen gedrängt worden, um dort die schützenden Wälder zu gewinnen. Ein Teil, der längs der Straße nach le Mans zurückging, wurde von der 1ten und 3ten Kompanie und einem Zug der 9ten, bei dem sich der Chef derselben, Hauptmann v. K., befand, verfolgt, doch waren die Franzosen so schnell gewichen, daß sie die Verfolger nicht zu Gesicht bekommen konnten und auch über die Stärke derselben ganz im Unklaren waren. Da, wohl eine halbe Stunde von

Parigné entfernt, sah sich Hauptmann v. W., der als der älteste die Abteilungen kommandierte, plötzlich auf eine Entfernung von etwa 1500 Schritt einem wohl über 1000 Mann starken Trupp gegenüber, der auf der Chaussee Halt gemacht hatte. Gegen diese Uebermacht noch weiter vorzugehen, hielt v. W. nicht für rätlich und schickte eine Meldung nach Parigné zurück mit der Bitte um einige Geschütze. So standen sich die Abteilungen gegenüber, bis nach kurzer Zeit zwei vierpfündige Geschütze antrabten und abprotzten. Eine Granate schlug in die Masse ein und hatte die wunderbare Wirkung, daß sich der ganze Trupp urplötzlich auflöste und sich in regelloser, eiliger Flucht rechts und links in die Wälder zerstreute. Wie mir v. W. nachher erzählte, hatte er dieses gerade vermeiden wollen und hätte deshalb seine Infanterie nicht schießen lassen. Er war der Ueberzeugung, daß sich der ganze Trupp würde ergeben haben, wenn die Granate, wie er den Artillerie-Offizier instruiert hatte, über die Köpfe der Franzosen hinweggeflogen wäre.

Während sich nun die Füsiliere in Parigné und das I. Bataillon auf der Chaussee nach le Mans sammelten, war auch Major Lehmann gegen 3 Uhr nachmittags mit den 3 Kompanien des II. Bataillons in Parigné eingetroffen. Er hatte, als er am Morgen kaum die ihm bezeichnete Stellung eingenommen hatte, den Befehl erhalten, sich wieder zur Brigade heranzuziehen und war demgemäß sofort aufgebrochen. In Parigné herrschte großer Jubel über den errungenen Erfolg, das Regiment hatte 4 Geschütze, 2 Fahnen und über 1000 Gefangene erbeutet; außer den 2 vorher erwähnten Mitrailleusen fand sich nämlich nachher noch eine und ein 4-Pfünder-Geschütz verlassen im Dorfe vor, von dem letzteren wurde allerdings nachher die Hälfte dem II. Bataillon Leib-Grenadier-Regiments zugesprochen, von dem auch Abteilungen in Parigné eingedrungen waren. Dabei war aber auch ziemliche Verwirrung und infolge des vielfach in den Kellern gefundenen guten Weins eine sehr animierte Stimmung vorhanden. Der Divisionskommandeur, der in Parigné anwesend war, befahl daher dem Major Lehmann das Kommando daselbst zu übernehmen, die eroberten Fahnen und Geschütze durch eine Kompanie in das Hauptquartier des Prinzen nach St. Vonloire bringen zu

lassen und den Ort selbst mit den daselbst verbleibenden 6 Kompanien zur Verteidigung einzurichten, da möglicherweise frische feindliche Kräfte im Anmarsch sein konnten. In der That rückte die Division Jouffroy, deren Avantgarde bereits am Morgen, wie früher erwähnt, in Parigné eingetroffen war, und am Kampfe teilgenommen hatte, heran, wagte jedoch keinen Angriff, sondern zog sich links abbiegend über Mulsanne, einer südwestlich von Parigné gelegenen Stadt, nach le Mans.

Der übrige Teil der Brigade setzte inzwischen auf der Chaussee nach le Mans den Vormarsch fort. Bald jedoch erhielten wir von einer französischen Batterie, die so günstig aufgestellt war, daß sie die ganze Chaussee bestrich, heftiges Granatfeuer, gegen das unsere bei uns befindlichen 2 Vierpfünder-Geschütze wirkungslos blieben. Außerdem erforderten die sich inzwischen bei Changé, dem Hauptziel des III. Korps, abspielenden Ereignisse daselbst das Einsetzen sämtlicher verfügbarer Kräfte. Der General von Schwerin ließ daher nur uns, das I. Bataillon, das die Avantgarde gebildet hatte, auf der Chaussee zurück, mit dem Auftrage, dieselbe unter allen Umständen zu halten, und wandte sich mit den 2 Bataillonen des 52sten Regiments nach dem nordwestlich von Parigné gelegenen Changé, wohin die 9te Brigade bereits vorausgegangen war. Oestlich von Changé hatten die Brandenburger Füsiliere Nr. 35 und das 20ste Regiment seit dem Morgen ein heftiges verlustreiches Gefecht, bei dem der kommandierende General von Alvensleben anwesend war, geführt. Endlich gegen 4 Uhr traf die 9te Brigade von Parigné ein, zu gleicher Zeit waren auch die zu einer Umgehung nach dem rechten Flügel dirigierten Truppen der 11ten Brigade dort angelangt, und nun ließ der kommandierende General „das Ganze avancieren" blasen. Im raschen Anlauf wurde nach erbittertem Kampfe die französische Stellung gestürmt und der Feind aus seinen starken Positionen östlich Changé vertrieben. Das 52ste Regiment hatte der General von Schwerin inzwischen in den Rücken der französischen Stellung über die Pachthöfe la Girardrie und Sablonè zum Angriff auf Changé vorgeführt. Dem Kommandeur des Regiments, Oberst v. Wulffen verblieben, da 3 Kompanien zur Besetzung der genannten Fermen und zur Artillerie-Bedeckung hatten ver-

wendet werden müssen, zu diesem entscheidenden Angriff in der Dunkelheit der Nacht, es war bereits 6 Uhr, nur noch 5 Kompanien, welche er dicht aufgeschlossen gegen die etwas vor dem Orte liegende Brücke von Changé vorführte. Aus nächster Nähe kracht den Angreifern eine Salve entgegen, doch vergeblich ist der Widerstand, über den Haufen gerannt weichen die Verteidiger in den Ort zurück, dessen Besatzung durch den Angriff von unvorhergesehener Front aus vollständig überrascht, eilig zu den Waffen eilt, sie war teilweise bereits in die Quartiere entlassen, und nun im erbitterten Kampfe die Straßen und Häuser verteidigt. Doch immer weiter dringen die Brandenburger in die Stadt, sich in die einzelnen Straßen verteilend, und endlich ist der Feind aus allen Straßen geworfen und steht dicht gedrängt auf dem Marktplatze, nachdem wohl über eine Stunde der Straßenkampf und um die einzelnen Häuser getobt hat. Jetzt ist kein Ausweg mehr offen, der tapfere Gegner muß sich dem Major von Natzmer und seinen Füsilieren ergeben. Achthundert Streiter waren es, die hier in seine Hände fielen. Es war ein ergreifendes Bild, das mir einige Tage nachher der Major von Natzmer über dieses Nachtgefecht entrollte. Mit der Kraft der Verzweiflung hatten sich die Franzosen gewehrt und waren nur von Haus zu Haus zurückgewichen, bis sie endlich auf dem Marktplatze rings umschlossen, hatten die Waffen strecken müssen. Der kommandierende General hatte von der Einnahme von Changé noch keine Kenntnis und schickte deshalb, nachdem die Franzosen aus der Linie Gué la Hart—Amigné östlich Changé geworfen waren, ein Bataillon des 20sten Regiments nach Changé vor, das dasselbe aber bereits im Besitze der 52er fand.

Die 12te Brigade hatte nordöstlich Changé gekämpft und nach der Einnahme von Champagné den Feind über den Huisnebach zurückgeworfen.

So hatte das III. Korps wieder einen großen Erfolg zu verzeichnen, es war ihm gelungen, dem Gegner über 5000 Gefangene abzunehmen, aber auch von den eigenen Kräften waren über 450 Mann auf dem Felde der Ehre geblieben. Fast überall ganz auf sich selbst angewiesen, da in dem durchschnittenen und jede Uebersicht verdeckenden Gelände die Ge-

schütze fast nirgend ihre Wirkung äußern konnten, hatte die Infanterie den Gegner überall zum Weichen gebracht. Mit seinen Vorposten hart am Feinde stehend, hatte das Korps aber weder rechts noch links Verbindung mit den übrigen Korps und konnte höchstens im Laufe des nächsten Tages auf Hilfe vom IX. Korps rechnen, das aber noch zu weit zurückstand, um schnell eingreifen zu können.

Vor seiner Front, vorwärts le Mans, standen die Hauptkräfte der französischen Armee in teilweise stark befestigter Stellung und schienen entschlossen, alles daran zu setzen, le Mans zu halten.

Dazu waren die Truppen, es waren überhaupt nur noch 12,000 Mann unter dem Gewehr, von den Strapazen der letzten Tage überaus ermüdet, was wohl daraus am besten erhellt, daß der Generalstabschef, Oberst von Voigts-Rheetz, im Auftrage des kommandierenden Generals an den Generalstabschef der Armee, General von Stiehle, die Bitte richtete, womöglich einen frühen Abmarsch der Truppen des III. Korps nicht herbeizuführen, um diesen nur einige Erholung verschaffen zu können. Darauf traf am 11. früh folgende Antwort ein: Ew. Exzellenz haben aus der diese Nacht übersandten Meldung vom XIII. Korps ersehen, daß demselben heute ein ernsthaftes Gefecht westlich Connerré bevorsteht, um auf Savigné vordringen zu können. Die Unterstützung hiefür kann nur darin bestehen, daß das III. Armeekorps ebenso zum entscheidenden Angriff auf le Mans möglichst früh unter Einsetzung der letzten Kräfte vorgeht. Das IX. Korps werde ich in demselben Sinne verwenden.

Der Prinz hatte den Gang der Gefechte am Straßenkreuze südlich le Breil, ein Ort, zirka 9 Kilometer nordöstlich Parigné gelegen, beobachtet, hier waren ihm am Nachmittage die Meldungen über den Ausgang der Kämpfe bei Parigné und östlich Changé zugegangen. Mit Einbruch der Dunkelheit war er nach dem Hauptquartier St. Vouloire zurückgekehrt und hatte dort die Meldungen von den Flügel-Korps erhalten, über die Ereignisse beim XIII. Korps, das jenseits Connerré zähen Widerstand gefunden hatte, nachdem die Stadt selbst ohne Kampf besetzt worden war, traf die Meldung erst in der

Nacht ein. Das X. Korps war nur bis Grand Lucé, zirka 16 Kilometer südöstlich Parigné, gelangt, es hatte zwar keine Kämpfe zu bestehen gehabt, hatte indessen durch schlechte Wege viel Aufenthalt erfahren. Auch das IX. Korps war nicht über die am vergangenen Tage erreichten Stellungen vorgerückt. Nach Eingang dieser Meldungen erließ dann der Prinz den oben erwähnten Befehl an das III. Korps.

IX.

Auf Vorposten im Walde. Der 11. Januar. Auf verlorenem Posten. Gefecht bei le Tertre.

Unser einsames Bataillon hatte sich indessen auf der Chaussee nach le Mans zu längerem Bleiben eingerichtet und schickte sich an, sich vor etwaigen Ruhestörungen durch versprengte feindliche Abteilungen, die sicher in dem das Gelände bedeckenden dichten Walde und den darin gelegenen einzelnen Fermen sich noch versteckt hielten, durch Absuchung des Waldes zu sichern. Die 1te Kompanie sollte rechts, die 4te links der Chaussee aufklären, und sollte ich mein Treibjagen bis zu einem dort gelegenen Schlosse, Chateau de la Paillerie, nach links ausdehnen.

Die Annahme hatte nicht getäuscht, wir durchstreiften, eine Schützenkette vor uns, den von vielen Gräben durchschnittenen dichten Wald und fanden in allen den zahlreich darin verstreut liegenden Fermen bald mehr bald weniger Franzosen, die es vorgezogen hatten, hier in Ruhe den Gang der Ereignisse abzuwarten, als sich in le Mans einer ungewissen Zukunft auszusetzen. Der Hergang war überall derselbe, wenn wir einer Ferme ansichtig wurden, so wurde dieselbe von allen Seiten umstellt, dann hineingedrungen und die Räume durchsucht, wobei wir nicht selten die Kriegsmüden aus den Betten hervorholten. Teilweise hatten sie sich auch schon der Uniform entledigt und steckten in der blauen Bluse des Bauern. Wider-

stand fanden wir nirgend, und so hatten wir denn bald ein ziemliches Häufchen Gefangener beisammen, aber immer wurde man zu weiterem Vorgehen verleitet, da man bei einer Ferme angelangt, schon in der Ferne wieder eine andere bemerkte. Wir mußten nach meiner Berechnung schon sehr weit vorwärts von der Stelle, wo ich das Bataillon verlassen hatte, sein, und der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende. Ich beschloß daher, an den Rückmarsch zu denken, wozu ich aber die Rückkehr eines nach Chateau de la Paillerie detachierten Zuges abwarten mußte, von dem ich noch nichts gehört oder gesehen hatte. Endlich, nachdem ich die Hornisten aus allen Kräften und Richtungen in den Wald hinein zum Sammeln hatte blasen lassen, kam mein Vizefeldwebel der Landwehr, Schäfer, der an C.'s Stelle, den ich an die 2te Kompanie hatte abgeben müssen, den Zug führte, herbei. Er hatte das Chateau de la Paillerie total verwüstet und ausgeplündert (durch französische Truppen, denn von uns war noch kein Truppenteil dorthin gekommen), aber verlassen vorgefunden. Nachdem ich noch meine Leute von einem soeben gemachten, bei unsern Hungerverhältnissen sehr willkommenen Funde, nämlich einer Tonne französischer Zwiebacke, soviel sie irgend fortbringen konnten, hatte einstecken lassen, trat ich den Rückmarsch an.

Die Dunkelheit war inzwischen vollständig hereingebrochen, was mich mit nicht geringer Sorge erfüllte, denn die Schwierigkeit mit einer Schaar Gefangener den Weg durch den dichten Wald in der Finsternis zurückzufinden, lag auf der Hand.

Ein vor uns befindlicher Waldweg schien nach der Chaussee zu führen, und ich beschloß, ihm zu folgen, auf die Gefahr hin dieselbe erst jenseits der französischen Vorposten zu erreichen. Es blieb mir keine Wahl, denn in der Finsternis quer durch den dichten Wald ohne Weg zurückzugehen, war einfach unmöglich, zudem durfte ich hoffen, falls ich wirklich im Rücken der französischen Vorposten auf die Chaussee käme, mich mit Hilfe der Ueberraschung und im Schutze der Dunkelheit durchschlagen zu können.

Meinen Leuten das tiefste Schweigen einschärfend und jeden der Gefangenen mit sofortigem Tode bedrohend, falls er beim Marsche einen Laut von sich gäbe, ritt ich selbst einige

hundert Schritt voraus, den Revolver in der Hand. So ging es vorwärts in tiefster Stille in die dunkle Nacht hinein, ein dichter Schneefall hatte sich eingestellt, mir sehr willkommen, da der Flockenteppich das Geräusch unserer Schritte dämpfte. Plötzlich hörte ich vor mir sprechen und sah Uniformknöpfe blinken, konnte aber aus dem Geräusch schließen, daß die sich Nähernden nur einige Wenige sein konnten. Am Wege haltend, ließ ich sie herankommen und sah einen französischen Arzt und einen Bauer vor mir, die ich der Schaar meiner Gefangenen einreihte, trotzdem der Arzt sich lebhaft auf die internationale Konvention berief und behauptete von dem Bauer zu einem verwundeten Offizier geholt worden zu sein. Ich drückte ihm mein Bedauern aus, daß ich bei meiner augenblicklichen Situation darauf keine Rücksicht nehmen könne und versprach ihn nebst seinen Begleiter so bald als möglich zu entlassen, vorläufig müsse er aber mit und zwar ohne weitere Unterhaltung.

Endlich war die Chaussee erreicht, ringsum herrschte die tiefste Stille, weder von meinem Bataillon noch vom Feinde war etwas zu hören oder zu sehen, auf gut Glück ging es also weiter und nach kurzem Marsche gelangten wir an einen kleinen Weiler. Kaum war ich bei dem ersten Hause, als mir ein „qui vive“ entgegenschallte. Nicht anders denkend, als auf eine französische Feldwache gestoßen zu sein, riß ich mein Pferd zurück und erwartete das weitere. Es erfolgte jedoch kein Schuß, sondern, als das „qui vive“ meinerseits ohne Beantwortung blieb, ein sehr ängstlich klingendes „Werda!“ und die in gebrochenem Deutsch vorgebrachten Worte: „Nicht schießen, ich bin Kriegsgefangener“, worauf auf meinen, des besseren Verständnisses wegen doppelten Befehl: „Venez-ici — Herkommen!“ sich aus dem Hause ein französischer Korporal entwickelte, der der Sektion seiner Leidensgefährten einverleibt wurde.

Nach wohl noch halbstündigem Marsche erreichte ich gegen 7 Uhr mein Bataillon. Eine hohe Gestalt stand mitten auf der Chaussee und spähte ins Dunkle. Es war mein guter Major, der sich sehr um unser langes Ausbleiben gesorgt hatte, mich aber gleich mit der keineswegs angenehmen Nachricht überraschte, daß ich die Vorposten übernehmen solle. Unser gegenseitiges Verhältnis war ein so gutes, daß ich das Fluchen nicht zu

unterdrücken brauchte unter Hinweis auf die Ermüdung meiner Leute, von meiner eigenen ganz abgesehen. Mit gewohnter Liebenswürdigkeit aber sagte er: „Lieber K., es hilft nichts, Sie müssen!" und bewies mir dann, daß es in der That nicht anders ging. „Na, meinetwegen," antwortete ich, „dann werden wir das auch noch fertig bringen."

Die einzunehmende Vorpostenstellung lag noch weiter rückwärts, vor einem an der Chaussee liegenden kleinen Dorfe. Ich führte zwar aus, daß ich mindestens eine halbe Stunde von vorwärts herkäme und nichts vom Feinde gesehen hätte, indessen es war Divisionsbefehl und dagegen gab es keinen Widerspruch.

Nachdem wir die vorgeschriebene Stellung erreicht hatten, lieferte ich meine Gefangenen ab und machte mich daran, meine Feldwachen und Posten auszusetzen. Die 1te Kompanie stand rechts der Chaussee, die 2te und 3te lagen als Replis im Dorfe, und mir fiel die Aufgabe zu, die Chaussee selbst und den Abschnitt links derselben zu decken. An ein Vorgehen des Feindes außerhalb der Wege war in der dunklen Nacht nicht zu denken, ich schob daher einen Zug als Feldwache auf den einzigen von links kommenden Weg in der linken Flanke mit der Anweisung, fleißig Patrouillen nach links zu senden, vor, stellte einen halben Zug an den Eingang dieses Weges auf die Chaussee und legte mich mit dem Rest der Kompanie in eine einzelne Hütte etwa 250 Schritt dahinter, die uns wenigstens teilweise und abwechselnd ein Obdach zu geben versprach.

Das Wetter hatte sich inzwischen noch zu Ungunsten geändert. Die Kälte war noch gestiegen, es waren gewiß 6 bis 8 Grad Reaumur, und ein eisiger Sturm überschüttete uns mit Schnee- und Eisnadeln; es war wahrlich keine Kleinigkeit, bei diesem Wetter ohne Feuer und Stroh im Freien zu kampieren, mit leerem Magen, denn ohne die vorerwähnten Zwiebacke hatte es absolut nichts zu essen gegeben, ich selbst hatte ausschließlich von einem Stück Schokolade gelebt, das ich vorsichtigerweise immer in der Satteltasche zu führen pflegte. Wie beneideten wir unsere Kameraden in Parigné und dem Dorfe um ihr Obdach, sie konnten sich doch wenigstens wärmen und mit Hilfe

der eisernen Portion, wenn es sonst nichts gab, sich ein Abendessen bereiten, während wir frieren mußten und den knurrenden Magen höchstens mit den trockenen Zwiebacken beschwichtigen konnten, die nebenbei für meine Zahnverhältnisse gar zu widerstandsfähig waren.

Es war wohl gegen ½9 Uhr geworden, als ich nach Etablierung meiner Feldwachen zu dem Soutien, das in der Nähe der vorher erwähnten Hütte unter Gewehr stehen geblieben war, zurückkam. Müde und matt vor Hunger freute ich mich sehr darauf, mich wenigstens einmal kurze Zeit niedersetzen und mich wärmen zu können, und war daher sehr aufgebracht, als ich die Thür verschlossen fand und diese auch trotz unseres sehr deutlichen Klopfens mit den Gewehrkolben nicht geöffnet wurde, obgleich ein Lichtschein im Hause auf die Anwesenheit der Bewohner schließen ließ. Die Kreuzhacke öffnete uns indessen bald den Eingang, aber ich prallte förmlich zurück, als die Thür in Stücke flog, vor dem fremdartigen Anblick, der sich mir darbot. In dem einzigen Stübchen, aus dem die ganze Hütte bestand, saß am flackernden Kaminfeuer eine steinalte Frau und betete halblaut ihren Rosenkranz vor sich hin. Sie starrte teilnahmslos auf die Gestalten meiner ins Zimmer dringenden Grenadiere, während sie die Kugeln ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ, keine Spur von Furcht oder nur von Ueberraschung malte sich auf ihrem mumienhaften Gesichte. Als sie auf meine in nicht sehr liebevollem Tone vorgebrachte Anrede: „Pourquoi n'avez-vous pas ouvert la porte vieux monstre!“ keine Miene verzog und nicht antwortete, merkte ich, daß sie total taub und stumpf war und wahrscheinlich ihren Angehörigen, wenn sie solche hatte, auf der Flucht nicht hatte folgen können. Ich schärfte meinen Leuten ein, die alte Frau ruhig gewähren zu lassen, und bedeutete ihr mit Gebärden, daß sie ruhig am Feuer sitzen bleiben möge. Das schien sie zu verstehen, sie nickte mit dem Kopfe, immer halblaut unverständliche Worte murmelnd. Bald, als sie sah, daß ihr nichts geschah, und daß wir auch ihre geringen Habseligkeiten nicht berührten, schien sie sich dankbar erweisen zu wollen, sie stand auf, kramte in den Ecken umher und brachte endlich aus einem Versteck ein halbes Brot und einen Topf mit Fett zum Vorschein, dabei immer flüsternd:

„du pain, du lard, du pain, du lard“, dem zuzusprechen sich meine Grenadiere auch nicht nötigen ließen.

So verging die Nacht mit abwechselndem Am-Feuer-sitzen und Revidieren der Wachen und Posten. Die Franzosen verhielten sich, wie ich das nicht anders vorausgesetzt hatte, vollständig ruhig und ließen nichts von sich hören, doch griffen meine Posten und Patrouillen während der Nacht noch zwölf herumstreifende Nachzügler auf. Gegen 4 Uhr früh erschien der Major bei mir und befahl, die Posten und Wachen einzuziehen. Er hatte den Auftrag erhalten, seine Vorposten bis an den sich rechts von der Chaussee nach Changé abzweigenden Weg vorzuschieben und die Chaussee nach le Mans unter allen Umständen zu halten. Das klang sehr erbaulich, denn wir waren zu unserer Aufgabe vollständig auf uns selbst angewiesen und hatten nur einen Zug Ulanen zu Patrouillen bei uns, aber weder ein Geschütz noch irgend eine Reserve hinter uns. Die andern Truppen der Brigade, einschließlich unserer beiden andern Bataillone, die am frühen Morgen auch dorthin marschierten, standen bei Changé, und zwischen uns und ihnen war eine Lücke von über einer Stunde Weite, die wir natürlich vollständig außer stande waren auszufüllen. Von links her sollte das X. Korps im Anmarsch sein, indessen war uns tags vorher bekannt geworden, daß das noch weit zurück sei.

Nachdem ich meine Feldwachen eingezogen hatte und die andern Kompanien heran waren, marschierten wir auf der Straße bis zu dem kleinen Dorfe vor, das ich am Abend bei der Rückkehr von meinem Streifzuge passiert hatte. Hier ging der bezeichnete Weg nach Changé ab, und wurde die 2te Kompanie bestimmt, die Vorposten auszusetzen, während die andern Kompanien einstweilen je eins der drei Gehöfte besetzten, aus denen die Ansiedlung überhaupt bestand, um abzuwarten, was der Tag bringen würde. Es war inzwischen ungefähr ½6 geworden, daher noch völlige Nacht. Sofort ausgeschickte Patrouillen kamen schnell mit der Meldung zurück, daß die französische Postenkette ungefähr nur 150 Schritt vor der unsrigen stünde, die infolgedessen etwas zurückgenommen wurde. Wir richteten uns indessen in den Häusern ein, ließen im Hofe die Gewehre zusammensetzen und die Leute sich abwechselnd im Hause

und in den Ställen erwärmen, soviel sie Platz hatten. Der Schneefall hatte zwar aufgehört, es war aber bitter kalt, gewiß gegen 10 Grad Reaumur. In einem Stalle meines Gehöftes fanden wir noch süß schlafend, in Wehr und Waffen, das Gewehr neben sich liegend, einen Franzosen, der sehr verwundert war, als ihn meine Grenadiere aufweckten und seinen Kameraden einreihten.

Der Major und sein Adjutant waren zu mir gekommen, und wir saßen in guter Ruhe am Kaminfeuer, als gegen 7 Uhr mein Feldwebel mit dem Rufe in das Zimmer stürzte: „Die Franzosen greifen an!" Schleunigst waren wir heraus, meine Leute hatte bereits der Feldwebel zu den Gewehren gerufen, ich ließ daher sofort einen Zug ausschwärmen und dem Angreifer entgegengehen und folgte unmittelbar mit den beiden andern Zügen bis in einen tiefeingeschnittenen Hohlweg, der einige hundert Schritt vor meinem Gehöft nach der Chaussee führte, worin wir gute Deckung hatten. Das Terrain vor und hinter diesem Wege bedeckte lichter Wald, etwas weiter zurück befand sich eine dichte Kiefernbickung und ungefähr 150 Schritt vor dem Wege lief ein breiter und tiefer Graben, zur Verteidigung wie geschaffen, bis zur Chaussee heran. Sowie wir aus dem Gehöfte heraustraten, pfiffen uns die Kugeln um die Ohren, indessen stellte es sich sehr bald heraus, daß kein ernster Angriff beabsichtigt war, sondern daß nur eine starke Patrouille, von der Dunkelheit begünstigt, an unsern Posten vorbei bis dicht an unsere Stellung herangeprallt war. Um dies für die Zukunft unmöglich zu machen, ließ ich den ausgeschwärmten Zug den vorher erwähnten Graben besetzen, während die 2te Kompanie angewiesen wurde, das Terrain links der Chaussee zu sichern. Sehr zu unserm Glück war es, daß ich sofort die ganze Kompanie aus dem Gehöft herausgezogen hatte, denn kaum hatten wir dasselbe im Rücken, als eine auf der Chaussee etablierte Batterie zu feuern anfing und mit einer ihrer ersten Granaten das soeben von uns verlassene Haus traf, eine zweite und dritte krepierten in dem kleinen, vorher von der Kompanie völlig erfüllten Hofraum, es wäre also ohne starke Verluste nicht abgegangen. Die 3te Kompanie hatte sich mit dem Verlassen ihres Gehöftes, das etwas weiter zurück auf der linken

Seite der Chaussee lag, nicht so beeilt und mußte dies mit dem Verluste von sechs Mann bezahlen. Eine Granate schlug durch das Dach und tötete drei Mann, drei andere wurden schwer verwundet. Außerdem wurde von derselben Granate dem Besitzer des Hauses, einem armen verkrüppelten Menschen, der von seinen Angehörigen zurückgelassen war und hilflos im Bette lag, die eine Hand vollständig abgerissen.

Beim Grauen des Tages kamen nun auch unsere vorgeschickten Kavallerie- und Infanterie-Patrouillen zurück und brachten sichere Nachricht über die uns gegenüber befindlichen Kräfte. Auf etwa 1000 Schritt Entfernung von unserer Postenkette biwakierten im Walde 2—3000 Mann Infanterie und eine Schwadron Küraſſiere, etwas weiter zurück auf der Chaussee war eine Schanze errichtet und diese mit zwei Geschützen und drei Mitrailleusen armiert. Eine weitere Batterie des Feindes befand sich auf seinem linken Flügel auf einem Hügel. Was weiter dahinter stand, hatten die Patrouillen natürlich nicht ermittelt, indessen war sicher anzunehmen, daß weitere Truppen in Reserve ständen. Unsere Stärke betrug damals außer dem Zug Ulanen 15 Offiziere, 43 Unteroffiziere, 13 Spielleute und 584 Grenadiere, also wenig genug, um dieser Uebermacht standzuhalten. Da, nachdem es völlig Tag geworden, pfiffen wieder die Kugeln durch die Bäume, eine Schützenlinie rückte gegen den von uns besetzten Graben vor, ging dann, nachdem wir uns eine halbe Stunde herumgeschossen hatten, zurück, um nach kurzer Zeit dasselbe Spiel zu wiederholen. Dieses abwechselnde Zurückgehen und Wiederangreifen der feindlichen Plänkler währte bis gegen 11 Uhr und mir begann die Munition zu mangeln, es hatte kaum noch jeder Mann drei bis vier Patronen.

Den Bataillons-Patronenwagen heranzuholen war schwierig, da die Franzosen, sowie sich etwas auf der Chaussee sehen ließ, dieselbe mit Granaten- und Mitrailleusensalven bestrichen, wie dies einige Kavallerie-Ordonnanzen bereits zu ihrem Schrecken erfahren hatten. Viel Schaden hatten sie allerdings bis jetzt mit ihrem Geschützfeuer nicht angerichtet, mit Ausnahme des oben erwähnten Falles bei der 3ten Kompanie, auch mein Rappe hatte einen Granatsplitter an die rechte Schulter bekommen, der ihn jedoch glücklicherweise nur kontu-

sionierte. Es konnte jedoch nichts helfen, der Patronenwagen mußte herbei, und wie wir's gedacht, so kam es auch. Sowie er auf der Chaussee erschien, die er wenigstens eine kurze Strecke passieren mußte, eröffnete die feindliche Batterie ein wütendes Granatfeuer darauf, wahrscheinlich wurde er für ein Geschütz gehalten. Glücklicherweise wurde der Patronenwagen selbst nicht getroffen, wohl aber wurden die Stangenpferde vor einer dicht bei ihnen krepierenden Granate scheu und brachen die Stange ab, so daß das Gefährt nur mit großer Anstrengung in der nötigen Schnelligkeit in die Deckung geschafft werden konnte.

Wir komplettierten nun schnell unsern Patronenvorrat und konnten dann ruhig der Dinge warten, die da kommen sollten. Unsere Lage erschien uns immer weniger beneidenswert, denn wenn wir auch Aussicht hatten, in unserer guten Stellung, selbst einer großen Uebermacht gegenüber, einem Frontangriff standhalten zu können, so waren wir doch völlig außer stande, uns zu behaupten, wenn der Feind, wie dies sehr natürlich schien, eine Umgehung unserer rechten Flanke ins Werk setzen sollte. Als nun fortgesetzt unsere Patrouillen meldeten, daß sich feindliche Truppen nach rechts zögen, war es wohl sehr natürlich, daß uns nicht sehr hoffnungsfreudig zu Mute war. Der Major, der sich viel in unserer Position aufhielt, und ich erwogen unsere Chancen hin und her und kamen immer zu dem Resultat, daß wir höchst wahrscheinlich abgeschnitten oder alle auf dem Platze bleiben würden. Doch dem mochte sein, wie ihm wolle, so viel stand fest, von unserm Platze wichen wir nicht, solange wir noch eine Patrone hatten, und glücklicherweise hatten wir davon ja nun wieder frischen Vorrat.

Unsere Grenadiere hatte der brandenburgische Humor bis jetzt trotz unserer wenig beneidenswerten Lage noch nicht verlassen. Es war wirklich keine Kleinigkeit, bei der Kälte mit hungrigem Magen im Schnee zu liegen, allzeit eines übermächtigen Angriffs gewärtig und von den Kugeln des Feindes überschüttet, die allerdings bis jetzt erfreulicherweise, dank unserer guten Deckung, harmlos vor und hinter uns den Schnee gefurcht hatten. Unsere Gefangenen, die ich noch nicht hatte los werden können, und die infolgedessen mit uns im Wege standen, gaben ununterbrochenen Stoff zur Heiterkeit, wenn sie sich vor

den Kugeln ihrer Landsleute wie die Rebhühner meisterhaft in den Graben duckten, und als ich einmal bei solcher Gelegenheit lachend zu ihnen sagte: „Voilà, Messieurs, vos amis, qui vous saluent“ und sie nun unter großem Wortschwall und mit recht ängstlichen Gesichtern dagegen deprezierten, wollte das Gelächter kein Ende nehmen. Auch ich selbst mußte zur Heiterkeit herhalten. Ich hatte nämlich bei irgend einer Gelegenheit ein Kapuze eines Zuaven-Offiziers erbeutet und dieselbe in Anbetracht der strengen Kälte, bei der sie mir sehr wohlthätig war, heute zum ersten Male benützt; freilich mochte das hellblaue, grell rot gefütterte Ding über den Helm gezogen merkwürdig genug ausgesehen haben. So hörte ich denn hinter mir einen Grenadier zum andern sagen: „Du, kik mal, jetzt hat sich der Alte ooch 'ne franzö'sche Mütze verpaßt, det Ding steht ihm aber gar nich schlecht“, welche sehr passende Bemerkung natürlich nicht verfehlte, dem andern sehr zu gefallen. Sehr unfreiwillig erregte ferner ein Ordonnanz-Offizier des Divisions-Kommandeurs, der dem Major einen Befehl überbringen sollte, einen Sturm von Heiterkeit. Derselbe kam von Changé aus an meiner Stellung vorbei und erkundigte sich, wo er den Major fände. Ohne in dem Augenblick an die Mitrailleusen zu denken, antwortete ich ihm: „Reiten Sie nur nach der Chaussee, dort werden Sie ihn schon sehen“. Sowie er nun mit seinem Pferde sich auf der Chaussee sehen ließ und dort, da dieselbe aus guten Gründen wie ausgestorben war, einen Augenblick Umschau hielt, um sich zu orientieren, sandten ihm die Franzosen vorerst eine Granate und gleich darauf eine Mitrailleusensalve, glücklicherweise jedoch ohne ihn zu treffen, da er sofort mit einer langen Lançade über die Chaussee hinwegsetzte. Jenseits der Chaussee fand er auch gleich den Major und kam dann zu uns zurück. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen: „Es war wohl nicht hübsch auf der Chaussee?“, worauf er mich höchst vorwurfsvoll ansah und mit den Worten: „Ich danke sehr für die gütige Auskunft“ seinem Pferde die Sporen gab und hinweggaloppierte. Es war inzwischen ½1 Uhr geworden, und ich ging gerade, da alles vollständig ruhig war, mit dem Major in der Nähe der Chaussee auf und ab. Er hatte mir mitgeteilt, daß er den Befehl be-

kommen habe, nach Eintreffen des ersten Regiments des X. Korps, das im Laufe des Nachmittags zu erwarten sei, diesem unsere Stellung zu übergeben und nach Changé heranzurücken, und wir tauschten eben unsere Wünsche aus, daß das betreffende Regiment recht bald kommen möge, als plötzlich vorn bei meinem ausgeschwärmten Zuge wieder lebhaftes Gewehrfeuer begann, zugleich eröffnete die Batterie auf der Chaussee wieder ihr Granatfeuer gegen die Häuser der Ansiedlung, hinter denen sie jedenfalls unsere nicht vorhandenen Reserven vermutete. Mit den Worten: „Adieu, nun geht der Bettelтanz los, jetzt wird's Ernst!" verabschiedete ich mich und lief zu meiner Kompanie.

Ich sah sofort, daß es sich nicht mehr um ein Patrouillengeplänkel, sondern um einen ernsten Angriff handelte und ging mit beiden Zügen zur Verstärkung meiner Schützen in den Graben vor. Die Franzosen rückten, lebhaft feuernd, in einer dichten Schützenlinie durch den Wald gegen unsere Stellung an, uns mit Geschossen überschüttend, die jedoch alle über unsere Köpfe hinweggingen oder die Stämme und Aeste der Bäume verheerten, und waren wohl, als ich den Graben erreichte, noch 600 Schritt entfernt. Sofort das nutzlose Feuern inhibierend, denn selbst in dem lichten Walde war auf diese Entfernung die Treffwahrscheinlichkeit, der Bäume wegen, gering, und ich dachte mir wohl, daß wir unsere Patronen noch brauchen würden, ließ ich nur die Unteroffiziere schießen, soweit sie ihres Zieles sicher waren, und bezeichnete meinen Leuten eine ungefähr 350—400 Schritt von uns entfernte lichtere Stelle, auf die sie Schnellfeuer geben sollten, sowie die feindliche Schützenlinie bis dahin vorgedrungen sei. So geschah es; als der Feind bis auf die gedachte Entfernung heran war, prasselte ihm das mit großer Ruhe abgegebene Schnellfeuer der drei Züge entgegen und warf ihn schleunigst wieder hinter die deckenden Bäume zurück. In dieser Position schossen wir uns längere Zeit herum, das Feuer wurde von den Franzosen mit großer Heftigkeit, aber für uns fast unschädlich geführt, während wir nur einzelne Schüsse auf sichere Ziele abgaben, nur dann zum ausgiebigen Schnellfeuer übergehend, wenn der Feind, wie er dies mit anerkennenswerter Ausdauer zu wiederholten Malen

versuchte, mit seiner ganzen Linie wieder vorging. Näher wie 200 Schritt kam uns aber kein Franzose. Ich hatte mich selbst mit in die Schützenlinie gelegt und feuerte mit, wenn es galt, einzelne Vorwitzige zu bestrafen, die ihre roten Käppi's zu deutlich durch die Bäume schimmern ließen. Die beiden links der Chaussee stehenden Kompanien wurden gar nicht angegriffen, zu unserm Glücke richteten sich die Angriffe nur gegen meine, unsere stärkste Stellung. So lange der Feind nur in der Front vorging, war es wohl sicher, daß er nicht reussiren konnte, wenn unsere Patronen reichten, aber unsere rechte Flanke wirksam zu decken, falls er eine Umgehung, die in dem Walde leicht und unbemerkt auszuführen war, versuchen sollte, dazu waren wir vollständig außer stande. Augenscheinlich aber hatten die Franzosen keine Ahnung von unserer numerischen Schwäche, wenn sie von beiden Seiten umfassend gegen unser kleines Häuflein vorgegangen wären, hätten sie uns wohl unfehlbar überrannt.

Schon fingen unsere Patronen an bei dem fortgesetzten Feuern wieder stark abzunehmen, als mir der Major einen Zug der 1ten Kompanie zur Verstärkung schickte, der zugleich eine Ladung frischer Patronen mitbrachte, die sogleich verteilt wurden. Nun konnte ich den kommenden Dingen wieder bedeutend ruhiger entgegensehen und entsendete den Verstärkungszug in die rechte Flanke, um uns dort möglichst das Feld rein zu halten. Der Kampf war jedoch für diesmal zu Ende, gegen 3 Uhr gaben die Franzosen den Angriff auf und gingen definitiv in ihre Stellung zurück, hiermit ein für uns ganz wunderbar günstiges Resultat besiegelnd. Meine Leute hatten durchschnittlich jeder wohl gegen 70 — 80 Schuß gethan und augenscheinlich ihre Munition gut angewendet, dabei war fast unerklärlicherweise nicht ein einziger tot oder schwer verwundet, so schön hatte uns unser tiefer Graben beschirmt in dem stundenlangen Schützengefecht.

Bald auch sollte unsere Erlösungsstunde schlagen. Gegen 1/2 4 Uhr zeigten sich links der Chaussee preußische Reiter, es war der Vortrupp der 14ten Kavallerie-Brigade des General v. Schmidt, dem bald auch 2 Bataillone des 79sten Regiments folgten.

Da der Feind das Gefecht vollständig abgebrochen hatte, übergab der Major von B. unsere Stellung dem Kommandeur und schickte sich an, sein Bataillon zu sammeln, um den Abmarsch nach Changé anzutreten. So unbemerkt als möglich zog ich meine Leute sektions- und rottenweise aus der Stellung zurück und sammelte die Kompanie auf dem zirka 300 Schritt hinter meiner Position liegenden Wege nach Changé, hinter einer dichten Waldparzelle, während das I. Bataillon des 79sten Regiments unsere Stellung einnahm und gleich darauf zu beiden Seiten der Chaussee gegen den Feind vorging, obgleich wir, die wir die Stärke der uns gegenüberstehenden Truppen kannten, zur Vorsicht mahnten.

Der Major von B. hielt es für nötig, den Ausgang dieses Vorstoßes abzuwarten, da er, wie der Erfolg lehrte, sehr richtig annahm, daß er nicht so glatt ablaufen würde. Es dauerte auch nicht lange, als eine Abteilung der 79er unter Führung eines jungen Offiziers eilig durch die Waldparzelle, hinter der ich stand, zurückkam. „Wo wollen Sie denn hin, Herr Kamerad," rief ich ihn an, „Sie bringen wohl Gefangene zurück?"

„Jawohl, Gefangene," antwortete er mir sehr erregt, „wir wären selbst beinahe alle gefangen worden, wir gingen durch den Wald vor und da trafen wir auf einmal auf solche Uebermacht und erhielten solches Feuer, daß ich glaube, wir sind der Rest vom ganzen Bataillon." Der junge Freund hatte nun allerdings etwas zu schwarz gesehen, aber wie ich später hörte, war der Vorstoß übel genug abgelaufen. Die gegen den rechten Flügel der Franzosen vorgehende Kompanie hatte im ersten Anlauf eine Abteilung unter einen Offizier gefangen genommen, dagegen waren die anderen Kompanien, gegenüber der von mir innegehabten Stellung, auf solche Uebermacht gestoßen, daß sie unter großen Verlusten hatten zurückgehen müssen, ein Offizier und 42 Mann waren dabei sogar in feindliche Gefangenschaft geraten. Der Feind nützte jedoch seinen Vorteil nicht weiter aus, und so konnten wir endlich abrücken. Vor einer einzelnen Ferme machten wir noch einen glücklichen Fund an einer vor derselben stehenden halbvollen Tonne mit französischem Zwieback, der meinen armen, ausge-

hungerten Grenadieren, so trocken er war, doch vortrefflich schmeckte. Auch ich sprach ihm nach Kräften zu, denn auch meine Nahrung hatte während des ganzen Tages in einem Stückchen trocken Brot bestanden.

Während wir so auf dem Wege nach Changé dahin zogen, wogte vor und links von uns der Kampf in furchtbarer Weise. Luft und Erde erzitterten von dem Donner der Geschütze. Dazu das ununterbrochene Rollen des Klein-Gewehrfeuers, es war wahrhaft furchtbar, keiner von uns sprach ein Wort, jeder erwog im Herzen die bange Frage: Wird der Sieg für uns sein, werden unsere Brüder bei Changé den Lohn für ihr schweres Ringen gefunden haben? Einen eigentümlich unheimlichen Eindruck machten in regelmäßigen kurzen Zwischenräumen aufeinander folgende schwere Geschützschläge, die klangen, als wenn man einen Riesen-Revolver abfeuert. Alles horchte auf, wie wir sie zuerst hörten. „Was ist das, K., fragte v. W., mit dem ich, wie gewöhnlich, zusammenritt, Sie alter Waffenmeister müssen doch das wissen." Vergeblich versuchte ich alle möglichen Erklärungen, ich konnte nicht darauf kommen, doch hatte ich die Sache nicht vergessen und erfuhr dann bei späteren Erkundigungen, daß es die Detonationen der Gattling-Geschütze gewesen waren, mit denen die Franzosen an diesem Tage zum Teil ihre formidable Stellung bei Yvré armiert hatten.

Erst bei völliger Finsternis, nach 6 Uhr, schwieg das Feuer; gegen 7 Uhr trafen wir bei Changé ein und bezogen dort ein Biwak in Schnee und Eis mit hungrigem Magen, indessen war wenigstens Holz genug in der Nähe, und bald loderten unsere Feuer zum nächtlichen Himmel, und wir bereiteten uns in dem Schnee unser Lager.

Dort hörten wir nun zu unserm Schmerze, daß unsere beiden anderen Bataillone, besonders die 7te und 8te Kompanie, schwere Verluste, besonders an Offizieren erlitten hatten. Unsere Arbeit war das reine Stillleben dem gegenüber gewesen, was unsere Kameraden durchzumachen gehabt haben.

Der Regiments-Kommandeur hatte gegen 7 Uhr morgens mit den verbliebenen 6 Kompanien Parigné verlassen und sich südlich Changé aufgestellt. Die Stellung des Feindes, gegen

die das III. Korps zu operieren hatte, erstreckte sich von dem nordöstlich von Changé gelegenen Champagné bis zur Chaussee von Parigné auf eine Front von über 10 Kilometer Länge und war die denkbar günstigste. Die das Vorterrain weit überhöhenden Ufer des Huisne-Baches waren etagenweise mit Schützengräben und verschanzten Batterien versehen, auf der höchsten Erhebung derselben auf dem linken Ufer, dem sich etwa 170 Fuß über das vorliegende Terrain erhebenden Plateau d'Auvours, unterhalb Champagné gelegen, waren alle Ortschaften stark besetzt, und Batterien überall so vorteilhaft placiert, daß sie die Abhänge vollständig bestrichen. Im Zentrum seiner Stellung bei Changé hatte der Feind sich in den Waldrändern verschanzt, ebenso wie in den am Waldrand dicht gesäet liegenden Fermen und Ortschaften, die alle von zahlreichen Truppen besetzt waren. Champagné, das bereits am Abend des 10ten dem Feinde entrissen worden war, war in der Nacht von den Vorposten wieder geräumt und vom Feinde wieder in Besitz genommen worden. Der großen Truppenmacht dort und auf dem Plateau d'Auvours, in der rechten Flanke der beabsichtigten Angriffslinie auf Changé, stand nur die 12te Brigade gegenüber, die nicht eher von dort zurückgezogen werden konnte, bis das nach dem Befehl des Prinzen dorthin dirigierte IX. Korps an Ort und Stelle war, wenn nicht der General von Alvensleben sich einem Flankenangriffe aussetzen wollte. Und doch war die Mitwirkung der 12ten Brigade auf dem rechten Flügel dringend geboten, wenn ein Front-Angriff auf die sehr starke Stellung des Feindes bei Changé Aussicht auf Erfolg haben sollte. Es galt daher, zu warten und das entscheidende Vorgehen der 5ten bis zu dem Zeitpunkte hinauszuschieben, bis die 6te Division zu dem Angriff auf den linken Flügel der feindlichen Hauptstellung frei werden würde, um so die Stellung des Gegners vom linken Flügel aus aufzurollen. Früh morgens griffen 2 Bataillone des 64sten Regiments unter Major von Goerschen Champagné an, warfen nach erbittertem Straßenkampfe gegen 11 Uhr den Feind aus dem Orte heraus, und bemächtigten sich so des Ueberganges über den Huisne. Nun konnte der Führer der 12ten Brigade, Oberst von Bismark, unter Belassung der beiden genannten Bataillone bei Cham-

pagné, seinen Marsch nach dem zwischen Champagné und Changé gelegenen les Arches Chateau antreten, war jedoch gezwungen, einen weiten Umweg zu wählen, um nicht in das Feuer der auf dem Plateau d'Auvours aufgestellten übermächtigen Artillerie zu geraten, die den geraden Weg vollständig beherrschte. Um 11 Uhr hatte der General von Alvensleben den Vormarsch der 11ten Brigade auf les Noyers-Chateau, welches etwa 2 Kilometer südlich von les Arches Chateau liegt, längs des Gué-Perray-Baches befohlen. Sowie die Bataillone den Marsch antraten, schickten sich starke Kolonnen an, von dem Plateau d'Auvours ihnen in die Flanke zu fallen, und es mußte daher das ganze 35ste Regiment an dem Gué-Perray-Bach mit der Front nach den Höhen aufmarschieren, um diesen Angriff abzuweisen. Das 20ste Regiment ging unterdessen längs des Ochsenweges, ein die Chausseen nach le Mans kreuzender Hohlweg, gegen les Noyers Chateau vor und wurde nach Einnahme dieses Ortes und Besetzung der dabei gelegenen Huisne-Brücke von feindlicher Uebermacht heftig bedrängt und beinahe in beiden Flügeln umfaßt, so daß alle Kräfte zusammengerafft und in die erste Linie gezogen werden mußten, um diesem Ansturm die Spitze zu bieten. Auch die 35er wurden herangezogen, nachdem der Führer der Brigade, Oberst von Flatow, die Meldung erhalten hatte, daß die 12te Brigade im Anmarsch auf les Arches-Chateau sei. Starke Verluste, besonders an Offizieren, traf das 20ste Regiment, auch fing bereits an die Munition zu mangeln, doch gelang es dem Feinde nicht, die tapfern Streiter in dem hin- und herwogenden Gefechte zurückzudrängen, aber auch Fortschritte über les Noyers-Chateau hinaus vermochten diese nicht zu machen, die beabsichtigte Umgehung war daher als gescheitert zu betrachten, und der General von Stülpnagel mußte mit der 5ten Division zum Frontal-Angriff auf die feindliche Stellung schreiten. Der Kernpunkt derselben war ein etwa $2\frac{1}{2}$ Kilometer südwestlich Changé am Waldrande gelegenes Dorf, le Tertre, welches sehr stark besetzt und verschanzt war. Um 1 Uhr erhielt das 52ste Regiment den Befehl, dagegen vorzugehen, während die 6 Kompanien des 12ten Regiments auf den Marktplatz von Changé rückten. Das Gefecht sollte vorerst hinhaltend geführt werden,

um dem rechten Flügel bei les Noyers Chateau Zeit zur Wirkung zu lassen. Um 3 Uhr ließ der General von Schwerin die Zwölfer auf der Straße nach le Mans antreten. Sowie die Kompanien den Ort im Rücken hatten, wurden sie von einer im Waldrande stehenden Batterie mit Granaten beschossen, ohne jedoch dadurch erhebliche Verluste zu erleiden. Inzwischen hatte das 52ste Regiment bereits 2 nordöstlich resp. südöstlich von le Tertre liegende Gehöfte, le Pavillon und le Grand Anneau, dem Feinde entrissen, und der General von Schwerin hatte die Batterie Knobbe in einem nördlich von le Pavillon gelegenen Waldstücke bis auf 800 Schritt an le Tertre heranfahren und den Ort unter Feuer nehmen lassen. Zur Deckung dieser sehr exponierten Batterie, die vom Infanteriefeuer erreicht wurde, wurde das Füsilier-Bataillon hier zurückgelassen, während die beiden Grenadier-Kompanien bis zur Schützenlinie der 52er vorgehen, und die Straße gegen einen etwaigen Angriff des Feindes verteidigen sollten. Unter Führung des Bataillons-Kommandeurs, Major Lehmann, vom Regiments-Kommandeur mit seinem Adjutanten begleitet, setzten die Kompanien ihren Vormarsch fort und erreichten bald die 52er Füsiliere, die, sich mit ihrem rechten Flügel an die Straße lehnend, sich im heftigen Schützengefecht auf ungefähr 200 Schritt mit dem die Höhe von le Tertre besetzt haltenden Feinde befanden. Rechts von le Tertre, an der Straße am Waldsaume, stieg das Terrain etwas an und war mit einem Schützengraben gekrönt. Das Erscheinen der frischen Truppen veranlaßte nun den Feind, diese bis dahin innegehabte Stellung aufzugeben und beschloß Major Lehmann infolgedessen sich in Besitz derselben zu setzen. Sowie die Grenadiere jedoch aus den Waldparzellen, die ihnen bis jetzt Deckung gewährt hatten, heraustraten, erhielten sie von le Tertre aus heftiges Feuer in der linken Flanke, welches sie zwang, sich wieder in die Deckungen zu werfen. Unerklärlicherweise hatte aber der Feind eine sich rechts von le Tertre am Wege befindliche Schonung nicht besetzt. Der scharfe Blick des Bataillonskommandeurs erfaßte sofort diesen Vorteil, wenn es gelang, sich dieser Schonung zu bemächtigen, so war der Ort von 2 Seiten unter Feuer zu nehmen, und ein umfassender Angriff möglich. Das Terrain war zur Ausführung dieses

Vorstoßes günstig. Die etwas eingeschnittene Straße war von tiefen Gräben eingefaßt, außerdem auf der dem Feinde zugekehrten Seite mit einer dichten Hecke versehen, so daß die Möglichkeit vorlag, die Grenadiere leidlich gedeckt in der Flanke von le Tertre dahin vorzuführen. Er wies die 7te Kompanie an sich in Reihen zu setzen und sich in den Gräben bis zur genannten Schonung vorzuschleichen, die 8te Kompanie sollte von der Straße aus den Feind beschäftigen. Der Flankenmarsch gelang, wenn schon nicht ohne einige Verluste. Hauptmann Polchau besetzte die Schonung und beschoß nun die linke Flanke der feindlichen Stellung. Aber auch die Franzosen sahen den gemachten Fehler und entsandten sofort von der Straße von le Mans Truppen zur Wiedereroberung der Schonung vor. Inzwischen war aber auch Hauptmann von Fromberg mit dem rechten Flügel der 8ten Kompanie in dem Straßengraben bis zur Schonung gelangt, und beide Kompanien schlugen den Angriff zurück. Die Batterie Knobbe hatte unterdessen das Dorf unter Feuer genommen, zwei Züge der 8ten Kompanie beschossen dasselbe vom Straßengraben aus und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen, den Sturm zu wagen. „Achte Kompanie avancieren" blasen, „die Tambours den Sturmmarsch schlagen", befahl der Major, und ohne sich zu besinnen kletterten die Grenadiere die von Eis und Schnee bedeckte Grabenböschung herauf, übersprangen die Hecke und liefen dem feindlichen Feuer über das sanft ansteigende Feld entgegen. Ueber ihre Köpfe zischten die Granaten der eigenen Batterie, mehrfach kurz vor ihnen krepierend. Allen voran der Regimentsadjutant, Premier-Leutnant Wunderlich und ein Reserveoffizier, Leutnant Wilmsen, ersteren rief jedoch sein Kommandeur wieder zurück. Nur 2 Züge hatten dem Signal folgen können, der 3te unter dem Kompaniechef war im heftigen Kampfe an der Schonung begriffen und konnte seinen Platz nicht verlassen, ohne den vorher errungenen Vorteil aufs Spiel zu setzen. Im raschen Anlauf drangen die Grenadiere vom Major und dem oben erwähnten Offizier geführt, in das Dorf ein und bemächtigten sich der ersten Häuser, gegen 100 unverwundete Gefangene machend, außerdem fanden sie verwundet 1 Oberst, 2 Stabsoffiziere, 3 Leutnants und 25 Mann vor, aber auch die eigenen Verluste waren nicht

gering. Die Gefahr lag nahe, daß das kleine Häuflein einem Versuche des Feindes gegenüber, le Tertre wieder zu nehmen, sich nicht würde halten können, daher entsandte der Major den Leutnant Wilmsen zurück, um Verstärkung herbeizuholen. Leider wurde dieser Auftrag dem tapferen Offizier verhängnisvoll, schwer verwundet sank er bei Ausführung desselben mit zerschmettertem Bein in den Schnee. Diese Vorgänge spielten sich zwischen 4 und ½5 Uhr ab, gleich darauf erreichten auch die 52er Füsiliere die Ostseite des Ortes und sandten dem nach dem Walde zurückweichenden Gegner erfolgreiches Schnellfeuer nach, das denselben aber nicht verhindern konnte, sich im Walde wieder festzusetzen. Inzwischen vermochten sich die in der Schonung kämpfenden Abteilungen nur mit Mühe zu behaupten, und wurden von schweren Verlusten getroffen. Außer so manchem braven Grenadier wurde Leutnant Liersch tötlich und der Bataillonsadjutant, Leutnant Belitz, schwer verwundet, und auch den Hauptmann Polchau traf eine Kugel in den Unterleib. Er stand mit dem Hauptmann von Fromberg auf der Straße, die Deckung verschmähend, um von dort aus das Gefecht zu leiten. Einige Leute seiner Kompanie, die ihm zu Hilfe eilten, wurden sofort getötet oder verwundet, aber doch gelang es ihm, sich in den Chausseegraben zu schleppen, von wo aus er nach einiger Zeit versuchte, den Verbandplatz zu erreichen. Leider sollte ihm das nicht gelingen. Als er mühsam eine Strecke weit sich fortgeschleppt hatte, bemerkte ihn der Premierleutnant Wundersitz, der Regiments-Adjutant, und lief hilfreich zu ihm heran, um in demselben Augenblick, durch den Kopf geschossen, tot zu Boden zu stürzen, gleichzeitig wurde Hauptmann Polchau in den Rücken getroffen, und erlag wenige Tage später seinen Wunden. So wurden dem Regimente auf einmal 2 Offiziere geraubt, die sich nicht nur durch hervorragende Tüchtigkeit auszeichneten, sondern auch als Mensch und Kamerad dem Offizierkorps zur höchsten Zierde gereichten.

Tapfer hielt unterdessen der Hauptmann von Fromberg die Schonung fest, sich gegen alle Angriffe behauptend, da erhielt er von seinem Bataillonskommandeur die Nachricht, daß er beabsichtige, ihm durch einen Angriff auf den jenseits le Tertre befindlichen Waldsaum, in den sich wie bereits oben

gesagt, der Feind nach der Einnahme des Pachthofes festgesetzt hatte, Luft zu schaffen, und hielt es, da er zu gleicher Zeit sich von rechts her nähernde preußische Abteilungen bemerkte, es waren einige Züge des Füsilier-Bataillons oder des 35sten Regiments, für angezeigt, auch seinerseits zum Angriff längs der Chaussee zu schreiten. Die aus dem letzten Hause von le Tertre vorbrechenden Grenadiere erreichten auch in der That den Waldsaum, wurden aber dann von so starker Uebermacht bedrängt, daß sie wieder zurückgeworfen wurden, bei diesem Zurückgehen auch verräterischer Weise von vorher gefangenen Franzosen, die die Waffen weggeworfen hatten, im Rücken beschossen. Ebensowenig wie dieser Angriff reussierte der Vorstoß des Hauptmann von Fromberg. Es waren wohl kaum noch 2 Züge über die er zu verfügen hatte, und dieser kleinen Zahl traten so dichte Schaaren gegenüber, die Chaussee mit Geschossen überschüttend, daß er nach starken Verlusten, auch noch ein Offizier, Leutnant Seiler, wurde durch einen Schuß durch den Kopf getötet, zurückweichen mußte und von den nachdrängenden Franzosen auch aus der so lange zähe behaupteten Schonung herausgeworfen wurde. Doch kaum 150 Schritt davon sammelte der tapfere Führer wieder seine Trümmer und leistete dem Feinde von Neuem Widerstand. Um ihren Vorteil auszunutzen waren die Franzosen auch mit ihren Batterien avanciert und hatten eine derselben am Schnittpunkt des vorher erwähnten Ochsenweges mit der Chaussee placiert, die le Tertre unter Feuer nahm, ein brennendes Haus bot ihr bei der eingetretenen Dunkelheit ein gutes Ziel. Endlich traf nun aber die erbetene Unterstützung durch die 9te Brigade ein. Dieselbe hatte bei Changé in Reserve gestanden, und General von Stülpnagel hatte 2 Bataillone Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8 mit dem Auftrage in Marsch gesetzt, längs des nach le Mans führenden Weges gegen den Ochsenweg vorzurücken. Die Füsiliere des 52sten Regiments, welche sich vollständig verschossen hatten, wurden aus der ersten Gefechtslinie zurückgezogen.

Während das II. Bataillon und Teile des Füsilierbataillons des genannten Regiments gegen den Waldrand südwestlich le Tertre vorgingen und in diesen eindrangen. kam die

12te Kompanie unter Premier-Leutnant von Garnier dem Hauptmann von Fromberg zu Hilfe. Gerade da war die vorerwähnte Batterie am Schnittpunkte des Ochsenweges und der Chaussee aufgefahren.

Es war bereits 5 Uhr, daher schon völlig dunkel, nur der Schnee verbreitete noch einige Helle, und gelang es den Füsilieren unbemerkt an die Batterie heranzukommen. Im Marsch, Marsch mit Hurra brachen sie aus dem Walde hervor und eroberten in blutigem Handgemenge 2 Geschütze während die andern eiligst ihr Heil in der Flucht suchten. Auch Hauptmann von Fromberg war mit seinen Mannschaften wieder vorgegangen und gleichzeitig mit den Füsilieren in die Batterie eingedrungen. Nun aber rückte ein französisches Bataillon heran, um die Geschütze den Eroberern wieder zu entreißen. Trotz des Schnellfeuers, das ihm entgegen krachte, prallte es bis zu den Geschützen heran, konnte aber im Kampfe Mann gegen Mann den Brandenburgern nicht widerstehen, sondern wurde blutig zurückgewiesen. Ebenso wurde ein zweiter Angriff abgeschlagen, und die Franzosen aus der Schonung bis hinter den Schnittpunkt der Wege zurückgetrieben.

Unsere Füsiliere waren inzwischen, in Erfüllung ihres Auftrags die Batterie Knobbe zu decken, unter Belassung einer Kompanie bei derselben, durch den Wald vorgegangen und hatten rechts Verbindung mit den 35ern haltend, das Gefecht mit dem die vorliegenden Waldparzellen verteidigenden Feinde aufgenommen. Ein Versuch in diese Parzellen einzudringen war mißlungen, und wurde bis zum Eintritt der völligen Finsternis ein lebhaftes Schützengefecht geführt, bei dem noch Hauptmann von Kracht verwundet wurde.

Das Bataillon erhielt dann den Auftrag vorwärts le Tertre eine Vorpostenstellung einzunehmen, welche den Terrain-Abschnitt zwischen der Chaussee Parigné-le Mans, an der das I. Bataillon gekämpft hatte, und der Straße Changé-le Mans decken sollte, rechts in Verbindung mit der 6ten Division, links mit dem X. Korps. Letztere Verbindung wurde gefunden, dagegen gelang es der rechten Flügelfeldwache nicht bei der tiefen Finsternis die Stellung der Vorposten der 11ten Brigade zu ermitteln, jedoch hatte der Feind jedenfalls auch keine Ahnung

von der sich hierdurch ergebenden Lücke, die eventuell sehr gefährlich für die Sicherheit der Truppen hätte werden können. Die Posten standen sich in nächster Nähe auf etwa 200 Schritt gegenüber. Das Replis der rechten Flügelkompanie, bei dem sich der Bataillonskommandeur befand, hatte sich in le Tertre verbarrikadiert. Major Lehmann, zu dem inzwischen auch die 6te Kompanie wieder gestoßen war, sollte gleichfalls nach le Tertre als Soutien der Vorposten rücken, als er jedoch dorthin marschierte, bekam das Bataillon aus dem Waldrand südlich des Ortes, also innerhalb der Vorpostenlinie des Füsilierbataillons, Feuer, und hielt es der Kommandeur bei der großen Nähe des Feindes daher für richtiger, nicht in den Ort zu quartieren sondern hinter der Höhe von le Tertre ein Biwak zu beziehen.

Die 12te Brigade, welche aber infolge der Detachierungen nur noch aus 3 Bataillonen bestand, war erst um 2 Uhr bei les Arches-Chateau eingetroffen, das die Franzosen nach Abzug der 35er wieder besetzt hatten, hatte dies bald wieder genommen und siegreich gegen wiederholte Angriffe verteidigt. Einen sehr schweren Stand aber hatten die Batterien gehabt, die den Kampf mit den die Höhen jenseits des Flusses besetzt haltenden Geschützen aufgenommen hatten. Der Feind hatte aus einer solchen Ueberzahl von Geschützen und günstigster, überhöhender Stellung ein so übermächtiges Feuer auf dieselben gerichtet, daß es nur mit Mühe gelungen war, unter großem Verlust an Leuten und Pferden die zerschossenen Geschütze zurückzubringen.

Dies war die Situation des III. Korps als wir am Abend bei Changé eintrafen, die das Geschichtswerk des Großen Generalstabes treffend mit folgenden Worten kennzeichnet:

„Ganz auf eigene Kräfte angewiesen, war General von Alvensleben bis in das Herz der feindlichen Hauptstellung vor le Mans eingedrungen. In treuer Hingebung hatten die Brandenburger diesen neuen Erfolg abermals mit einem Opfer von über 500 Mann erkauft, dem Gegner aber 600 Gefangene abgenommen."

Der Prinz war am Morgen nach St. Hubert, einem Ort südlich Champagné, vorgeritten und hatte um 1 Uhr den Angriff des IX. Korps auf das Plateau d'Auvours befohlen, dessen Erfolg er von einer Waldblöße bei Bourgneuf, östlich

Champagné, beobachtet hatte. Dem X. Korps hatte er im Hinblick auf das schwere Ringen des III. die Weisung zugehen lassen, auf dem nächsten Wege zum Kampfplatze zu eilen. Das IX. Korps hatte nach hartem Kampfe seinen Auftrag erfüllt und den Feind bis zum Westrande des Plateau d'Auvours zurückgedrängt, den er aber während der Nacht noch mit starken Kräften besetzt hielt. Das XIII. Korps, das im Nordwesten auf le Mans vordrang, hatte nur einige Kilometer in der Richtung auf Savigné, wie sein Auftrag lautete, gewinnen können.

Vom X. Korps war, wie vorher geschildert, die 14te Kavallerie-Brigade mit 2 Bataillonen des 79sten Regiments an der Chaussee von Parigné nach le Mans am Nachmittage eingetroffen, und hatte das Gros des Korps Mulsanne, etwa 12 Kilometer südwestlich von Parigné, erreicht. Hier erhielt General von Voigts-Retz um $4^3/_4$ Uhr den vorher erwähnten Befehl des Prinzen. Der aus dem Norden schallende heftige Kanonendonner bewies, daß das III. Korps im schweren Kampfe stand, und in der Erwägung, daß dem benachbarten Korps am ersten Entsatz durch ein unvorzügliches weiteres Vorgehen in gerader Richtung geschafft werden würde, ließ der kommandierende General wieder antreten, obwohl auch seine Truppen durch die beschwerlichen Märsche sehr ermüdet waren und nicht Zeit gefunden hatten abkochen zu können. Es gelang der 20ten Division bis nach les Mortes Aures, circa 4 Kilometer vor Pontlieue, der Vorstadt von le Mans, vorzudringen und diesen Ort gegen alle bis in die späte Nacht hinein fortgesetzten Angriffe des Feindes zu behaupten. Die kraftlos ausgeführten Angriffe des Feindes hatten deutlich seine totale Erschöpfung gezeigt. Die Offiziere hatten sich vergeblich bemüht die Mannschaften zum Vorgehen zu bewegen, immer wichen sie in wilder Flucht zurück, massenhafte Gefangene zurücklassend, obwohl Admiral Jauréguiberry schließlich seine besten Truppen in den Kampf geführt hatte. Der Prinz erhielt die Meldungen über die Ereignisse des Tages am Abend in seinem Hauptquartier in Schloß Ardenay und beschloß mit dem III. und X. Korps den Angriff am 12. fortzusetzen. Das IX. Korps sollte den Feind auch vom Westrand des Plateau d'Auvours vertreiben und dann eine Brigade dem XIII. Korps zur Unter-

stützung über den Huisne senden. Das XIII. Korps endlich sollte seine Bewegung in derselben Richtung wie Tags zuvor fortsetzen.

Noch eines tief schmerzlichen Verlustes, den der Kampf bei Changé unserer Brigade zugefügt hatte, muß ich hier gedenken. Der schon mehrfach erwähnte Chef der 1ten. schweren Batterie des brandenburgischen Feld-Artillerie-Regiments, Hauptmann Stoephasius, der von Anfang an so manche schwere Stunde mit uns durchlebt hatte, war schwer verwundet worden und erlag seiner Wunde nach 2 Tagen.

Er ging während einer Gefechtspause mit dem General von Schwerin auf der Hauptstraße in Changé im Gespräche auf und ab, da, also ganz außerhalb des eigentlichen Gefechtsbereichs, traf ihn eine verhängnisvolle, verirrte Kugel in den Rücken und setzte so seinem zu den höchsten Hoffnungen berechtigten Leben ein Ziel. Wir, sowie unsere Leute, trauerten um ihn wie um einen Bruder. Sein in größter Mannesschöne prangendes Aeußere, sein allzeit lebendiger Humor, der sich auch zu unsern Grenadieren in lustigem Scherze immer äußerte, wenn er einmal an den Bataillonen vorbeiritt, machten ihn in der ganzen Brigade und besonders bei unserm Regiment, zu einer von jedem Grenadier gekannten und beliebten Persönlichkeit. Sein schneidiges Vorgehen, oft bis dicht hinter die Schützenlinie wie bei Beaune la Rolande, und die ausgezeichneten Resultate, die er stets durch sein Feuer erreichte, hatten bewirkt, daß sein Erscheinen immer alle Gesichter aufhellte, und jeder Mann noch einmal so freudig an den Feind ging, wenn er Stoephasius mit seinen Kanonen im Feuer wußte. Schon im dänischen Feldzuge hatte er sich derartig ausgezeichnet, daß er dazu ausersehen wurde die ersten eroberten Geschütze und Feldzeichen nach Berlin zu bringen. Als wir ihn dann in le Mans in die Erde betteten, folgten alle Grenadiere unseres Regiments freiwillig seinem Sarge und bei den Abschiedsworten, die ihm unser Regimentskommandeur in sein Grab nachrief, blieb wohl kein Auge trocken.

Wir hatten uns nun in unsern schneereichen Lagerplätzen so gut als möglich eingerichtet. Viele stille Nachbarschaft lag um uns her. Vielleicht 10 Schritt vor meinem Feuer lief

ein tiefer Graben, augenscheinlich war er ein Hauptstützpunkt der Franzosen bei der Verteidigung von Changé gewesen und war von seinen Verteidigern selbst im Tode nicht aufgegeben worden. Im Graben selbst und an der Böschung desselben lag die ganze Schützenlinie, in den Stellungen wie sie der Tod überrascht hatte, steifgefroren, teilweise noch das Gewehr im Anschlage auf den Grabenrand aufgelegt. Die flackernden Flammen unseres Biwakfeuers verliehen den starren Gesichtern und Gestalten eine schreckliche Lebendigkeit, die selbst uns, gegen derartige Anblicke abgestumpfte, schaudern machte. So sah es rings in der ganzen Umgebung des Dorfes aus, überall, wohin man auch sah, blickte man in die starren, von der Kälte blau gewordenen Gesichter der Toten, niemand hatte sich die Mühe genommen und die Muße dazu gehabt, selbst von den Wegen, die Leichen nur ein wenig bei Seite zu schaffen.

Sowie wir ein wenig zur Ruhe gekommen waren und die Nachrichten über die Erlebnisse des Tages mit den Kameraden ausgetauscht hatten, machte ich mich daran, bei dem flackernden Scheine des Feuers, auf einem Tornister als Unterlage, meiner Frau mit wenigen Worten Nachricht zu geben, daß ich bis jetzt gesund geblieben, für den Fall, daß uns ein günstiger Zufall am nächsten Tage mit der Post zusammenführen sollte. Als das geschehen, war ich bald im süßen Bewußtsein erfüllter Pflicht sanft eingeschlafen. Lange Zeit hielt die Ruhe freilich nicht an; die Hitze des Feuers von der einen und die schneidende Kälte von der andern Seite, bei der einem vorn die Stiefeln anbrannten und hinten der Rücken anfror, verscheuchten bald den Schlaf.

Gegen halb elf Uhr änderte sich die Situation insofern, als der Befehl eintraf, die Truppen sollten, soweit sie unterkommen könnten, in der Nähe Quartier beziehen. Das Dorf war zwar in allen Winkeln vollgestopft und konnte keinen Mann mehr beherbergen, indessen lagen außerhalb eine Anzahl Fermen, die uns Unterkunft bieten sollten.

Der Major gab mir die Richtung an, in der ich voraussichtlich ein Asyl finden würde und überließ mich dann mit dem freundschaftlichen Rat nicht zu weit zu gehen und wenn ich nicht bald unterkäme, lieber wieder auf den Biwakplatz

zurückzukommen, meinem Schicksal. Früh 6 Uhr sollten wir uns wieder bei Changé sammeln.

Es war ein schwieriges und bedenkliches Unternehmen in der dunklen Nacht, bei der unmittelbaren Nähe des Feindes und den vorher geschilderten mangelhaften Vorposten-Verhältnissen aufs Geratewohl sich ein Quartier zu suchen, indessen leitete mich mein guter Stern, und ich fand nach nicht zu langer Zeit eine große Ferme, die uns allen Platz gewährte. Ein Unterkommen hatten wir nun wohl, aber der Magen knurrte weiter, denn eine Kuh zu schlachten war es doch zu spät, und die eiserne Ration, die jeder Soldat für solche Fälle im Tornister trägt, hatte schon gestern herhalten müssen. Mein Fermier jedoch, der mit seiner Familie in größter Angst und dumpfer Verzweiflung die Kompanie hatte einrücken sehen, wohl in der Erwartung, daß nun alles drunter und drüber gehen würde, und nun sah, wie alles sich in größter Ruhe und Ordnung abspielte, schaffte wenigstens in etwas Rat und brachte ein ziemlich großes Quantum Brot und Käse herbei, so daß doch jeder meiner Leute wenigstens etwas bekam.

Ich war von den Strapazen der letzten Tage so abgemattet, daß ich mich, nachdem ich für meine Leute gesorgt und den Wachtdienst geregelt hatte, sofort auf ein Bett streckte und sogar Stiefel, Rock und Hose auszog, um mich etwas zu erholen. Meine Offiziere folgten meinem Beispiel und legten sich auf das vor dem Kamin, in dem ein mächtiges Feuer angefacht wurde, bereitete Strohlager. Es war inzwischen wohl gegen 1/2 1 Uhr geworden, und bald lagen wir alle im tiefen Schlafe, der uns allen sehr not that. Da, gegen 3 Uhr, wacht mein Bursche, der in einem Nebenraume schlief, von einem aus unserer Stube dringenden, erstickenden Qualm auf, kommt herein und sieht meine Sachen brennen, die ich auf einem Stuhl neben mein Bett gelegt hatte. Mit Mühe weckt er uns, und wir löschen nun gemeinschaftlich das Feuer, das leider schon Schaden genug angerichtet hatte. Mein Waffenrock war bis auf Aermel, Schöße, Knöpfe und einen schmalen Streifen an den Knopflöchern total verbrannt, die Hose nur von oben herunter bis zu dem ledernen Reitbesatz, die Beine waren gerettet. Wie ich nun hörte, war das Unglück folgen-

dermaßen entstanden. Nachdem wir uns kaum zur Ruhe begeben hatten, waren die vor dem Kamin schlafenden Offiziere plötzlich von einem starken Knall aufgewacht, bei dem die Kohlen aus dem Kamin durch das ganze Zimmer geflogen waren. Wahrscheinlich hatte nasses, springendes Holz die Explosion verursacht. Halb schlaftrunken hatten sie die Kohlen von ihrer Lagerstätte abgesucht, aber dabei nicht gesehen, daß jedenfalls auf meine Sachen auch Kohlen geflogen waren, die dieselben dann in Brand gesetzt hatten. Ich war bei meiner totalen Erschöpfung, denn ich hatte der Natur der Sache nach in den vergangenen Tagen noch viel weniger Ruhe wie meine Offiziere gehabt, bei dem Vorgange gar nicht aufgewacht.

Das war eine schöne Bescheerung! Von unserer Bagage hatten wir, Gott weiß wie lange, nichts gesehen, daher war von Koffer und Wechseln der Sachen keine Rede. Rat aber mußte geschafft werden in der kurzen Zeit, die uns noch blieb, wenn ich mich nicht in Hemdärmeln und Unterbeinkleidern aufs Pferd setzen wollte. Der äußerst willige und tüchtige Kompanie-Schneider wurde geweckt, machte sich auch sofort ans Werk und hatte, als wir früh 5 Uhr antraten, mir auch Rock und Beinkleid mit Streifen und Bändern wenigstens insoweit zusammengeflickt, daß sie mir nicht vom Leibe fielen. Glücklicherweiser war mein pelzgefütterter Paletot, mit dem ich mich in der verhängnisvollen Nacht zugedeckt hatte, nicht mit angebrannt und konnte so die klaffenden Schäden decken. Indessen war bei der herrschenden Kälte von wohl 10° das Kostüm immerhin luftig genug und hatte seine Schattenseiten. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, was wohl die Franzosen, wenn sie mich zufällig etwa an dem Tage fangen sollten, zu dieser wunderbaren Uniform sagen würden, zumal da auch das Hemd von den angebrannten Sachen total schwarz geworden war. Der Major, dem ich bei unserm Zusammentreffen durch Aufknöpfen des Paletots einen Einblick in meine Zustände gewährte, war vollständig starr und schüttelte sich dann vor Lachen über die ingenieuse Erfindung der Streifen und Bänder, die meinen äußern Menschen zusammenhielten.

X.

Der 12. Januar. Einnahme von le Mans.

In tiefernster Stimmung fanden wir uns, noch im Dunkel des eisigen Wintermorgens, zusammen. Auf dem Marktplatze von Changé erwarteten wir das Anbrechen des Tages und kaum begann er zu grauen, als auch schon das Knattern der Gewehrschüsse bei unsern Vorposten dicht vor dem Dorfe den Beginn des Gefechtes wieder verkündete.

Die Nachtruhe war von seiten der Franzosen, die sich überhaupt nie durch besondere Regsamkeit ihrer Vorposten auszeichneten, nicht gestört worden, dagegen hatten unsere Füsiliere überall kühn die feindlichen Stellungen ausgespäht und sogar eine ganze Feldwache aufgehoben. Der Prinz hatte befohlen, daß das III. Korps am 12. eine Aufstellung zu nehmen habe, die eine Verwendung nach dem rechten Flügel zulasse und bestimmte demzufolge General von Alvensleben, daß nur die 10te Brigade bei Changé verbleiben und die Konzentrierung des Korps nach dem rechten Flügel hin decken sollte. Der rechte Flügel sollte sich, in Hinblick auf die sehr starke Stellung des Feindes ihm gegenüber, die auf ihren Höhen überall ein etagenweises Infanterie- und Artillerie-Feuer gestattete, überhaupt nur defensiv verhalten, und auch der linke Flügel den Angriff erst dann fortsetzen, wenn ein Eingreifen des X. Korps gesichert sei.

Schon früh 6 Uhr hatte der Feind versucht, sich des Ueberganges über den Huisne bei les Noyers—Chateau zu bemächtigen und die Brücke zu sprengen, es war aber dieser Angriff von den 35ern zurückgeschlagen worden. Um 7 Uhr brach er gegen unsere Füsilier-Feldwachen hervor und warf dieselben auf das Replis in le Tertre zurück, das energisch angegriffen aber ebenso vom Major v. Altrock verteidigt wurde. Vom II. Bataillon, bei dem inzwischen auch die 5te Kompanie wieder eingetroffen war, wurde sofort die 8te Kompanie zur Unterstützung nach le Tertre und die 7te an die Chaussee nördlich des Ortes vorgeschickt. Diese Unterstützung war dringend

geboten, denn die Verteidiger von le Tertre sahen sich nicht nur in der Front, sondern auch in beiden Flanken von so überlegenen Kräften bedrängt, daß es sehr zweifelhaft schien, ob sie einem Ansturm derselben gewachsen sein würden. Die Franzosen verlängerten ihre Front immer mehr, um die preußische Stellung zu umfassen und überschütteten le Tertre mit einem Regen von Geschossen, den immer zu erwidern, die Munition nicht ausreichte. Der Major von Altrock befahl daher, nur dann zu feuern, wenn der Feind aus dem nahegelegenen Walde zum Angriff hervorbräche, um einem etwaigen Munitionsmangel im entscheidenden Augenblick vorzubeugen. Der Major Lehmann hatte inzwischen zur weiteren Unterstützung noch die 5te Kompanie unter Premier-Leutnant v. Tluck mit dem Auftrage vorgesandt, die Front der 8ten Kompanie nach links zu verlängern und darauf auch noch, auf eine Meldung des Hauptmanns von Fromberg, daß der Feind im Walde weitere Fortschritte mache, und daß die Kompanie schon Feuer aus der linken Flanke erhalte, einen Zug der 6ten Kompanie folgen und ihn einen Hohlweg östlich le Tertre, Front gegen den Wald, besetzen lassen.

Während dieser hier geschilderten Vorgänge hatten auch wir Befehl zum Vorrücken erhalten. Im Augenblicke des Abmarsches hatte ich noch die Freude, einen Postwagen zu erblicken, dem ich schleunigst meine seit mehreren Tagen aufgesammelten Karten überantwortete. Es war mir dies keine geringe Beruhigung, denn wenn mir das Los beschieden war, heute zu fallen, so waren dann doch wenigstens die guten Nachrichten der Tage zuvor an ihrer Stelle.

Kaum hatten wir die letzten Häuser des Dorfes hinter uns, als uns auch schon das weittragende Chassepot-Gewehr seine Grüße mit dem bekannten ominösen Pfeifen und Zischen schickte. Im Vorrücken wurden die nötigen Befehle gegeben, wir sollten die verteidigte Stellung auf dem rechten Flügel verlängern und die Front gegen den nördlich der Straße gelegenen Wald, der ebenso wie die, Tags zuvor so viel umstrittene, Schonung vom Feinde besetzt war, annehmen. Das Terrain stieg leicht gegen den Wald zu an und lief dann auf einige hundert Schritt vom Walde in ein freies Plateau aus.

Die 1te Kompanie wurde auf dem äußersten rechten Flügel bis an den Rand des Plateau's, hinter dem sie Deckung fand, vorgeschoben, ihr folgten echelonweise nach links dahinter in einem tiefen Graben die 2te und 3te. Alle 3 Kompanien zu Schützenlinien aufgelöst, nahmen sofort das Feuer auf. Ich hatte mit der 4ten in einem weiteren, etwa 200 Schritt dahinter befindlichen Graben vorläufig eine Aufnahmestellung einzunehmen. Zwischen uns war freies, nur von einzelnen Obstbäumen bestandenes Feld, auf dem linken Flügel meiner Stellung, der Graben erstreckte sich bis an die von Changé führende Straße, ein einzelnes Haus. Der General von Schwerin hatte ausdrücklich befohlen, das Gefecht nur defensiv zu führen und ohne höheren Befehl unter keinen Umständen weiter vorzugehen. Unser Erscheinen auf dem Kampfplatz schien das Feuer zu verdoppeln, das Pfeifen und Zischen der Kugeln um uns her war wahrhaft infernalisch, indessen begünstigte uns das abfallende Terrain, die Franzosen schossen um so eher zu hoch und thaten daher nur wenig Schaden, und als wir erst in unsern Gräben lagen, die tief genug, uns gute Deckung boten, konnten wir die Sache erst recht in Ruhe abwarten.

Ich hatte meine ganze Kompanie als Schützenlinie aufgelöst und angewiesen, sich vollständig in den Graben zu legen, da sich vorläufig unsere Thätigkeit auf ruhiges Ausharren beschränken mußte. Ich befand mich gerade auf dem rechten Flügel, als der Regimentskommandeur hinter dem vorher erwähnten Hause erschien und nach mir rief. Der Graben war zu eng, um hinter den darin liegenden Grenadieren mit der nötigen Schnelligkeit weggehen zu können, es blieb mir also nichts weiter übrig, als auf den Grabenrand zu steigen und jeder Deckung bar in gewöhnlichem Schritt den etwa 200 Schritt langen Weg durch das Chassepotfeuer, das wie ein Strichregen über unsern Graben hinwegsauste, zurückzulegen. Ich kann nicht läugnen, daß mir der Weg etwas lang wurde, ich mußte es als eine besondere Schickung betrachten, daß ich nicht von einem der tausend Geschosse getroffen wurde, indessen Dienst ist Dienst, und so fand ich gar nichts auffälliges bei dem Rufe des Kommandeurs. Desto mehr war ich erstaunt, als derselbe, wie ich in dienstlicher Haltung zu ihm herantrat und, die Hand

am Helm, nach seinen Befehlen frug, mir sehr liebenswürdig die Hand reichte und die geflügelten Worte sprach: „Ach es war weiter nichts, lieber K., ich wollte Sie bloß mal sehen; wie ist es Ihnen denn ergangen, ich habe Sie gestern ja den ganzen Tag nicht gesehen."

Das ging mir denn aber doch über den Spaß, mich dieser wichtigen Erkundigung wegen durch den Kugelregen zu jagen, war wirklich mehr als harmlos. Ich war daher im ersten Augenblicke ganz sprachlos und sah ihn höchst erstaunt an, dann faßte ich an den Helm, antwortete möglichst steif „ich danke sehr" und machte kurz Kehrt, um wegzugehen. Er schien aber mein „Verschnupftsein" gar nicht bemerkt zu haben, sondern forderte mich auf, bei ihm zu bleiben, da ich ja meine Kompanie von hier aus ebensogut übersehen könne.

Nachdem er sich dann einen Stuhl hatte aus dem Hause holen lassen, besiegelten wir unser (einseitiges) gutes Einvernehmen durch einen kräftigen Schluck erst aus meiner, und dann aus seiner bedeutend umfangreicheren, von seiner Ulanenordonnanz herbeigebrachten Feldflasche, und dann beschrieb er mir den Verlauf des gestrigen Tages und das glänzende Vorgehen der 7ten und 8ten Kompanie, das ich in den vorhergehenden Blättern geschildert habe, und gedachte voll tiefer Rührung seines gefallenen Adjutanten und des Hauptmanns Polchau.

Es war in ihm eben, jetzt deckt ihn auch schon die Erde, bei vorzüglichen soldatischen Eigenschaften, ein eigentümliches Gemisch von rauhem Wohlwollen und oft unmotivierter Rücksichtslosigkeit und Härte, die verschärft wurden durch einen auffälligen Mangel aller liebenswürdigen und verbindlichen Formen, daher gab es nur wenige unter uns, die mit ihm auszukommen vermochten. Zu diesen wenigen gehörte ich für gewöhnlich, Ausnahmen abgerechnet, ich glaube, er hatte mich aufrichtig gern, wenigstens hat er mir in seiner rauhen Art dies oft genug bewiesen, und mir seine Zufriedenheit in dienstlicher Beziehung über Verdienst zu erkennen gegeben, das aber schloß Rücksichtslosigkeiten, wie die vorher geschilderte, durchaus nicht aus. Erst bei der Mobilmachung ins Regiment versetzt, das er nachher, und wie ihm der Neid lassen muß, schneidig und

energisch führte, war er der brandenburgischen Art fremd geblieben und hatte im Offizierskorps keine Freunde, die Mannschaften fürchteten ihn wie den Teufel, und gingen ihm, wenn möglich, schon von ferne aus dem Wege. Sein rauhes Wesen stieß eben zu sehr ab und ließ oft auch seine guten Eigenschaften in den Schatten treten und nicht die gebührende Anerkennung finden.

Das Gefecht um le Tertre bei den Füsilieren war inzwischen matter geworden, wiederholte Versuche des Feindes aus dem Walde hervorzubrechen waren kräftig abgewiesen worden. Da, während meiner Unterhaltung mit dem Regimentskommandeur, entwickelte der Feind wieder frische Truppen gegen die linke Flanke und bedrängte besonders heftig die 5te und den Zug der 6ten Kompanie, auch ein Offizier der 12ten Kompanie, Leutnant der Reserve, Müller, war inzwischen durch einen Schuß durch den Kopf getötet worden. Um diesem Angriff die Spitze zu bieten, ließ der General von Schwerin 4 Geschütze dicht hinter uns auffahren, und den Waldrand vorwärts le Tertre mit Granaten bewerfen, sowie einige Kompanien des 52sten Regiments zur Unterstützung vorgehen, die auch alsbald den Feind wieder in den Wald zurücktrieben und ihrerseits in denselben eindrangen. Der Major Lehmann hatte schon vorher, in der Ueberzeugung, daß die Angriffe des Feindes nur Demonstrationen seien, um den Abzug zu decken, beabsichtigt, mit dem ganzen Bataillon einen Vorstoß zu unternehmen, war aber vom General von Schwerin unter Hinweis auf den strikten Befehl des Divisionskommandeurs, sich nur defensiv zu verhalten, zurückgehalten worden. Auch dem Hauptmann von Fromberg war dieser Befehl zugegangen, dagegen hatte sich der Premier-Leutnant von Tluck mit der 5ten Kompanie und dem Zuge der 6ten dem Vorgehen der 52er angeschlossen und war trotz heftigen ihm entgegenschlagenden Feuers in den Waldsaum eingedrungen. Die 11te, 12te und halbe 10te Kompanie hatten sich total verschossen und mußten, als die 52er eingetroffen waren, zurückgezogen werden, um ihre Munition zu ergänzen, so daß vom Füsilier-Bataillon nur noch die 9te und halbe 10te Kompanie im Gefecht verblieben. Die Lage der Verteidiger von le Tertre war aber durch das Eingreifen

der bei uns aufgestellten 4 Geschütze noch weniger beneidenswert geworden. Dieselben schossen zu kurz, und gleich die 4 ersten Granaten trafen nicht den jenseitigen Waldrand, sondern die Häuser des Ortes selbst. Die Lage war kritisch, denn es war sehr schwierig der Batterie Nachricht von ihrem Mißerfolge zukommen zu lassen, da das ganze rückwärtige Terrain von einem hageldichten Feuer bestrichen wurde. Da trat der Major von Altrock vor die Kompanien und frug, ob jemand freiwillig den gefährlichen Auftrag übernehmen wolle, zur Batterie zurückzugehen. Sofort meldete sich der Füsilier Heller der 11ten Kompanie, der als Lazaretgehilfe fungierte, ging kaltblütig durch den Regen der Geschosse zur Batterie und richtete seinen Auftrag aus. Das eiserne Kreuz lohnte nachher seine Entschlossenheit. Wir konnten inzwischen nichts anderes thun, als ruhig ausharren in unsern Gräben und benutzten die Zeit dazu eine Fleischportion auszuteilen, die erste seit 3 Tagen, um unsern Leuten wenigstens die Möglichkeit zu bieten, am Abend abkochen zu können, wenn es die Situation erlauben sollte. Es wurde von Changé aus jeder Kompanie 1/4 Rind geliefert, das in die Gräben geschafft und mit dem Faschinenmesser zerhackt wurde. Die Mehrzahl meiner Leute zog es übrigens vor, nicht auf die immerhin zweifelhafte Möglichkeit des Abkochens zu warten, sondern das Fleisch als Beefsteak à la Tartare d. h. roh, mit dem Faschinenmesser etwas weich geklopft, zu verzehren. Der nagende Hunger machte nicht viel Ansprüche an die Schmackhaftigkeit.

Das Vorgehen der 52er und der 5ten Kompanie, den Zug der 6ten, dessen Führer, ein Portepee-Fähnrich, inzwischen verwundet war, hatte der Major Lehmann noch zurückrufen können, hatte inzwischen den Verteidigern von le Tertre Luft gemacht. Das Füsilier-Bataillon und das II. Bataillon, mit Ausnahme der 5ten Kompanie, wurden gesammelt, letztere aber setzte ihren Vormarsch mit den 52ern fort und folgte dem weichenden Feinde auf dem Fuße, auf dem rechten Flügel der avancierenden Schützenlinie. Am Ochsenwege hielt der Feind wieder Stand, wurde indessen im raschen Anlaufe von den Grenadieren geworfen, eine Anzahl Gefangener zurücklassend. Bald darauf gebot ein französisches Barackenlager weiteren

Halt, doch auch diese Position räumte der Feind nach lebhaftem Schützengefecht, von der Kompanie mit ausgiebigem und erfolgreichem Schnellfeuer verfolgt. Endlich bis zu der von le Mans führenden Straße vorgedrungen, trafen die Grenadiere auf ein vom Feinde besetztes einzelnes Gehöft. Im Ansturm darauf wurde der tapfere Führer von einer Kugel tötlich in den Unterleib getroffen, jedoch, unter Führung der andern Offiziere, ohne Wanken ging es vorwärts, den Tod des Führers zu rächen. Auch dieses Gehöft wurde erstürmt und darin noch 20 Gefangene nebst einem Offizier gemacht. Jetzt endlich erreichte die Kompanie der Befehl, zum Bataillon zurückzukehren. Sie wurde gesammelt und marschierte, ihren todeswunden Führer auf einer Tragbahre von Tannenzweigen mit sich tragend, unter Befehl des ältesten Offiziers nach le Tertre zurück.

Während dieses Vorgehens der 5ten Kompanie traf der General von Stülpnagel bei uns ein und ließ sich zum Regiments-Kommandeur folgendermaßen aus. Ich stand dicht dabei und konnte daher die interessante Auseinandersetzung genau mit anhören. In seiner gewohnten ruhigen und sicheren Weise sagte er etwa Folgendes:

„Das X. Korps ist im Vorrücken auf der Straße Parigné—le Mans. Ich habe soeben eine Offizier-Patrouille von den Ulanen vorgeschickt, um sicher zu erfahren, bis wie weit es vorgedrungen ist. Der Offizier ist angewiesen, mir sofort und so schnell als möglich zu melden, wenn die ersten Truppen des Korps an einem bestimmten Punkte, in dessen Nähe er sich bis dahin aufhalten soll, angelangt sein werden. Ich beabsichtige dann mit der 10ten Brigade gegen Pontlieue, die Vorstadt von le Mans, vorzugehen und sollen Sie mit dem Regimente die Tête nehmen. Sowie ich Ihnen das Avertissement sende, daß es Zeit sei, tritt das I. Bataillon Nr. 12 an, ihm folgt die Batterie, darauf II. und Füsilier-Bataillon, dann das 52ste Regiment. Wenn nicht früher, wird sich wahrscheinlich vor Pontlieue ein harter Kampf entspinnen, doch werden sich die Zwölfer schon durchbeißen." Damit ritt er ab.

Nach kurzer Zeit traf der Befehl zum Vorrücken ein. Wir zogen uns aus unsern Gräben heraus, formierten auf

der Chaussee das Bataillon und rückten in den noch vor kurzem so hartnäckig verteidigten Wald ein.

Das Feuer schwieg jetzt gänzlich, es war eine Totenstille, die unheimlich gegen das frühere Geknalle und Geknatter abstach. Seitenpatrouillen durchsuchten rechts und links der Chaussee den Wald, jeden Augenblick dachten wir auf eine verschanzte Position zu stoßen und erwarteten das Knallen der Gewehre. Alles blieb jedoch ruhig, kein Franzose zeigte sich außer einigen Versprengten, die unsere Patrouillen gefangen einbrachten.

Es sah grausig aus im Walde und besonders an seinem Saume! Kein Baum, kein Strauch, der nicht von Kugeln zerfetzt war, dazwischen leuchteten auf dem schneeigen Boden und unter den dunklen Fichten die Uniformen der Gefallenen, die haufenweise herumlagen, leider viele die roten Achselklappen der Brandenburger und die Nr. 12 tragend. Ein kleiner Fähnrich, fast ein Kind noch, lag hart an der Chaussee. Sein hübsches Kindergesicht entstellte kein Zug des Schmerzes oder des Todeskampfes, das Kugelloch auf dem Herzen zeigte, daß er wenigstens einen schnellen Tot gefunden. Ich konnte ihn nicht ohne Rührung ansehen, mit welchen Hoffnungen mochte er in den Kampf gezogen sein, und wie mögen seine Eltern sein junges Leben betrauert haben!

So ging es weiter durch den schweigenden Wald. Als wir eine Höhe gewonnen, die eine freie Aussicht gewährte, sahen wir in der Ferne dichte Kolonnen abmarschieren. Während wir noch darüber debattierten, was das wohl zu bedeuten habe, sprengte ein Adjutant an uns vorüber und gleich darauf rasselte die uns folgende Batterie von der Chaussee rechts herunter, nahm dicht dabei Aufstellung und eröffnete ihr Granatfeuer auf die vorerwähnten schwarzen Massen. Eine Ulanenpatrouille erschien mit der Meldung, Pontlieue sei geräumt und der Feind im vollen Abzuge; keiner wollte die übertrieben gute Nachricht glauben, wie war es möglich, daß die Franzosen uns diese, so überaus wichtige Stellung, die mit ihren die Chaussee an beiden Seiten hoch überragenden steilen Bergen fast uneinnehmbar schien, so ohne jeden Kampf überlassen sollten! Und doch war es in der That so. Von der Batterie her kam unser gefeierter

Divisionskommandeur geritten, sein hoheitsvolles Gesicht glänzte vor Freude. „Alles geht gut, Kinder, rief er uns im Vorbeireiten zu, Pontlieue ist geräumt, der Feind im vollen Abzuge, ich lasse ihm eben noch mit Granaten einheizen." Mit freudigem Hurra antworteten ihm die Grenadiere, das sich endlos fortsetzte, als wir gleich darauf, dicht vor Pontlieue aus dem Walde heraustretend, auf dem von Parigné herkommenden Wege Bajonette blitzen sahen — Truppen des X. Korps! Unsere gegenseitige Freude war unbeschreiblich, so meisterhaft waren die Truppen dirigiert, daß die Spitzen aller zum Sturm auf Pontlieue bestimmten Kolonnen fast zu gleicher Zeit auf dem Punkte eintrafen, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Entscheidungskampf stattfinden mußte, zu dem aber der Feind nicht mehr fähig gewesen war. Das 3tägige schwere Ringen war nicht vergeblich gewesen, ein großer Sieg war erfochten! Vom X. Korps war die 20ste Division auf der von Mulsanne nach le Mans führenden Straße vorgegangen, noch in der Nacht war dem Feinde die wichtige Stellung bei la Tuillerie vor Pontlieue entrissen worden, weiter rechts auf dem Wege von Ruaudin nach le Mans schritt die 19te Division und noch weiter rechts auf dem Wege von Parigné die 14te Kavalleriebrigade mit den zwei Bataillonen des 79sten Regiments zum Angriff. Fast gleichzeitig waren alle Kolonnen an Ort und Stelle, fanden aber wie gesagt die Position bereits geräumt. Die Artillerie beider Divisionen, die seit geraumer Zeit ihr Feuer auf Pontlieue und le Mans konzentriert hatte, hatte wohl den Abzug beschleunigt. Beim Erscheinen der ersten Truppen versuchte der Feind noch die Brücke über den Huisne zu sprengen, erreichte jedoch seinen Zweck nur unvollständig, so daß die beiden an der Spitze der Divisionen befindlichen Bataillone über dieselbe und eine dahinter aufgeführte Barrikade in die Stadt eindringen konnten. Das eine Bataillon wandte sich links nach dem Bahnhofe, um das Abfahren der Eisenbahnzüge zu verhindern, während das andere in der Hauptstraße weiter vorging.

Dies war eben geschehen als wir, die Generale von Stülpnagel und von Schwerin und den Regimentskommandeur an der Spitze, in Pontlieue einrückten, während noch die Reste der

geschlagenen Armee in wirrer Flucht die Stadt auf der andern Seite verließen. Die 1te Kompanie erhielt den Befehl die letzten Reste des Widerstandes aus den Häusern zu brechen. In zwei Schützenlinien, dicht an die Häuser gedrückt, gingen die Grenadiere vor, auf jeden Kopf Feuer gebend, der sich in feindlicher Absicht am Fenster sehen ließ. Einzelne Häuser waren verbarrikadiert und wurden aus ihnen die vorgehenden Schützen mit lebhaftem Feuer empfangen. So besonders aus einem Eckhause einer Querstraße, hinter dessen mit Matrazen und Betten versetzten Fenstern die Verteidiger so gut gedeckt standen, daß das Feuer nicht zum Schweigen zu bringen war. Kurz entschlossen aber drangen zwei Grenadiere in den Hof, in dem sich der Eingang befand, räumten mit kräftigem Arm die die Thür sperrenden Bohlen ꝛc. hinweg und stürmten die Treppe hinauf. Da drangen von oben 8 Blusenmänner auf sie ein, von denen der erste dem ihm entgegentretenden Grenadier einen Dolchstoß durch den Arm versetzte und sich dann wieder treppaufwärts zur Flucht wandte. Der Grenadier hatte jedoch nicht umsonst Bajonettfechten gelernt, ein gut geführter Langstoß brachte ihn schnell wieder die Treppe herunter, während der andere Grenadier einen zweiten der Angreifer mit einem Schuße niederstreckte, worauf sich die beiden gegen die 6 übrigen so lange verteidigten, bis ihre Kameraden ihnen Hilfe brachten und dann natürlich kurzen Prozeß mit den Blusenmännern machten. In ähnlicher Weise mußten noch einige Häuser gestürmt werden, schließlich aber schwieg in der von uns zu passierenden Straße jeder Widerstand. Im Innern der Stadt dagegen, wo die Straßen von den französischen Trains vielfach vollständig verfahren waren, versuchten noch geschlossene Truppenteile den Rückzug zu decken, und die Abfahrt der Wagenkolonnen zu ermöglichen. Es gelang ihnen das aber nicht, sondern überall erbeuteten die vorgehenden Truppenteile des X. Korps massenhafte Proviantvorräte und machten viele Gefangene. Am längsten dauerte der Widerstand auf dem Place des Halles, wo ein stark besetztes Kaffeehaus schließlich mit Granaten beschossen werden mußte, um den Feind zum Aufgeben dieses letzten Stützpunktes zu zwingen. Im allgemeinen beteiligte sich die Masse der Bevölkerung nicht an dem nutz-

losen Widerstande, sondern verhielt sich ruhig und vernünftig. Nur einzelne Fanatiker waren es, die wie bei dem vorher berichteten Falle, sich rechtlos machten und so den verdienten Tot fanden. Auch einige Häuser, aus denen von Zivilisten geschossen worden war, wurden niedergebrannt, denn eiserne Strenge gegen die Verletzung der Kriegsgesetze war gewiß am Platze. Die Blusenmänner, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, es waren nur wenige, die Mehrzahl hatte ihr verdientes Schicksal schon im Kampfe ereilt, wurden Tags darauf standrechtlich erschossen.

Noch lange nachdem die letzten Reste des Widerstandes bewältigt waren, mußten wir auf einem freien Platze in der grimmigen Kälte unter dem Gewehr ausharren, und es war wohl nahe an Mitternacht, ehe die Reviere verteilt waren und wir in die Quartiere abrücken konnten.

Das X. Korps und die 5te Division, die 9te Brigade war noch nachträglich eingerückt, bezogen in der Stadt Alarmquartiere, ein Regiment des X. Korps sicherte die westlichen Ausgänge. Meiner Kompanie war ein Teil einer sehr feinen Straße von le Mans, der rue de lièvres, zugeteilt, doch fand ich dieselbe als ich hineinrückte in düsterem Schweigen und tiefer Finsternis. Hohl klang der Marschschritt der Grenadiere auf dem Pflaster, und das Kommando weckte nur die Echos an den hohen, schweigenden Häusern, die alle von ihren Bewohnern verlassen und verschlossen waren. Nur ein kleineres Haus zeigte Licht, dessen freundlicher Strahl mich bewog, dasselbe zu meinem Quartier zu erwählen. Wie der Erfolg lehrte, hatte ich damit einen recht guten Treffer gethan. Ich ließ nun die andern Häuser aufbrechen, verteilte meine Grenadiere darin und suchte dann selbst mit den Offizieren mein Unterkommen auf. Es läßt sich wohl denken wie erschöpft wir alle von Hunger und Anstrengung waren, man war endlich auf den Standpunkt der absolutesten Gleichgiltigkeit gegen alles angekommen. Nur Ruhe! Ruhe! selbst etwas zu essen war ich unfähig. Als mir daher mein gezwungener Gastfreund in furchtbarer Angst und Aufregung entgegenkam und sich mit französischen Wortschwall nach meinen Bedürfnissen erkundigte und mir schon auf der Treppe alle möglichen Stärkungsmittel anbot, schrie ich ihn

sehr ungnädig und übellaunig an: „Je n'ai besoin du tout, je meurs de fatigue, et je ne veux qu'un lit pour dormir“ worauf er schleunigst entwich, es dem gleichfalls vor Angst zitternden Dienstmädchen überlassend, mir mein sehr wohl eingerichtetes Zimmer zu zeigen. Er war augenscheinlich über den Barbaren so verschüchtert, daß er mir nachher, als ich endlich in meinem Zimmer angekommen war, das notwendige Handtuch nur durch die Thürspalte steckte, ohne zu wagen selbst einzutreten. Schon am andern Tage aber wurden wir sehr gute Freunde. Meine Offiziere wurden in dem etwas frostigen Salon untergebracht, in dem eiligst Betten auf 2 ziemlich kurzen Divans hergerichtet wurden.

Mit einem unendlich wonnigen Gefühl entledigte ich mich nun der Stiefel und der verbrannten Uniform und mußte über mich selbst lachen, als ich sah, wie mein Hemd, von den angebrannten Sachen total geschwärzt, dem eines Essenkehrers glich. Das schöne weiße Bett, auf das ich mich nun mit großer Wonne streckte, that mir zwar leid wegen des unausbleiblichen Abfärbens, indessen hielt mich das nicht ab fast augenblicklich in den Schlaf des Gerechten zu verfallen.

So hatten wir denn wieder einen bedeutsamen Abschnitt des Feldzuges hinter uns. Es war auch hohe Zeit, wir waren fast am Ende mit unsern Kräften. Das III. Korps hatte, wenn auch mit schweren Opfern, doch die Hauptsache zu dem glänzenden Siege beigetragen, und dies Bewußtsein gab uns wieder frische Spannkraft. Was unsere Leute ausgehalten hatten, davon macht man sich kaum einen Begriff. Nach den furchtbar anstrengenden Märschen der Tage vorher, waren sie 3 Tage von früh bis in die Nacht im Gefecht gewesen, in Eis und Schnee, teilweise ohne Sohlen auf den Stiefeln, die Hosen in Fetzen herunterhängend, nur wenige Stunden ruhen könnend. Dabei nichts zu essen, meine Leute hatten buchstäblich 3 Tage lang nur von trocken Brot und französischem Zwieback gelebt, zu dem nur am ersten Tage noch der Speck der eisernen Ration hinzukam, und auch diese Nahrung war nur in minimaler Quantität vorhanden. Um das mit ewig frischem Mut aushalten zu können, dazu gehörte die zähe Kraft und Ausdauer des Brandenburgers, und diesen stets frischen Mut

hatten wir allen Grund gehabt, in den schweren letzten Tagen zu bewundern.

Von dem Gesamtverlust der zweiten Armee von 203 Offizieren und 3288 Mann hatte das III. Korps fast zwei Drittel der Offiziere und über die Hälfte der Mannschaften, nämlich 122 Offiziere und 1698 Mann zu tragen gehabt, davon kamen auf unser Regiment 15 Offiziere, davon 8 tot und 163 Mann. Diesem Verluste aber stand die Anzahl von 20 000 Gefangenen, 17 Geschützen, 2 Fahnen und ein unendliches Armee-Material gegenüber, das der Feind in den Händen des Siegers hatte zurücklassen müssen. Die Zahl seiner Toten und Verwundeten war wohl auch auf 10—15 000 Mann zu veranschlagen. Wir hatten nicht umsonst gekämpft, die 150 000 Mann starke Armee des General Chanzy, der noch am 10. Verstärkungen von 20 000 Mann zugegangen waren, auf die ganz Frankreich mit überschwänglichen Hoffnungen geblickt hatte, war zerronnen, zerstoben. Die Demoralisation derselben war ganz unbeschreiblich, die Berichte der Generale lauteten geradezu verzweifelt. Admiral Jauréguiberry telegraphierte in der Nacht vom 11. zum 12. an den Oberfeldherrn: „Ich erhalte verzweifelte Nachrichten. Es ist nicht gelungen, la Tuillerie wieder zu nehmen. Die Mannschaften sind nach den ersten Gewehrschüssen auseinander gelaufen." Dann wieder berichtete er am 14.: Das Gewühl der Fliehenden ist unbeschreiblich, sie rennen die Kavallerie um, welche die Flucht zu hindern sucht u. s. w. Die Berichte der andern Generale lauteten nicht tröstlicher.

Der General Chanzy hatte demzufolge den Rückzug über die Sarthe schon in der Nacht von 11. zum 12. angeordnet, und war es wohl zum großen Teile dem zähen Widerstande der dem III. Korps gegenüberstehenden Divisionen Jouffroy und Roquebrune zu danken, daß er bis zum Mittag hatte fast ungestört fortgesetzt werden können. Nicht weniger günstig dafür war auch die späte Stunde des Angriffs und der am Morgen herrschende dichte Nebel gewesen. Auch beim IX. und XIII. Korps waren bereits am Morgen die Rückzugsbewegungen des Feindes konstatiert worden. Ersteres hatte bei Besetzung des Plateau d'Auvours keinen Widerstand mehr gefunden und letzteres den Feind ohne erhebliche Gefechte bis

hinter den Vive-Parancebach zurückgetrieben, ihm überall eine große Anzahl von Gefangenen abnehmend und massenhaft weggeworfene Waffen und zurückgelassene Proviant-Vorräte vorfindend.

XI.

Tage der Ruhe in le Mans. Wieder auf Vorposten. Waffenstillstand. Schluß.

Während zur Verfolgung des geschlagenen Feindes, der seinen Rückzug teils Sarthe aufwärts in der Richtung auf Alençon teils nach Westen geplant, später aber die erstere Richtung aufgegeben und die gesamte Armee mit Ausnahme eines Korps, welches die ursprüngliche Marschrichtung auf Alençon beibehalten hatte, nach Westen dirigiert hatte, nur schwache Kolonnen des X. Korps verwandt wurden, sollte das III. Korps in le Mans verbleiben, das IX. Korps nördlich le Mans Kantonnements beziehen und das XIII. Korps nach Alençon marschieren. Der Prinz nahm am 13. sein Hauptquartier in le Mans. Es lag außer der Absicht der obersten Heeresleitung, die Armee des Prinzen noch weiter nach Westen zu engagieren. Der Zweck, den Entsatzversuch der zweiten Loire-Armee für Paris zu vereiteln, war völlig erreicht, und der Feind, bei dem deutlich ins Auge springenden Zustande der vollständigen Auflösung seiner Truppen, für längere Zeit hinaus zu einer erfolgreichen Thätigkeit jedenfalls unfähig. Es genügte daher vollkommen, wenn sein Rückzug durch ihm schnell folgende gemischte Abteilungen möglichst gestört und die Demoralisation dadurch noch vermehrt wurde. Von selbst mußte sich daraus ergeben, daß er seine schließliche Sammlung erst weit westwärts ins Werk setzen konnte. In der That trieben die Verfolgungs-Detachements überall die sich ihnen entgegenstellenden Arriere-Garden des Feindes mühelos zurück und nahmen ihnen zahlreiche Gefangene ab. Der

General Chanzy hatte geglaubt, in dem nordwestlich von le Mans liegenden befestigten Lager von Conlie seiner Armee einen Halt bieten zu können, indessen auch das wurde geräumt und von den eigenen Truppen geplündert, die auch dann nicht, wie ihnen vorgeschrieben, hinter dem Vègre-Bach Halt machten, sondern zügellos ihre Flucht weiter fortsetzten.

Die Verfolgung endete am 17. Januar an dem Mayenne-Fluß, hinter den General Chanzy die Trümmer seines Heeres, das er eine Verteidigungsstellung zwischen Laval und Mayenne einnehmen ließ, gerettet hatte. Der Kommandeur des Verfolgungs-Detachements des X. Korps, General von Schmidt, rekognoszierte am 18. früh die feindliche Stellung bis zu den Vorstädten von Laval, das in der Luftlinie 70 Kilometer von le Mans westlich liegt, und bezog dann, unter Zurücklassung von Beobachtungsposten, hinter dem Vaige-Bach Quartiere.

Das XIII. Korps war auf Befehl des Oberkommandos am 15. nach Rouen in Marsch gesetzt worden, da die sich im Norden vorbereitenden Ereignisse eine Verstärkung der dortigen Truppen erforderlich machten, und war der Prinz infolge dieser Schwächung seiner Streitkräfte umsomehr darauf angewiesen, seine Truppen bei le Mans zu konzentrieren und dieselben nicht durch eine zu weit gehende Verfolgung des Feindes zu schwächen und zu zersplittern.

Mit einem unnennbaren Gefühle des Behagens erwachte ich am 13. des Morgens aus erquickendem Schlafe; wie wohlthuend war dem erschöpften Körper diese durch keine Sorge gestörte Nachtruhe gewesen, und wie süß war das Bewußtsein, zum erstenmale seit diesen langen, aufreibenden Tagen und den am Feuer oder auf dem Stroh zugebrachten Nächten, sich wieder in einem menschenwürdigen Quartier erholen zu können. Und recht leidlich schien in der That mein Quartier beschaffen zu sein. Mein Zimmer war, wie mich die Helle des Tages bemerken ließ, äußerst komfortabel eingerichtet, desgleichen war der Kaffee, den mir mein treuer Kammerdiener Schneider servierte, ganz vorzüglich. Letzterer hatte auch inzwischen meinen Koffer schon herbeigeschafft und mich so in die Lage gesetzt, meinen äußeren Menschen wieder präsentabel herzurichten. In der durch alle diese Annehmlichkeiten sehr günstig beeinflußten

Stimmung machte ich mir im Innern Vorwürfe über die rauhe Behandlung, die ich in der gestrigen Nacht meinem Quartiergeber für seinen guten Willen hatte angedeihen lassen, und beschloß, den Schaden möglichst bald zu reparieren. Dazu bot sich die passende Gelegenheit, als sich die alte Dienstmagd im Auftrage ihrer Herrschaft bei mir erkundigte, wann ich zu frühstücken wünschte. Ich ließ durch sie bitten, meinetwegen gar nicht von der gewohnten Hausordnung abzuweichen, wurde bald darauf zum Dejeuner gerufen und fand sehr freundliche Gesichter.

Meine Wirte waren, wie sie sich selbst vorstellten, ein altes, junges Ehepaar, sie waren nämlich erst seit einem halben Jahre verheiratet, dabei war Monsieur wenigstens einige 50 und Madame einige 40 Jahre alt. Es waren prächtige, nette Leute, mit denen ich mich in kurzer Zeit vollständig befreundete, seines Standes war der Herr Generaldirektor einer großen Versicherungsgesellschaft, deren nebenanliegendes prächtiges Haus, worin die Büreau-Räume und ein mit gediegener Pracht ausgestatteter Sitzungssaal befindlich waren, ich auch mit meinen Leuten belegt hatte. Es entspann sich zwischen uns in den wenigen Tagen, die ich bei ihnen zubrachte, ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis, sie thaten alles, was sie mir an den Augen absehen konnten, nichts fehlte an all den kleinen Aufmerksamkeiten, die man sonst einem lieben Besuche erweist, und doch war ich der Feind und war ihnen mit der ganzen Rauheit des Krieges des Nachts ins Haus gefallen. Es war das wieder ein Beweis, mit wie gewinnender Liebenswürdigkeit und Grazie sich der gebildete Franzose als Einzelner in die Verhältnisse zu schicken und den persönlichen Verkehr zu gestalten weiß, im Gegensatz zu dem französischen Volk als solches, mit seinem unerträglichen Dünkel. Mein Entree in der Nacht bildete noch oft den Inhalt unserer scherzhaften Erörterungen. Mein Wirt gestand mir, daß er, so schon von den Ereignissen des Tages und dem Bombardement in höchster Aufregung, wahrhaft entsetzt gewesen sei, über mein grimmiges Aussehen und Auftreten, seine Frau habe in Weinkrämpfen gelegen, aber mein Bursche habe sie beruhigt, indem er immer mit dem Kopf geschüttelt und wiederholt habe „Capitaine bon, capitaine bon“.

Meine Bitte, mein sehr wenig urbanes Benehmen mit der totalen Erschöpfung und den Nachwehen der dreitägigen blutigen Kämpfe zu entschuldigen, wurde sehr liebenswürdig aufgenommen, und wir wurden, wie gesagt, die besten Freunde.

Als ich nun an die Revision der Quartiere meiner Leute ging, fand ich auch diese in den teilweise prächtigen Räumen der leerstehenden Häuser sehr behaglich logiert. Es lagen in meinem Bereich noch mehrere, großen industriellen- und Versicherungs-Gesellschaften oder Banken gehörige Häuser, und meine Leute hatten in diesen allen die Sitzungssäle bezogen und waren bereits eifrig mit Instandsetzung ihrer Sachen, Putzen der Gewehre u. s. w. beschäftigt. Ich machte allen die möglichste Schonung der Zimmer und ihrer Einrichtungen zur Pflicht, hatte das aber eigentlich gar nicht nötig, denn überall hatten die Unteroffiziere mit anerkennenswertem Zartgefühl, vielleicht wohl auch, weil sie meine starke Abneigung gegen alles unnötige Ruinieren und Zerstören kannten, bereits die nötigen Anordnungen getroffen. So fand ich in einem großen, prachtvoll eichengetäfelten Saale die ganze Korporalschaft mit Gewehrputzen beschäftigt. Der Unteroffizier hatte aber nicht nur die schönen geschnitzten, mit grünem Plüsch bezogenen Sessel vorsorglich zusammen in eine Ecke stellen lassen und für sich und seine Leute aus einem andern Zimmer einfache Holzstühle herbeigeholt, sondern auch die in der Mitte stehende, gleichfalls sehr kunstvoll gearbeitete Sessionstafel mit Brettern zugedeckt, damit nicht die Tischplatte beim Gewehrputzen beschmutzt oder beschädigt würde. In gleicher Weise hatte er auch für die rings um die Wände laufenden Diwan's gesorgt. Außer dem von mir geernteten Lob hatte er übrigens noch einen klingenden Lohn seiner Sorgfalt, denn am Tage darauf ließ sich der Direktor der Gesellschaft bei mir melden, überreichte mir für den Unteroffizier und seine Leute ein namhaftes Geldgeschenk als Belohnung für die Rücksichtnahme auf fremdes Eigentum und bat mich, die Einquartierung in dem Hause zu belassen, er würde für Betten und gute Verpflegung Sorge tragen. Die andern leer stehenden Häuser hatte ich frei gemacht, um den Grenadieren eine bessere Verpflegung in bewohnten Quartieren zu verschaffen. Unsere Leute vertrugen sich mit der Bevölkerung

von le Mans ganz vorzüglich, es wurde ihnen überall mit Ruhe und Höflichkeit begegnet, auch wurden sie nach besten Kräften verpflegt, im besondern fehlte nie ein guter Trunk zum Hinunterspülen der gelieferten Fleisch- und Gemüseportion, die nun, Gott sei Dank, auch wieder reichlicher ausfiel. Wenn ihnen auch nicht überall Bordeaux vorgesetzt werden konnte, ganz vorzüglichen Cider, der ihnen auch gewiß besser bekam, erhielten sie stets.

Der ganze Charakter der Bevölkerung zeigte schon den ernsten, nüchternen Zug des Bretagners, der gewohnt ist, ruhig zu überlegen und sich nicht vom Augenblicke hinreißen zu lassen. Man fand keine Spur von dem wüsten Fanatismus der Pariser Schreier und ihres Anhanges, wie er uns in anderen Städten, z. B. Troyes und Pithiviers, entgegengetreten war. Allgemein war man von der Hoffnungslosigkeit jedes weiteren Widerstandes überzeugt, nachdem man den kläglichen Zusammenbruch der Armee Chanzy's mit eigenen Augen gesehen hatte, nachdem das letzte Bollwerk, le Mans, gefallen und mit ihm fast die ganze Armee-Ausrüstung Chanzy's in unsere Hände gekommen war. Dabei glaube ich aber sicher und habe es bei vielen ernsten Gesprächen, bei denen den Männern die Thränen in die Augen traten, deutlich gefühlt, die Bevölkerung von le Mans empfand ebenso schmerzlich das Unglück ihres Vaterlandes, wenn sie auch nicht in das wüste Kriegsgeschrei à outrance einstimmte.

In der Stadt sah es noch wüst und wild aus. Auf den Straßen lagen noch viele tote Pferde und Menschen, leere Tornister, zerbrochene Waffen, umgestürzte Wagen, kurz, alle Zeichen der eiligen Flucht einer geschlagenen Armee, dazu ein ununterbrochenes Wogen und Treiben von allen möglichen Kolonnen u. s. w., wo man hinsah, ein rechtes Kriegsbild.

Erst allmählich wurde durch preußische Kommandos und dann auch durch die Stadtverwaltung, die vollständig den Kopf verloren hatte und erst durch energisches Einschreiten der preußischen Kommandantur zur Thätigkeit angeregt werden mußte, hierin Wandel geschaffen. Noch Tage lang irrten halbverhungerte Pferde durch die Straßen, niemand konnte und mochte sie aufnehmen, da absolut kein Futter für sie zu beschaffen war.

Unsere erste und größte Sorge war nun die, unsern Leuten außer der leiblichen Erholung auch wieder ganze Stiefel und Hosen an den Leib zu schaffen. Durch die fortwährenden Märsche waren sämtliche Bekleidungsgegenstände in einem unglaublichen Zustande. Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Kompanie noch 10 Paar heile Stiefel und Hosen gab, letztere fielen den Leuten buchstäblich vom Leibe, alles Flicken war vergeblich, und an den Stiefeln gab es schon lange keine ganze Sohle mehr. Vielfach hatte sich die Sohle sogar vom Oberleder getrennt, und liefen die Leute auf den eigenen Sohlen, da sich die Hilfe, sie mit Bindfaden zusammenzubinden, leider als von sehr kurzer Dauer erwies. Es war daher den Besitzern solcher Stiefelinvaliden wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie im Gefecht ihren toten Kameraden schleunigst die Stiefel auszogen, überhaupt sich auf alle mögliche Weise zu helfen suchten. Einer meiner Leute erschien z. B. eines Tages mit ganz langen Wickelstiefeln, wo er sie her hatte, danach habe ich nicht gefragt, denn Not bricht Eisen. Waffenrock und Mantel deckten noch eher die Blöße, die roten Kragen und Aufschläge waren freilich auch sehr mißfarbig geworden. Glücklicherweise gab das vorgefundene massenhafte Material Gelegenheit, die Schäden zu reparieren. Unter anderem waren viele tausend ganz neue Mobilgardenhosen erbeutet. Dieselben waren schwarz und hatten breite rote Generalsstreifen, wenn letztere heruntergetrennt waren, sahen sie unsern Hosen ganz ähnlich. Diese wurden nun an die Kompanien verausgabt, die damit in den Stand gesetzt wurden, wenigstens die schlechtesten Exemplare auszurangieren, und die andern damit gründlich auszubessern. Leider war die Freude an den schönen neuen Hosen nur von kurzer Dauer, sie waren ein Bild der ganzen traurigen Wirtschaft der französischen Regierung und der grenzenlosen Betrügerei der Lieferanten.

Die Hosen waren nämlich aus dem jammervollsten Material gefertigt, das vom Ansehen auseinanderging, ja es waren sogar zum großen Teil fertige Zivilhosen dazu verwendet, die einfach und zwar sehr schlecht schwarz gefärbt waren, so daß beim geringsten Gebrauch das alte Muster, karriert oder gestreift, zum Vorschein kam. Hierzu kam noch, daß die Hosen

auf die schmächtigen Beine der Franzosen berechnet, den stämmigen Gliedmaßen unserer Brandenburger nur mit Not angezwängt werden konnten, und so bei jeder Bewegung ihrer Neigung zum Zerreißen folgten. So war die Hilfe nur von kurzer Dauer, und es machte nachher um so mehr Kopfzerbrechen, wie man die Lumpen im stand halten sollte. Dem Schuhzeug kam ein vorgefundener bedeutender Ledervorrat sehr zu statten, man konnte doch wenigstens die klaffenden Schäden heilen, die erbeuteten Schuhe und Stiefel waren dagegen meistens unsern Leuten zu klein. Unser vorsorglicher Divisions-Kommandeur etablierte aber sofort Schneider- und Schuhmacherwerkstellen und ließ aus dem erbeuteten Material in so großer Zahl als möglich Hosen und Stiefel anfertigen. Diese Bekleidungssorgen nahmen den größten Teil des Tages des geplagten Kompaniechefs in Anspruch, denn es kam darauf an, so schnell als möglich wieder marschfertig zu sein, da wir nicht wissen konnten, wie lange unsere Ruhe hier dauern würde. Ich kann wohl sagen, daß unsere Bemühungen mit Erfolg gekrönt waren, denn als wir schließlich wieder ausrückten, sahen unsere Grenadiere so schmuck wieder aus, daß ich z. B. mit eigenen Ohren hörte, als wir durch ein Dorf marschierten, in dem eine Truppe des X. Korps lag, wie zwei Unteroffiziere sich über unser parademäßiges Aussehen unterhielten, und endlich zu dem Resultat kamen, daß wir, wie sie sich ausdrückten, „jedenfalls neu eingekleidet seien". Es war übrigens eigentümlich, welcher Zug in Beziehung auf die Bekleidung in der 5ten Division steckte, auch gegen die Regimenter der 6ten Division sahen unsere Leute immer wie geputzt aus, wie wir dies in le Mans alle Tage zu beurteilen Gelegenheit hatten. Ich sah z. B. eine Kompanie eines Regiments des X. Korps, in der mindestens 20 Leute Zivilhosen, hell und dunkel, von den verschiedensten Farben trugen. So etwas kam bei uns entschieden nicht vor, die Sachen mochten so zerrissen sein wie sie wollten, sie wurden immer wieder, so gut oder so schlecht es gehen wollte, geflickt, und wehe dem Grenadier, der etwas von seiner Ausrüstung wegwarf. Nur mit dem Wegwerfen eines Ausrüstungsgegenstandes war ich sehr nachsichtig, wenn sich ein Ersatz dafür bot, es waren das die total unnützen „Hammelschwänze," wie wir

die Bajonettscheiden nannten, mit denen fast aller Ersatz, den wir bekommen hatten, aus Mangel an Seitengewehren ausgerüstet war. Die Dinger, welche, da das Bajonett bekanntlich stets am Gewehr getragen wurde, nur dazu da zu sein schienen, den leeren Platz am Koppel auszufüllen, waren mein steter Aerger. Beim Marschieren und besonders beim Laufen kamen sie den Leuten stets zwischen die Beine, die ledernen zerbrachen dadurch und hingen dann wie eine geknickte Lilie herab, während die von brüniertem Eisen in der Beziehung noch schlimmer waren, da sie die Leute immer leicht zu Fall brachten, und krumm gebogen noch lächerlicher wie der zerbrochenen ledernen aussahen. Ich war daher ganz zufrieden, wenn so ein Ding verloren und gegen ein vakantes Seitengewehr ausgetauscht wurde, wozu sich auch unter den von der französischen Regierung in den Dörfern deponierten Waffen oft passende Exemplare fanden, die denselben Griff hatten, und nur ein wenig länger als die unsrigen waren. Auch der äußere soldatische Anstrich war bei uns nie vernachlässigt worden; wo sich nur irgend Zeit und Gelegenheit darbot, wurden Knöpfe und Helme geputzt und die Sachen vom Schmutze des Marsches gereinigt. Wenn wir überhaupt in ein Quartier kamen, wurde jeder unnachsichtig bestraft, der des Morgens beim Antreten noch mit dem Schmutze des vorhergegangenen Marsches oder in sonst nachlässigem Anzuge erschien. Das mag dem Uneingeweihten kleinlich erscheinen, aber in der That ist diese peinliche Ordnung das beste und einzige Mittel, die Disziplin aufrecht zu erhalten. Ein altes und sehr wahres militärisches Sprichwort heißt: Wenn der Soldat die Knöpfe nicht putzt, läuft die Truppe auseinander. Unser außerdienstliches Leben gestaltete sich freundlich genug. Ein großes Café, in dem es, neben allen sonstigen Erquickungen an Speise und Trank, — lang entbehrter und für einen Deutschen unbezahlbarer Genuß — auch ein ganz vorzügliches Bier gab, war der Sammelplatz des ganzen Offizierkorps der Garnison und wurde Tag und Nacht nicht leer. Der Wirt setzte seinen Champagner-, Wein- und Bier-Vorrat zu sehr guten Preisen ab, und wir Offiziere hatten einen Ort, wo wir immer sicher waren, Kameraden anzutreffen, beide Teile waren daher mit einander sehr zufrieden.

Ich hatte außerdem die angenehme Häuslichkeit bei meinem Wirte, mit dem, sowie mit seiner Frau, ich mich von Tag zu Tag mehr befreundete. Ich gab mir meinerseits zum Danke für ihr so überaus freundliches Entgegenkommen natürlich die größte Mühe, ihnen die Okkupation so wenig fühlbar als möglich zu machen und hatte auch Gelegenheit, ihnen manche kleine Gefälligkeit zu erweisen. So z. B. war mein Wirt passionierter Jäger — natürlich schon als solcher meiner ganzen Sympathie sicher — und war es ihm daher in hohem Grade schmerzlich, als vom Oberkommando der Befehl zur Auslieferung aller Jagdwaffen gegeben wurde. Er kam sehr betreten zu mir, teilte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er 2 Gewehre habe, die ihm sehr ans Herz gewachsen seien, und frug mich um Rat, wie er sich ihre Erhaltung ermöglichen könne. Ich fand seine Betrübnis sehr natürlich, denn was hat der Jäger außer seinem Weibe und seinem Pferde lieberes als seine Gewehre, und schaffte Rat durch einen kleinen Betrug, über den ich mir keine Skrupel machte. Ich ließ nämlich die Gewehre auf mein Zimmer bringen, hing an jedes eine Etikette mit meinem Namen und Adresse und gab dem Besitzer eine Bescheinigung, daß ich dieselben von ihm gekauft und zur Aufbewahrung bei ihm zurückgelassen hätte, damit er sich, wenn wir die Quartiere wechselten, bei einer etwaigen Revision damit ausweisen konnte. Niemand war froher wie mein guter Mr. C. über dies ingenieuse Auskunftsmittel, das seine Wirkung auch nicht versagt hatte, wie er mir noch voller Dankbarkeit bei einer späteren Begegnung nach dem Waffenstillstande mitteilte. Er sowohl wie seine Gattin gaben sich immer mehr Mühe, mir das Leben zu versüßen, die Herrin des Hauses durch vorzügliche Diners und der Herr durch Auftischen der besten Schätze seines Weinkellers. Sogar kleine Gesellschaften fehlten nicht mit Nachbarn und Freunden des Hauses, bei denen es recht vergnügt zuging. Besonders eine junge, reizende Frau, die öfters meine Wirtin besuchte, machte mir viel Vergnügen durch ihre naive Neugierde, mit der sie mich über alle unsere häuslichen und anderen Verhältnisse, das Leben unserer Damen, ihren Anzug u. s. w. auszuforschen suchte. Ich setzte sie aber einmal sehr in Zorn, als ich ihr auf ihre Frage, ob sich unsere

Damen auch nach Pariser Mode kleideten, antwortete, das wäre wohl der Fall, doch wüßten sie glücklich die Geschmacklosigkeiten derselben zu mildern und zu vermeiden. Diese mehr patriotische als wahre Ausführung kränkte ihre Nationaleitelkeit empfindlich, und sie überschüttete mich mit einem Strom von komischen Vorwürfen, wie ich von Geschmacklosigkeiten der Pariser Mode sprechen könne. Paris sei die Hauptstadt der Welt, und was von da komme sei gut und schön, da gäbe es keine Geschmacklosigkeiten u. s. w. Auch die Stadt selbst gewann allmählich ein freundlicheres Ansehen. Die Spuren der Flucht und des Bombardements wurden schnell genug entfernt und die Straßen gesäubert, was freilich doppelte Schwierigkeiten dadurch darbot, daß schon am nächsten Tage Tauwetter mit Nebel und Regen eintrat, der die Schneemassen in einen Sumpf verwandelte. Nachdem der erste Schreck und die Angst vor Plünderung bei den Einwohnern gewichen war, und sie sich von unserer musterhaften Disziplin überzeugt hatten, wurden allmählich auch die Läden geöffnet, und die Stadt bekam mehr und mehr wieder ihr friedliches Gepräge.

Am 14. früh morgens alarmierte uns eine heftige Detonation, und bald wurde bekannt, daß ein Pulvermagazin in die Luft geflogen, und mehrere Leute getötet seien. Wie dies natürlich, glaubte man zuerst an Verrat, aber bald stellte sich heraus, daß nur Unvorsichtigkeit beim Bergen der massenhaft vorgefundenen Munition die Ursache gewesen war. Wenn man die grenzenlose Unordnung sah, in der die Franzosen ihre Pulvermagazine zurückgelassen hatten, so konnte man es nur bewundern, daß nicht mehr Unglück beim Aufräumen vorkam. Die Regierung der défense nationale hatte von England und Amerika für schweres Geld Gewehre der verschiedenartigsten Systeme, Snider, Remington, Spencer-Repetierkarabiner ꝛc. angekauft. Diese teilweise ganz neuen und ungebrauchten Waffen lagen in den Höfen im Schmutz umher, zur Verfügung jedermanns, und ihre Munition fand sich oft zu Millionen bunt durcheinander in großen Kisten, vermischt mit Sprengstoffen und Zündern, verpackt vor, so daß die kleinste Unvorsichtigkeit beim Aufräumen eine Explosion hervorrufen mußte.

Am 15. geleiteten wir 3 Kameraden zur ewigen Ruhe,

die ihren Wunden erlegen waren, die andern hatten schon bei Parigné und Changé ihre Ruhestätte gefunden. Ihre Särge wurden von Unteroffizieren, die sämtlich mit dem eisernen Kreuz geschmückt waren, getragen, der kommandierende General, der Divisionskommandeur und der Brigadekommandeur gaben ihnen das Ehrengeleit, und dann donnerten die Salven der Leichenparade als letzter Scheidegruß über ihr Grab.

Wenige Tage darnach trat die traurige Notwendigkeit an mich heran, meine liebenswürdigen Wirte zu verlassen. Unser längeres Verbleiben in le Mans machte eine Umquartierung erforderlich, um die zusammen gehörigen Truppen näher zusammen zu legen, und dies hatte auch für mich einen Quartierwechsel im Gefolge. Monsieur und Madame waren darüber „au désespoir," wie ich fortwährend zu hören bekam, und auch ich bedauerte sehr den Wechsel. Derselbe fiel aber für mich nicht so schlimm aus, als ich gefürchtet hatte, ich sollte in le Mans entschiedenes Glück mit den Quartieren haben. Mein Revier umfaßte die Rue de la Mariette, eine Vorstadtstraße und für mich und v. N. war Quartier bei einem Mr. Bourdon gemacht. Als ich mein neues Asyl betrat, ließ sich die Sache nicht sehr hoffnungsvoll an. Der Herr des Hauses kam mir sehr aufgeregt entgegen und sagte mir ohne Umschweife: „Monsieur, je n'ai plus rien du tout, si vous êtes exigeant, j'abandonne ma maison et vous êtes libre la brûler."

Den Aermsten nach Kräften beruhigend, versicherte ich ihm, ich sei sehr bescheiden in meinen Ansprüchen und hatte nach einer Viertelstunde die Befriedigung, ihn ganz umgewandelt zu sehen. Er war wahrhaft rührend in seiner Dankbarkeit, daß ich ihn nicht schlecht behandelte, und hatte mir bald seine ganze Leidensgeschichte, die ihn total außer Fassung gebracht hatte, erzählt.

Mr. Bourdon war ein Maler, der in sehr glücklichen Verhältnissen ganz seiner Kunst und seiner Frau auf seiner hübschen Besitzung in le Mans gelebt hatte. Aus diesem beschaulichen Dasein, hatte ihn zuerst der Krieg aufgeschreckt, dann war seine Frau erkrankt und hatte ein Pyrenäenbad aufsuchen müssen, ihn, den in allen kleinen Sorgen des Lebens völlig unerfahrenen Mann der Pflege einer alten Verwandten

überlassend, die, selbst sehr unpraktisch, ihm mehr eine Last als eine Hilfe gewesen war. Dazu kam noch eine durch den Krieg hervorgerufene Geldkalamität, denn seine Einnahmen bestanden ausschließlich aus Renten von Papieren, die in jetziger Zeit nicht realisierbar waren.

Als nun auch noch die Katastrophe von le Mans über ihn hereinbrach, vor der er seine alte Verwandte, die vor Angst fast gestorben sei, mit seinem letzten Gelde, wie er sagte, nach Rennes geflüchtet hatte, und bei der ihm einige Granaten ins Dach gefallen waren, und er wohl auch sonst allerlei Ungemach, über das er sich zartfühlend nicht weiter aussprach, hatte erdulden müssen — da brach seine zartbesaitete Künstlernatur zusammen, und es war wohl erklärlich, wenn ein Mann seiner Art jetzt, wo ihm zu allen den Verlegenheiten noch 2 Offiziere und etwa 10 Grenadiere ins Haus fielen, vollständig den Kopf verlor und daran dachte, alles im Stiche zu lassen. Desto eher atmete er nun auf, als er sah, daß das gefürchtete Unheil nicht so schwarz war, und daß es sich mit uns leben ließ. Bei unserer, sich unter diesen Umständen schnell zeitigenden Bekanntschaft, entwickelte Mr. Bourdon den ganzen Zauber einer überaus liebenswürdigen Persönlichkeit. Er war ein hochgebildeter, in allen Fächern der Wissenschaft erfahrener Mann, der in seinem Berufe als Künstler fast alle Länder durchstreift und besonders lange in Rom gelebt hatte.

Von seinen Reisen wußte er in der anregendsten Weise zu erzählen, der schnell auffassende Blick des Künstlers, verbunden mit einem durchgebildeten Geiste, machten ihn fähig, von allem, was er gesehen, die farbenprächtigsten Schilderungen zu entwerfen, dabei war er, wenn gleich im praktischen Leben fast ein Kind, von so vorurteilsfreien und geläuterten Ansichten, daß seine Unterhaltung mir stets von hohem Interesse war. Ich verkehrte daher, soweit es meine Zeit erlaubte, fortwährend mit ihm und blieb besonders nach dem Diner für gewöhnlich am Kamin bis zur Schlafenszeit bei ihm sitzen, auf welches Plauderstübchen er sich, wie er mir stets versicherte, den ganzen Tag freute, da es seine einzige Unterhaltung sei. Führte mich einmal des Abends eine Verabredung mit den Kameraden aus dem Hause, so konnte seine offene Natur seine Verstimmung

darüber nicht verbergen, so daß ich meine Abendausgänge möglichst beschränkte. So entspann sich zwischen uns bald ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis, wie es in Feindesland wohl selten vorkommen wird. Der wohl um 20 Jahre ältere Mann schloß sich mir mit einer wahrhaft rührenden Innigkeit an, die ich bald aus vollem Herzen erwiderte. Unser Freundschaftsbund hat den Krieg und die Jahre überdauert, noch heute stehen wir in ununterbrochenem Briefwechsel und nehmen gegenseitig den herzlichsten Anteil an unserem Ergehen.

Eines Tages klagte mir seine alte Wirtschafterin ihr Leid, daß die Geldverlegenheit Mr. Bourdon's immer bedrängender würde. Die alte Person, die ihren Herrn schwärmerisch liebte, weinte die bittersten Thränen über sein Unglück, und ich hielt es für meine Pflicht, da die Kosten des Haushalts sich durch unsern aufgezwungenen Besuch doch sehr vermehrt hatten — wir aßen ganz vorzüglich und tranken noch besser —, ihre Sorgen dadurch zu erleichtern, daß ich ihr meine Bereitwilligkeit erklärte, die Kosten unserer Verpflegung auf meine Kasse zu übernehmen. Ganz glücklich über dieses Arrangement, ging sie hinweg, aber sie hatte ohne ihren Herren gerechnet, dem sie das Abkommen thörichter Weise mitteilte. Derselbe kam sofort zu mir, dankte mir sehr für meine Bereitwilligkeit, war aber trotz allen Zuredens nicht zu bewegen, eine Beisteuer anzunehmen.

Dagegen konnte ich ihn zu meiner Freude von einer andern großen Sorge befreien. Seit geraumer Zeit hatte er seiner Frau in ihrem Pyrenäenbade keine Nachricht geben können, da durch die kriegerischen Ereignisse der Postverkehr nach dem Süden völlig unterbrochen war. Er fürchtete nun, daß sie in großer Angst um ihn sein würde, wenn sie durch die Zeitungen von der Einnahme von le Mans hörte, und hatte doch keine Möglichkeit, einen Brief abzuschicken. Da mußte unsere Feldpost helfen. Ich spedierte ihm durch dieselbe einen Brief nach Lüttich, wo eine Verwandte von ihm lebte, die ihn dann weiter nach Perpignan schicken sollte, und nahm ihm auf diese Weise, einen großen Stein vom Herzen.

So wurden die Tage von le Mans wahre Erholungstage für Körper und Geist. Denn wie der Körper durch die

fortwährenden, unerhörten Strapazen auf das äußerste Maß in Anspruch genommen worden war, so waren auch die Nerven durch die unausgesetzte Aufregung über die Gebühr angespannt worden, so, daß schließlich eine Erschlaffung eintreten mußte. So wie nun der Körper durch die Ruhe und gute Verpflegung in le Mans allmählich wieder zu Kräften kam, so günstig wirkte auch der angenehme Verkehr mit gebildeten Leuten auf den Geist. Dazu kam in gewichtigem Maße die Befriedigung über unsere letzten großen Erfolge und die fast alle Tage eintreffenden günstigen Nachrichten über den Fortgang der Operationen auf den andern Teilen des Kriegsschauplatzes, wenn man auch mit Paris immer noch nicht zu Ende kommen wollte. Daß die Loire-Armee, wenn nicht endgiltig, so doch auf lange Zeit hinaus zertrümmert sei, daran konnte man nun nicht mehr zweifeln, und so zog ein gewisses sehr wohlthätiges Gefühl der Ruhe in jedes Herz ein, das auf das Wohlbefinden einen sehr guten Einfluß hatte. Unsere Leute waren wieder ganz frisch und munter, und auch unser numerischer Bestand wurde durch das endliche Eintreffen eines starken Rekrutentransportes vom Ersatzbataillon wieder derartig erhöht, daß die Kompanien wieder annähernd auf die Stärke von 200 Mann kamen. Vorläufig hatte man von der Gesellschaft allerdings mehr Aerger als Vergnügen, denn sie waren in aller Eile notdürftig so weit ausgebildet, daß sie eben das Gewehr tragen konnten, und da hieß es denn jede Gelegenheit benützen, um sie zu Menschen zu machen. Gern hätten wir, woran wohl nicht zu zweifeln, die Entwickelung der Dinge noch lange in le Mans abgewartet, aber im Rate der Götter war es anders beschlossen. Dem X. Korps sollte auch Gelegenheit gegeben werden, sich in le Mans zu retablieren, daher wurde ein Wechsel beider Korps angeordnet und befohlen, daß wir am 23. aus le Mans ausrücken und die Stellung des X. Korps einnehmen sollten. Es hieß daher „die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber" und aufs Neue ging es, wie schon so oft, einer ungewissen Zukunft entgegen. Mein guter Mr. Bourdon war sehr unglücklich über den Wechsel und nahm mir das Versprechen ab, jedenfalls bei ihm Quartier zu nehmen, wenn wir wieder nach le Mans zurückkämen, was ja nicht

lange dauern könne. Niemand solle inzwischen mein Zimmer beziehen, es möge Einquartierung kommen wie sie wolle, stets würde ich es für mich bereit finden. Er hat auch wirklich Wort gehalten. Als ich ihn später nach dem Waffenstillstande einmal besuchte, empfing mich seine alte Haushälterin ganz freudestrahlend und wollte mich sogleich in mein Zimmer einlogieren, was, wie sie sagte, Mr. Bourdon trotz aller Einquartierung immer freigehalten hätte. Er habe jeden Ansturm darauf immer mit den Worten zurückgeschlagen: „C'est la chambre du capitaine, qui rentrera bientôt."

Nach wirklich rührendem Abschiede von dem Freunde in Feindesland, der mir sein „que Dieu vous garde" noch einmal über das andere Mal nachrief, und schließlich noch einmal kam, um mir die Hand zu drücken, als ich schon zu Pferde vor der Kompanie hielt, marschierten wir am 23. acht Uhr morgens von le Mans ab, und gelangten nach einem langen Marsche am Abend noch St. Symphorien, einem ärmlichen Dorfe, das sehr zu seinem Nachteil von le Mans abstach. Am nächsten Morgen ging es dann weiter nach Westen bis zu unserm Ziel für die nächste Zeit, Parennes, einem Dorfe an der Grenze der Bretagne.

Parennes glich St. Symphorien und überhaupt den armen Dörfern der Perche wie ein Ei dem andern. In meilenweiter Entfernung von ausgedehntem Wald umgeben, lag es mit seinen einzeln liegenden Gehöften zwischen Hecken und Hohlwegen versteckt und schien so recht zum Schlupfwinkel für Franktireurs und sonstiges Gesindel geeignet. Wir waren daher durchaus nicht sehr entzückt von unserer Aufgabe, hier eine Vorposten-Stellung einzunehmen, zumal wir beim Durchmarsch durch den Wald in den darin verstreut liegenden einzelnen Gehöften viele sehr wenig empfehlenswert aussehende Gesichter und Gestalten bemerkt hatten. Indessen hatten wir uns, was den Charakter der Einwohner unseres Dorfes anbetraf, getäuscht, diese waren sehr gutartig und gefällig und weit entfernt von allem Fanatismus, so daß wir bald sahen, daß wir hier Franktireurs und heimtückische Ueberfälle nicht zu fürchten hatten — wenn sie nicht von anders woher herkamen.

Die Vorpostenstellung war folgendermaßen eingerichtet.

Vor uns lag eine Kette von vorgeschobenen Kavallerie-Posten, wir hatten dahinter Infanterie-Feldwachen zu etablieren, die mit den Vortruppen Verbindung zu halten und diese bei einem etwaigen Angriffe aufzunehmen hatten. Die übrigen Truppen des III. Korps lagen weiter zurück hinter der Linie Sablé—Sillé. Die Kavallerie rekognoszierte fortwährend durch starke Patrouillen das Vorgelände, einem etwaigen Angriffsversuche des Feindes beabsichtigte jedoch der kommandierende General nicht in der Vorpostenstellung, sondern auf der hinter dem Vègre-Bach gelegenen Hochebene zu begegnen.

Da wir unsere Quartiere mit Ulanen und Artillerie teilten, wurde zur Regelung der Quartier-, Verpflegungs- und sonstigen Garnison-Verhältnisse und zur Vermittelung des Verkehrs mit den Einwohnern eine Kommandantur eingerichtet, und zwar traf mich das wenig beneidenswerte Los, Kommandant zu spielen. Der Vorpostendienst wurde so geregelt, daß stets eine Kompanie des Bataillons auf Feldwache zog, so daß man also jeden 4. Tag dieses Vergnügen hatte. In der unbeschäftigten Zeit wurde tüchtig exerziert, was unsere jüngst eingetroffenen Rekruten sehr nötig hatten. Die Quartierverhältnisse waren besser als wir sie erwartet hatten, auch ich hatte ein ganz gutes Los gezogen und war bei einem ganz jungen Ehepaar, einem der wohlhabendsten des Ortes, einquartiert worden, das, nachdem die erste Angst gewichen, mich mit allen Aufmerksamkeiten umgab. Die Einwohner waren überhaupt durchaus gutartig und hatten einen sehr verständigen Maire an ihrer Spitze, ein Umstand, der mir sehr zu statten kam, da mich mein Kommandantur-Amt fortwährend mit ihm in Verbindung brachte. Wir hatten z. B. während der ganzen Zeit unseres Dortseins nicht ein einziges Mal nötig, zwangsweise zu requirieren, alle Bedürfnisse für die Verpflegung, Fourage ꝛc. wurden durch mich dem Maire bekannt gegeben und stets prompt geliefert. Ebenso glatt ging es bei der notwendigen Ablieferung der Waffen. Das Dorf hatte, wie alle andere, von dem Gouvernement eine Anzahl Gewehre erhalten, der Maire aber war vernünftig genug gewesen, dieselben ruhig auf dem Gemeindehause zu belassen, so daß wir sie in schönster Ordnung vorfanden und zerschlagen konnten. In betreff der vorhandenen

Jagdgewehre hatte ich mich dem Maire gegenüber verbürgt, daß ich dieselben, wenn sie alle richtig abgeliefert würden, so daß ich keine Haussuchungen zu halten brauchte, aufbewahren und sie ihm bei unserem Abzuge wieder zurückgeben würde, und so wickelte sich auch dieses Geschäft zu unserem beiderseitigen Nutzen ganz glatt ab. Es wurden mir wohl gegen fünfzig, teilweise recht gute Jagdgewehre abgeliefert, die ich neben unserem Wachlokal in Verschluß nehmen und dann bei unserem Abzuge den Eigentümern wieder zustellen ließ.

Einen sehr hübschen Scherz hatte ein Truppenteil des X. Korps, der bei der Verfolgung Chanzy's das Dorf passiert hatte, (in die nachherige Vorpostenstellung war dasselbe nicht hineingezogen worden) sich mit den Einwohnern gemacht. Am Nachmittage hatte die Regimentsmusik auf dem Dorfplatze gespielt und außerdem war die sämtliche männliche Bevölkerung des Dorfes dorthin beschieden worden. Mein Wirt schilderte mir den weiteren Verlauf halb mit Aerger und halb mit Lachen dann folgendermaßen: „Keiner wußte, was das zu bedeuten hatte, aber da strenger Befehl gegeben war, daß Niemand fehlen solle, waren wir alle versammelt, und freuten uns der schönen Musik „car c'est vrai, vous êtes les premiers musiciens," die Soldaten standen ohne Gewehre auf dem Platze herum. Da plötzlich, auf ein Kommando, greift jeder Soldat einen von uns und ein Offizier ruft uns zu „Otez les bottes!"

Was half's, wir mußten alle die Stiefeln ausziehen und sie den Soldaten geben, die uns auch noch beim Ausziehen behilflich waren. Seit der Zeit gibt's in Parennes keine Stiefel mehr, und wir alle müssen in Sabots (Holzschuhen) gehen."

Diese originelle Manier, dem fühlbaren Mangel an Schuhzeug abzuhelfen, amüsierte mich in höchstem Maße, die Situation muß von wahrhaft überwältigender Komik gewesen sein. Als unsere Musik zum ersten Male auf dem Dorfplatze spielte, wie dies in der Folge dann täglich stattfand, und ich meinen Wirt dazu einlud, kam die Geschichte zu Tage.

Er war sehr verlegen und meinte, er wolle lieber nicht hingehen, auf weiteres Andringen legte er mir dann die oben geschilderten Gründe dar, deren Gewicht ich mich allerdings

nicht verschließen konnte. Er traute aber meiner unter herzlichem Lachen gegebenen Versicherung, daß er ein gleiches Vorkommnis bei uns nicht zu besorgen hätte und beruhigte auch seine Landsleute darüber, so daß unsere täglichen Konzerte in der Folge immer sehr besucht waren.

Unser Leben, das in seinen einfachen dörflichen Verhältnissen freilich sehr von den Annehmlichkeiten von le Mans abstach, richteten wir uns so gut als möglich ein. Den Vormittag nahm der Dienst in Anspruch, der, falls die Kompanie nicht auf Feldwache war, sich ganz wie in der Garnison im Frieden mit Exerzieren und Instruieren abspielte. Vom Feinde hatten wir noch nichts wieder gesehen, auch bei der vor uns streifenden Kavallerie war es nur zu Patrouillen-Geplänkel gekommen, wir vertrieben uns daher auch oft die Zeit mit weiten Ritten in die Umgegend. Des Nachmittags fanden wir uns alle auf dem Dorfplatze zusammen, wo bei dem fortgesetzt schönen Wetter stets die Regimentsmusik spielte, und der Abend vereinigte uns bei dem einen oder dem andern der Kameraden. Sogar die Jagd versuchte ich auszuüben. Mein Wirt, selbst passionierter Jäger, hatte mir erzählt, daß es in dem Walde viel Rehe gäbe, und diese Aussicht war lockend genug, um mich zu vermögen mit ihm und einem professionierten Wilddieb, von sehr konfisziertem Aussehen, der 2 chiens courants (Bracken) hatte, in den Wald zu ziehen. Freund v. W., der den Vorzug hatte, bei dem vorerwähnten in Aussicht genommenen Jagdgenossen im Quartier zu liegen, und der von einem unbegrenzten Mißtrauen gegen seinen Wirt erfüllt war, von dem er behauptete, er sei jedenfalls ein heimlicher Franktireur, beschwor mich bei allem möglichen, doch nicht so leichtsinnig zu sein und mit den beiden zweifelhaften Kerlen auf die Pirsche zu gehen. Er sah im Geiste allerhand schwarze Bilder von französischer Hinterlist und Mordsucht und rief, als all sein Abraten nichts fruchtete und ich von meinem Vorhaben durchaus nicht abgehen wollte, den Regimentskommandeur zu Hilfe. Es gelang mir jedoch, auch dessen Bedenklichkeiten zu beschwichtigen, worauf wohl die allerdings etwas zweifelhafte Aussicht auf einen Rehbraten nicht ohne Einfluß war, jedoch gab er den ausdrücklichen Befehl, ich müßte jedenfalls mindestens

2 Grenadiere mit Gewehren zu meinem Schutze mitnehmen. So geschah's denn auch. An einem der nächsten Morgen, nachdem in der Nacht ein herrlicher Spurschnee gefallen war, zog ich unter Bedeckung von zwei findigen Grenadieren mit meinen beiden Jägern und ihren Hunden in den Wald. Die vielen Rehe schienen indessen wieder einmal eine französische Aufschneiderei gewesen zu sein, nur wenige Rehfährten waren auf den Gestellen sichtbar. Ich ließ in einigen der besten Dickichte die Hunde lösen und stellte mich auf den Wechsel, aber die Rehe blieben aus, nur einige wilde Kaninchen kamen zum Vorschein, die mir zum Opfer fielen, und mit dieser spärlichen Beute trat ich am Mittag den Heimweg an.

Sehr viele Mühseligkeiten machte mir mein Amt als Kommandant. Es war die strengste Absperrung der Vorpostenlinie gegen den Verkehr der Einwohner zwischen den diesseits und jenseits liegenden Dörfern angeordnet, daher durfte niemand ohne einen von mir ausgestellten Geleitschein die Postenlinie passieren, auf jeden, der dies dennoch versuchte, wurde geschossen. Das nötige Herbeischaffen der Lebensmittel aber, und der sonstige Verkehr der Einwohner ließ sich doch nicht völlig unterbinden, und so wurde ich denn fortwährend um Passierscheine und um Vermittelung in allen möglichen Angelegenheiten mit der Einquartierung bestürmt. Bei der großen Gefälligkeit der Leute gegen unsere Grenadiere und ihr durchaus vernünftiges Betragen, hielt ich es meinerseits für meine Pflicht, auch gegen sie möglichst entgegenkommend zu verfahren und ihren Beschwerden wo ich konnte, Abhilfe zu verschaffen. Zum Danke dafür scherten sie mich aber nach französischer, dreister Art, auch nach Kräften und kamen mit ihren allerlei Anliegen von früh morgens bis spät am Abend. Bald wollte einer einen Sack Mehl holen oder Korn nach der Mühle schaffen oder einen kranken Verwandten besuchen, bald hatten die Ulanen oder Artilleristen den Heuvorrat zu arg geplündert ꝛc. ꝛc.

Das Verhältnis der Soldaten zu ihren Quartiergebern war, wie schon gesagt, im allgemeinen ein sehr gutes. Nur zweimal mußte ich während unseres Aufenthaltes einschreiten, und beide Male war die Anziehungskraft der Weiblichkeit der Grund davon. Der erste Fall betraf einen Mann meiner

Kompanie, gegen den ich spät am Abend von seiner Quartierwirtin, einer Witwe, die mit ihrer Tochter zusammenlebte, zu Hilfe gerufen wurde. Der Mann, eins der schlechtesten Subjekte der Kompanie, war, zum Danke für allzuvielen ihm vorgesetzten guten Wein, übertrieben liebenswürdig gegen die Tochter geworden, und war nun die Mutter in ihrer Angst zu mir gelaufen. Mein Erscheinen ernüchterte den Liebebedürftigen schnell, noch schneller praktizierte ich ihn die Treppe hinunter und gab ihm für die Nacht ein für seine Glut sehr wohlthätiges, kühles Quartier in einem Stalle beim Quartier des Feldwebels.

Der zweite Fall war ernsterer Natur. In einem etwas abliegenden Gehöfte lag ein Beritt Ulanen, die sich mit ihrem Wirte bis dahin recht gut vertragen hatten. Da erhielt ich an einem Nachmittage die Meldung, der Bauer sei auf einen Ulanen, noch dazu einen Avantageur, mit der Heugabel losgegangen, so daß sich dieser, da er unbewaffnet war, nur mit Mühe hatte retten können. So lautete die Meldung und das war, wenn es sich so verhielt, ein schweres Verbrechen, das sofort geahndet werden mußte. Ich sandte daher sogleich eine Patrouille ab, ließ den Missethäter verhaften und beschied den Ulanen zu mir zur Vernehmung. Hierbei stellte es sich nun heraus, daß der Angriff des Bauern nur eine Abwehr einer Attacke des allzuschneidigen Reiters auf die Schwester des Wirtes, die um Hilfe gerufen hatte, gewesen war und daher wohl eine mildere Beurteilung verdiente.

Ich beschloß in Erwägung dieses Umstandes die Sache nicht an die große Glocke zu hängen, sondern sie selbständig zu schlichten. Strafe mußte natürlich sein, schon des Beispiels wegen. Ich ließ den Verbrecher auf die Wache bringen, stellte ihm sehr eindringlich die Schwere seiner Missethat vor und eröffnete ihm für den nächsten Morgen die angenehme Aussicht, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen zu werden. Mit dieser Todesangst im Herzen ließ ich ihn die Nacht auf der Wache zubringen. Natürlich kamen nun seine Mutter und Schwester, ein allerliebstes, hübsches Mädchen, das dem flotten Lanzenreiter wohl allerdings sehr in die Augen gestochen haben mochte, und baten flehentlich um Gnade, indessen ich blieb

scheinbar hart, berief mich auf das Kriegsgericht und empfahl nur tiefes Stillschweigen über die ganze Sache, wenn sie nicht alles verderben wollten. Inzwischen hatte ich aber auch dem schuldigen Ulanen und seinen Quartiergenossen gründlich das Gewissen geweckt und dem ersteren klar gemacht, daß auch ihn eine strenge Strafe treffen und infolge dessen von einer Fortsetzung seiner Offizierskarriere keine Rede sein würde, wenn ich den Vorfall weiter meldete. Der Erfolg meiner Auseinandersetzung war der, daß mich der junge Mann auf das inständigste bat, ihn nicht unglücklich zu machen und der Sache keine weitere Folge zu geben. Scheinbar zögernd, aber innerlich sehr erfreut über die Früchte meiner Diplomatie, gab ich endlich nach, nachdem er und seine Quartiergenossen mir ein unverbrüchliches Stillschweigen angelobt hatten. Mit grenzenloser Freude und Dankbarkeit empfing am andern Morgen nach nachdrücklicher Verwarnung der unglückliche Bauer die Nachricht seiner Begnadigung, ich hatte alle Mühe ihn zu verhindern, mir zu Füßen zu fallen, noch schwerer aber wurde es mir, mich den Dankesäußerungen seiner Angehörungen, die von früh an schon meine Thür belagert hatten, zu entziehen. Ich wurde die ganze Gesellschaft erst los, als ich ihnen drohte, den Verbrecher wieder einstecken zu lassen, falls sie nicht aufhörten, Aufsehen zu erregen und überhaupt ein Wort von der ganzen Angelegenheit zu irgend jemand verlauten ließen.

Daß sich aber unter der verständigen und gutartigen Landbevölkerung auch sehr böse Elemente bargen, und daß Vorsicht daher immer geboten schien, sollte uns bald ein feiger Mordversuch lehren. Eines Tages ging ein Lazaretgehilfe des II. Bataillons, welches in St. Symphorien und den umliegenden Fermen kantonnierte, nach einer der letzteren. Unterwegs im Walde gesellte sich ein junger Bauer, von einem großen schwarzen Hunde begleitet, zu ihm, nach freundlichem Gruße ein Gespräch beginnend. So gingen die beiden eine Strecke Weges zusammen, als der Bauer, den Gefreiten auf dem schmalen Wege vorangehen lassend, diesen plötzlich von hinten durch einen Hieb mit einem schweren Winzermesser niederstreckte, dem Wehrlosen dann in bestialischer Weise noch eine Menge Hieb- und Stichwunden beibrachte und ihn schließlich für tot liegen ließ. Glücklicher

Weise war der Aermste aber nur vom starken Blutverlust und der Wucht des erhaltenen Schlages bewußtlos gewesen. Nach einiger Zeit erwachte er aus seiner Betäubung und konnte sich bis zum nächsten Kantonnement schleppen. Hier wurde ihm sofort Hilfe zu teil, da ein Arzt dort anwesend war, und bald war er soweit gekräftigt, daß er die Person des Thäters einigermaßen beschreiben konnte. Auf das schleunigste durchstreiften nun Patrouillen das ganze Land, jeder, der dem Mörder einigermaßen glich, wurde gefangen eingebracht, wobei es wohl oft, bei der grenzenlosen Erbitterung unserer Grenadiere über den feigen Mordanfall, nicht ganz sanft hergegangen sein mag, aber fast schien es, als sollte der Mörder ungestraft entkommen. Aber die Furcht vor den harten Strafen, die dem ganzen Kanton angedroht wurden, falls der Verbrecher nicht ermittelt würde, führte endlich zu dem gewünschten Ziele. Es wurde verraten, daß der Mörder, ein Knecht aus einer der benachbarten Fermen, sich zu seiner Mutter nach einem entfernt liegenden Dorfe geflüchtet habe. Sofort ging ein Kommando dahin ab, in aller Stille wurde das Gehöft umstellt und durchsucht. Das erste, was den Grenadieren in die Hände fiel, war ein großer schwarzer Hund, der ihnen aus einem Stalle entgegensprang und in das Wohnhaus hineinlief. Nun war kein Zweifel mehr, hier mußte der Gesuchte sich verbergen. Dem Hunde folgend drangen die Grenadiere in ein Zimmer und fanden richtig, in einem Bette versteckt, seinen Herrn, der unter dem Jammer seiner alten Mutter gefesselt und hinweggeführt wurde. Am nächsten Tage trat bereits das Kriegsgericht über ihn zusammen, er wurde zum Tode verurteilt und an dem Orte seiner That erschossen.

Der verwundete Gefreite genas nur langsam von seinen vielen Wunden, sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Der Feind vor unserer Front verhielt sich fortgesetzt ruhig, nur von den Ulanen war ein Avantageur bei einem Patrouillenritt in den Hinterhalt von Franktireurs gefallen und schwer verwundet in feindliche Gefangenschaft geraten, wo er auch leider bald nachher sein junges Leben als eines der letzten Opfer auf diesem Kriegsschauplatze aushauchte. Unsere

Patrouillen waren nirgends mit feindlichen Truppen zusammengetroffen, nur 3 Gefangene brachten sie eines Tages zurück, die sich wohl aber nicht aus Tollkühnheit so weit vorgewagt, sondern wohl eher die Absicht sich zu entfernen gehabt hatten. Da der Kommandeur nicht Lust hatte, dieser 3 Mann wegen ein besonderes Kommando nach le Mans zu ihrer Ablieferung zu entsenden, so wurden sie bis auf weiteres meiner Obhut übergeben und auf der Wache interniert. So spielte sich unser Leben in recht beschaulicher Weise in unserm Dörfchen ab, nur eine Sorge wurde mir von Tag zu Tag drückender, die Angehörigen in der Heimat hatten nämlich nach ihren Briefen bis zum 21. noch keine Nachrichten erhalten, ob ich die Schlachten vor le Mans heil und gesund überstanden hätte. Fast täglich erhielt ich ganz verzweifelte Briefe von meiner Frau und meinem Bruder, welche die Zeitungsberichte über die blutigen Schlachten und die schweren Verluste des III. Armeekorps und besonders unseres Regiments bei dem Fehlen aller persönlichen Nachrichten in die quälendste Angst versetzt hatten, und doch schien es, da auch ich fast täglich geschrieben hatte, ganz außer meinem Vermögen, diesen Zustand zu beseitigen. Mein Bruder hatte alle ihm irgend zu Gebote stehenden Mittel und Wege erschöpft, etwas sicheres zu erfahren und hatte sich endlich in seiner Ratlosigkeit an den Ober-Hofmarschall Sr. Majestät des Königs, den Grafen von Pückler, mit dem uns Familienbeziehungen schon früher in Berührung gebracht hatten, mit der Bitte, um Vermittelung von Nachrichten über mich, gewendet. Das hatte nun folgenden, durchschlagenden Erfolg gehabt.

Am Morgen des 26. kam der Major, der gerade den erkrankten Regimentskommandeur vertrat, an mein Fenster und präsentierte mir nachstehenden Befehl, mit dem er durch eine Divisions-Ordonnanz mitten in der Nacht geweckt worden war. Eigentlich hätte er, wie er sagte, mir auch das Vergnügen der gestörten Nachtruhe verschaffen wollen, aber sein mitleidiges Herz habe das doch nicht zugelassen.

„Telegraphischer Befehl vom Oberkommando an das III. Armeekorps.

Das III. Armeekorps hat sofort recherchieren zu lassen

wie sich der ꝛc. K. vom 12ten Regiment befindet, um Seiner Exzellenz, dem Ober-Hofmarschall Sr. Majestät des Königs, Grafen Pückler, telegraphisch Auskunft geben zu können.

gez. Friedrich Karl.

Korpsbefehl zur Berichterstattung an die 5te Division und weiter an das 12te Regiment u. s. w."

Natürlich war die wichtige Berichterstattung eben so eilig ihren Weg zurückgegangen, und der Graf hatte dann sofort an meinen Bruder die beruhigende Nachricht weiter telegraphiert.

Es war mir ein sehr süßes Gefühl, nun die Angst der meinigen beseitigt zu wissen, wie ich aber nachher erfuhr, waren schon vor Eintreffen der Depesche alle meine Briefe, ein ganzes Paket auf einmal, an ihren Bestimmungsorten angelangt.

Fast täglich trafen nun Tagesbefehle vom Oberkommando ein, welche die Erfolge auf den anderen Teilen des Kriegsschauplatzes verkündeten. So brachte einer dieser Befehle uns zugleich die Nachricht von dem Siege bei St. Quentin und dem Zurückschlagen eines Ausfalls aus Paris, den größten Jubel aber erregte der Armeebefehl Sr. Majestät vom 18. Januar 1871, der die Annahme der Kaiserkrone aussprach. Helle Begeisterung lohte auf in jedem Grenadier bei dem Gedanken, daß es auch ihm vergönnt gewesen, mitzuschaffen an diesem größten Werke nationaler Einigung, dem Sehnen jedes Deutschen seit den Zeiten der Ohnmacht, bei dem Gedanken an unsern hehren Kaiser, wie er in dem Königsschlosse von Versailles, im Angesicht der von dem eisernen Ringe des Heeres umspannten feindlichen Hauptstadt, die Kaiserkrone auf sein ehrwürdiges Haupt setzte.

Wenn schon es sicher schien, daß auch die Entscheidung bei Paris nicht lange mehr ausbleiben könne, so wurden uns doch die in fieberhafter Erwartung zugebrachten Tage lang, sehr lang.

Endlich am 27. nachmittags wurde uns von der Division eine Depesche vom Oberkommando mitgeteilt, nach der vor Paris Unterhandlungen angeknüpft seien, und dieser Botschaft folgte am Nachmittage des 29. folgende Depesche unseres Divisionskommandeurs:

„Hurra! Heute früh 10 Uhr die Forts von Paris besetzt! Vom 31. ab allgemeiner Waffenstillstand."

Niemand macht sich einen Begriff von dem Jubel, der bei uns und unsern Grenadieren herrschte, über das nun aller Wahrscheinlichkeit nach eingetretene Ende des so langen und blutigen Krieges, als wer die unsäglichen Mühen desselben mit durchlebt hat.

Einen höchst sonderbaren Eindruck machte es, daß sich unsere guten Parennes'er wohl kaum weniger als wir über den Fall ihrer eigenen Landeshauptstadt freuten. Man konnte ihnen das aber wirklich nicht verdenken. Es lag auf der Hand, daß der Krieg, unter dem das ganze Land so furchtbar gelitten, nicht eher ein Ende nehmen konnte, bis die Entscheidung vor Paris gefallen war. Von der Hoffnungslosigkeit des weiteren Widerstandes war alles überzeugt, trotz der Tiraden Gambetta's und seiner Genossen, man hatte hier den totalen Zusammenbruch der Armee Chanzy's, des mit allem Glorienschein der Hoffnung umgebenen zukünftigen Retters von Paris, mit eigenen Augen gesehen und konnte sich unmöglich Illusionen darüber machen, daß sie in naher Zeit wieder widerstandsfähig werden könnte. Die allgemeine Parole und besonders die des Landvolkes war daher: Frieden um jeden Preis! Dazu kam wohl noch eine gewisse Schadenfreude gegen die Pariser, denen der Bauer, und wohl nicht mit Unrecht, zuschrieb, daß sie durch ihr frivoles Kriegsgeschrei zum großen Teil das ganze nationale Unglück und jedenfalls die Fortsetzung des Krieges nach dem Falle von Sedan verschuldet hätten. Daher war der ungeteilte Jubel wohl erklärlich; sowohl bei den Soldaten wie bei den Bauern sah man nur freudige Gesichter.

Nach drei Tagen sollte der Waffenstillstand beginnen, es war eine Demarkationslinie festgesetzt, von der die beiderseitigen Truppen je 20 Kilometer entfernt bleiben sollten. Da diese Linie gerade durch Parennes hindurchging, hatten wir den Platz zu räumen. Dies geschah jedoch erst am 3. Februar, und ich hatte in der Zeit bis dahin noch eine Fülle von Schererei von meinem Kommandanten-Amt, da fast täglich irgend eine Eskadron oder Batterie bei uns Quartier nahm, infolge der Dislokations-Veränderungen, die alle Truppen in Bewegung

brachten. Als wir nun am 3. Februar abmarschierten, hätten mich unsere früher erwähnten drei Gefangene, die bis dahin, mangels einer passenden Transport-Gelegenheit, auf der Wache ein stilles Leben der Vergessenheit geführt hatten, beinahe noch in eine recht angenehme Verlegenheit gebracht.

Um bei unserem Rückmarsch keine weitere Mühe mit ihnen zu haben, hatte ich mich mit dem Major verabredet, daß wir sie stillschweigend in Parennes vergessen wollten und hatte den Maire angewiesen, nach unserem Abmarsche die tapferen Vaterlands-Verteidiger zu entlassen. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, das mich fast zur Salzsäule erstarren machte, als ich, während noch das Bataillon in Kolonne zum Abmarsch bereit auf der Dorfstraße stand, plötzlich die 3 Franzosen in voller Uniform, mit dem Bündel auf dem Rücken und den Stock in der Hand, recht munter und uns vergnügt zunickend, an der ganzen Front des Bataillons vorbeiwandeln sah. Ich bekam keinen geringen Schreck und stellte mich blind, denn wenn einer der hohen Vorgesetzten diese letzten Reliquien des Krieges gesehen hätte, würde sich kein übles Donnerwetter auf mein schuldiges Haupt, wegen dieser besonderen Art der Gefangenenbewahrung, entladen haben.

Der Himmel weinte über unsern Abzug sein schönstes Regenwetter, indessen das konnte die Heiterkeit unseres Innern nicht stören, wir marschierten, sehr froh gestimmt, auf grundlosen Wegen nach unserem nächsten Quartier, Neuvy en Champagne, einem schauderhaften Nest, und erreichten am nächsten Tage unsere vorläufigen Kantonnements auf dem linken Ufer der Sarthe. Das Füsilierbataillon blieb in St. Symphorien, das II. Bataillon quartierte nach Conlie und Umgegend, wo es noch in einem vergessenen Magazine einen wertvollen Fang an 4 Waggons mit Armeebedürfnissen und 3 neuen Mobilgardenfahnen machte, welche letztere an den Prinzen nach Tours geschickt wurden. Das I. Bataillon lag, wie gesagt, an dem linken Sarthe-Ufer in teilweise ziemlich engen und schlechten Quartieren. Besonders übel war der Bataillonsstab und die 2te Kompanie in St. Jean d'Assée bedacht worden. Der Major, der Stabsarzt und der Adjutant kampierten in einem Estrich-Zimmer der Dorfschenke und konnten für ihre

Bequemlichkeit über nichts als einen Tisch und einige Rohrstühle gebieten. Dieser angenehme Zustand erfuhr erst dadurch einige Verbesserung, daß aus einem zwischen meinen Quartieren und St. Jean liegenden Schlosse des in deutscher Gefangenschaft befindlichen Generals Bertrand, eines Sohnes des berühmten Napoleonischen Marschalls, das unbewohnt und ziemlich verwüstet war, einige Möbel geliehen wurden. Ich hatte mit meinen Quartieren, es waren mir 2 Dörfer, St. Jamme sur Sarthe und ein kleineres, Souillé, zugefallen, eines der besten Lose gezogen. Meine beiden Dörfchen waren zwar klein aber boten doch genügend Raum für uns alle. Ich selbst blieb in St. Jamme und dirigierte G., augenblicklich meine einzige Stütze, da von R. wegen großen Offiziermangels zum 52sten Regiment abkommandiert war, nach dem 3/4 Stunden entfernten Souillé mit einem Zuge. Alle Verpflegungs- und Einquartierungs-Angelegenheiten erledigte ich sehr prompt und zur vollständigen Zufriedenheit mit dem Maire, einem sehr feinen Herrn aus le Mans, Besitzer einer nahe bei St. Jamme gelegenen großen Eisengießerei, und nahm selbst Quartier bei dem Vize-Maire, einem steinalten Manne und ebenso alter Frau, die ganz allein auf einer allerliebsten Besitzung im Dorfe wohnten. Die beiden alten Leute, père und mère Jouanneau im ganzen Umkreise genannt und hoch geachtet, und von mir bald, wegen ihrer sich in tausend kleinen Zügen äußernden, gegenseitigen Liebe, Philemon und Baucis getauft, pflegten mich nach besten Kräften. Außer meiner Kompanie beherbergte das Dorf noch einen Zug Ulanen nebst zwei Offizieren, von denen einer im Dorfe und der andere, Leutnant R., in der obenerwähnten Eisengießerei wohnte beim Schwager des Maire's, Mr. Martin, der das Werk dirigierte. Dieser Mr. Martin wurde nebst seiner ebenso hübschen wie liebenswürdigen Frau für mich bald der Glanzpunkt von St. Jamme. Wir wurden sehr bald mit einander bekannt und waren in der Folge fast täglich zusammen, besuchten uns gegenseitig, gingen auf die Jagd und amüsierten uns wie und wo wir nur immer konnten. Sogar bei meinem Exerzieren fehlte er selten und fast nie auf dem Schießstande, der gleich in den ersten Tagen eingerichtet wurde, da die ewig gleichgestellte Uhr des Dienstes nun wieder frisch geölt war,

und ihr Pensum munter abschnurrte. Mr. Martin war ein sehr guter Schütze und es machte ihm viel Vergnügen, daß er auch mit dem Zündnadel-Gewehre das Zentrum zu treffen verstand. Er wußte sich nicht wenig auf seine Geschicklichkeit, wenn der Tambor einen Schwarz-Schuß von ihm mit dem üblichen Trommelwirbel markierte, leuchtete sein hübsches Gesicht und er verfehlte nie dem erfreuten Kalbfellmusikanten ein reichliches Trinkgeld zu spenden.

Jung, kaum Mitte Zwanziger, frei und offenherzig, und frei von Vorurteilen nahm er das Leben, wie es kam und scheute sich nicht, zwanglos mit den preußischen Offizieren zu verkehren, deren Benehmen er mit dem französischer Offiziere zu vergleichen durch folgenden Vorfall die beste Gelegenheit gehabt hatte.

Nach der Schlacht von le Mans hatte Mr. Martin auf der Straße einen schwer verwundeten französischen Capitaine gefunden, der, außer stande den fliehenden Truppen zu folgen, mit seinem Burschen zurückgeblieben war. Mit größter Bereitwilligkeit nahm er beide auf und that alles nur erdenkliche für seinen verwundeten Landsmann, der ihm seine Aufopferung und die Unbequemlichkeit, die er im Haushalte verursachte, durch ununterbrochene Unzufriedenheit mit allem und fortwährender, unbescheidener Quälerei vergalt, die sogar bis zur krassesten Unverschämtheit gegen die Frau vom Hause ausartete. Nach einiger Zeit wollte es auch noch das Unglück, daß der von ihm ebenso gequälte Bursche des Capitaines plötzlich einer akuten Krankheit erlag, und dieser, nun mit seinen fortwährenden Bedürfnissen und Quängeleien auf die Dienerschaft des Hauses angewiesen, tyrannisierte dieselbe nun dermaßen, daß schließlich niemand mehr seine Bedienung übernehmen wollte. Endlich war er zur Freude aller Hausgenossen soweit genesen, daß seiner Abreise nichts mehr im Wege stand, und Mr. Martin stellte ihm seinen besten, sehr eleganten und bequemen Wagen zur Fahrt nach le Mans zur Verfügung. Ohne ein Wort des Dankes schied er und trieb seine Unverschämtheit soweit, daß er Mr. Martin durch den zurückkehrenden Kutscher eine Empfehlung bestellen ließ, in der er sich ironisch dafür bedankte,

daß er ihm einen so nichtswürdigen, stoßenden Karren zu der Fahrt gegeben habe.

Mr. Martin lud mich häufig zu allerliebsten, feinen Diners ein, und zu einem solchen war ich gerade bei ihm anwesend, als der Kutscher zurückkam. Die Empörung über diesen unsäglichen Undank erpreßte ihm die ganze Geschichte, von der ich zum erstenmale hörte, da Mr. Martin aus übertriebener Vorsicht geglaubt hatte, mir von der Anwesenheit des französischen Offiziers nichts sagen zu dürfen, und auch den bei ihm einquartierten Offizier um Schweigen gebeten hatte, damit nicht etwa für seinen Schützling Unbequemlichkeiten entständen. Nun brachte ihn und auch Madame der Aerger zum Reden, beiden war es eine Wohlthat, einmal ihr Herz ausschütten und die Plagen schildern zu können, die sie durch ihren Quälgeist erlitten hatten. Bei dieser Gelegenheit vertraute mir Mme. Martin auch, daß sie bei einem kürzlichen Besuche in le Mans von ihren Freunden und Verwandten auf das heftigste angefeindet worden sei, „weil sie sich mit den preußischen Offizieren die Hände schüttle."

Unserer liebenswürdigen Wirtin standen dabei die Thränen in den hübschen Augen, es diente ihr aber sehr zur Beruhigung ihres patriotischen Gewissens, als ich ihr erzählte, wie liebenswürdig ich in meinen beiden Quartieren in le Mans aufgenommen worden sei, und wie reizende Tage ich mit meinen Wirten dort verlebt hätte.

Außer diesem höchst angenehmen Verkehr brachten nur die wechselseitigen Besuche mit den Kameraden in meinem einsamen Leben bei meinem alten Ehepaar einige Abwechselung hervor. Besonders mit dem Major v. B. und Freund v. W., deren beide Kantonnements am nächsten an dem meinigen lagen, wurde ein fleißiger Verkehr unterhalten, gelegentlich auch gemeinschaftlich nach le Mans geritten oder gefahren, zu welchen Exkursionen ich in St. Jamme einen ganz brauchbaren Wagen entdeckt hatte, zu dem dann ein paar Pferde von der Bataillons-Bagage die Bespannung bildeten.

Das fortgesetzt herrliche Wetter regte sehr zu derartigen Ausflügen an. Nachdem wir erst ein paar Regentage überstanden hatten, trat der Frühling mit seiner vollen Macht und

Pracht ein, wie wir sie in unserer märkischen Heimat nur sehr selten zu Gesicht bekommen. Es machte einen ganz wunderbaren Eindruck, wenn man, während bei uns die Veilchen blühten und die Sonne uns beim Exerzieren schon manchen Schweißtropfen entlockte, in den Briefen aus der Heimat von der dort herrschenden grimmigen Kälte las.

In le Mans erinnerte nichts mehr an die verflossenen Schreckenstage, es machte jetzt mit seinen schönen breiten Straßen und prächtigen, teilweise durch Parkanlagen gezierten Plätzen, im Glanze der herrlichen Frühlingssonne, ganz den Eindruck einer großen Garnisonsstadt im Frieden. Täglich konzertierte eine der Militärkapellen auf dem Place de la Comédie, auf dem sich dann eine bunte Menge von Herrn und Damen der feinen Gesellschaft zwischen den Offizieren bewegte. Der geschäftstreibende Teil der Einwohner wußte übrigens mit den Barbaren recht gute Geschäfte zu machen und sich durch wahrhaft schwindelnde Preise für die Einbußen des Feldzuges etwas schadlos zu halten. So bezahlten wir z. B. eines Tages unser recht mangelhaftes Diner in dem ersten Hotel, bei dem übrigens zu unserem größten Erstaunen als Paradestück ein gebratener Hase mit noch mit dem Fell versehenem Kopf und Vorderläufen auf der Tafel erschien, ein Verfahren, das, wie wir auf eingezogene Erkundigungen hörten, in den Hotels allgemein üblich war, um den Beweis zu liefern, daß keine unliebsame Verwechselung mit einem Hauskater vorläge, per Couvert mit 8 Frcs. Wein war unter 5 Frcs. nicht zu genießen.

Auch für besondere Vergnügungen wurde in le Mans auf das reichlichste gesorgt, so konzertierten z. B. die Militärkapellen allabendlich in den eleganten Café's, sogar ein Theater war eingerichtet, bei dem sich die Talente unter den Besatzungstruppen in allen möglichen und unmöglichen Rollen, und oft mit mehr gutem Willen als künstlerischem Erfolge, vor einem zahlreichen Publikum sehen ließen. In den letzten Tagen des Februar wurde auch noch der Rennsport gepflegt. Auf einem großen Plane dicht bei le Mans fand ein glänzendes Offizierreiten statt, zu dem sich wohl 400—500 Offiziere aller Waffengattungen teils als Mitwirkende, teils als Zuschauer eingefunden hatten, deren vielfarbige Uniformen in der heitern Frühlings-

sonne auf dem grünen Plane ein buntbelebtes, farbenprächtiges Bild schufen. Neben diesen Vergnügungen wurde natürlich auch der Dienst eifrig gepflegt. Schon beim Abrücken aus Parennes war uns angezeigt worden, daß in nächster Zeit Kompaniebesichtigungen stattfinden würden, und da hieß es denn alle Kräfte anstrengen, wenn man bei der Menge von Rekruten, die Kompanien waren durch neuerdings eingetroffene Ersatztransporte auf die volle Kriegsstärke wieder gebracht, mit Ehren bestehen wollte.

Am 10. Februar sollten die Wahlen zur Assemblée Nationale, die über Krieg und Frieden zu entscheiden hatte, stattfinden. Wir verfolgten das Resultat dieser Wahlen wohl ebenso gespannt wie die Franzosen, denn wenn man auch hätte glauben sollen, daß nach den erlittenen Schlägen kein Vernünftiger an eine Fortsetzung des Widerstandes denken würde, und wenn auch im ganzen Lande die Stimmung dem Frieden günstig war, so war doch die Erbitterung über die harten Friedensbedingungen und besonders über die Kränkung des französischen Nationalstolzes durch den Verlust von Elsaß und Lothringen groß, und die Möglichkeit war immerhin nicht ausgeschlossen, daß die radikale Partei bei den Wahlen den Sieg erringen und den Frieden in Frage stellen konnte. Ich glaube, unsere obere Heeresleitung wollte den Franzosen durch die massenhaft eintreffenden Ersatztruppen und durch die schleunige Retablierung alles Materials zeigen, daß unsere Kräfte noch keineswegs erschöpft seien, und daß sie gut thun würden, ihrer National-Eitelkeit einen Dämpfer aufzusetzen. Wohl dem französischen Volke, daß es schließlich der Vernunft Gehör schenkte und einen Widerstand aufgab, der nicht mehr die geringste Aussicht auf Erfolg hatte. Hätten die Feindseligkeiten nochmals begonnen, ein ohne jede Schonung geführter Vernichtungskrieg wäre die unausbleibliche Folge gewesen.

Das Blut jedes Soldaten empörte sich bei dem Gedanken, noch nicht am Ende der Arbeit zu sein, bei aller Manneszucht glaube ich nicht, daß wir Offiziere dann die Macht gehabt hätten, immer Ausschreitungen zu verhüten, auch würden wir selbst wohl dann nicht immer so rücksichtsvoll und schonend wie bis jetzt verfahren sein. Jeder ist eben nur ein Mensch,

und wer nicht hören will, muß fühlen, sagt unser altes, gutes deutsches Sprichwort.

Die Friedensverhandlungen zogen sich bekanntlich in die Länge, am 17. wurde der Waffenstillstand noch um 5 Tage und am 22. noch um fernere 2 Tage verlängert. Fast schien es am Tage vor dieser letzten Verlängerung, als sollte wieder der eherne Mund der Kanonen sprechen und den Franzosen Frieden predigen. Es wurden Konzentrationen befohlen, Vorpostenstellungen eingenommen u. s. w., man schien den Franzosen zu zeigen, daß man auf alle Eventualitätten gefaßt sei, und ihnen durch die knapp bemessenen Verlängerungen Beschleunigung ihrer Entschlüsse anempfehlen zu wollen. Nach Ablauf der letzten Frist erfuhr man nichts von dem Fortgang der Verhandlungen, fieberhafte Erwartung lastete auf allen Gemütern, auch Mr. Martin ging traurig und bedrückt umher, obwohl er, wie er sagte, nicht an dem guten Ausgang zweifelte. Endlich am 27. erhielten wir die Nachricht von dem Abschluß der Friedenspräliminarien und der Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 12. März. Das war nun endlich eine ziemlich sichere Aussicht auf den Frieden und machte der quälenden Ungewißheit ein Ende. Mit dieser letzten Waffenstillstands-Verlängerung standen Dislokations-Veränderungen in Verbindung, ich mußte meine beiden Dörfer aufgeben, die Kompanie wurde mit der 3ten Kompanie zusammen nach la Bazoge, einem eine Stunde näher nach le Mans gelegenen großen Dorfe verlegt, wo v. W. bis jetzt allein geherrscht hatte. Es war das im allgemeinen ein recht guter Tausch, denn wir bildeten nun zusammen doch eine größere Gesellschaft, welche die ertötende Langeweile nicht so aufkommen ließ. Ich zog mit Freund v. W. zusammen in ein durch den Tod seines Besitzers völlig leerstehendes, sehr gut eingerichtetes Haus, wir machten gemeinschaftliche Menage, die v. W.'s Leutnant, H., ganz vorzüglich besorgte, und richteten uns überhaupt unser Leben so angenehm als möglich ein. Auch eine sehr nette Familie, Verwandte Mr. Martin's, die auf einer allerliebsten Besitzung dicht bei la Bazoge lebte, fehlte nicht, in der wir viel und sehr angenehm verkehrten.

Trotz alledem und alledem sehnte man sich aber doch

sehr nach dem Ende, und endlich kam auch der ersehnte Befehl zum Abmarsch, freilich nicht nach Hause, sondern nach neuen Kantonnements in der Nähe von Troyes.

Am 6. März rückten wir dahin ab und erreichten unser Ziel am 29. desselben Monats, sehr enttäuscht von den uns beschiedenen Quartieren. Jede Kompanie lag einzeln in einem der uns zugeteilten Dörfer, von denen das eine immer elender wie das andere war. Ich persönlich vermißte sehr schmerzlich mein gutes St. Jamme und la Bazoge, indessen es hieß aushalten, denn noch immer verlautete nichts von einer endlichen Rückkehr. Noch eine Station sollten wir in dem schönen Frankreich zurücklegen, ehe wir die Heimat wieder sehen sollten, wir wurden nach der Champagne in die Nähe von Reims verlegt und rückten am 11. Mai dahin ab, um dort bis zum 2. Juni zu verbleiben. Da endlich hieß es „nach Hause" zur unendlichen Freude, besonders der verheirateten Offiziere, die sich nur schwer an den Gedanken hatten gewöhnen können, daß das III. Korps, wie allgemein angenommen wurde, dazu bestimmt sei, die 3 Jahre der Okkupation in Frankreich zu verbringen.

Am 3. Juni wurde der Marsch in die Heimat angetreten, am 18. mit kräftigem Hurra! im Laufschritt mit schlagenden Tambours die neue deutsche Grenze, die Seille-Brücke bei Aulnois, passiert und, nach einigen Tagen des Wartens in Püttlingen, am 28. in Saargemünd der Eisenbahnzug bestiegen, der uns in unsere alten Garnisonen führte.

So lag sie denn hinter uns wie ein Traum, die schwere, eiserne Zeit! Wohl waren es mühevolle Tage und Monate gewesen, die wir durchkämpft hatten, und oft hatte man nach dem Ende geseufzt, aber auch hellstrahlende Erinnerungen für das Leben hatten wir dafür eingetauscht. Diese Erinnerungen und das Bewußtsein, bei der größten Arbeit des Jahrhunderts thätig mitgewirkt zu haben, — wer möchte sie missen um viele Schätze! Schwer waren die Opfer, die das Regiment dem Vaterlande hatte bringen müssen, 63 Offiziere und 1374 Mann hatten auf dem Felde der Ehre geblutet, die Gräber von 22 Offizieren und 506 Mann hatten wir in Frankreich zurückgelassen, aber nicht umsonst war dieses Blut verspritzt worden, die edle Saat hatte reichliche Früchte getragen.

Der Säbel ruht in der Scheide und friedliches Schaffen ist an die Stelle blutiger Arbeit getreten. Wie lange noch? — Wer vermöchte den Schleier der Zukunft zu lüften!

Stark und fest erwartet unser Kaiser das Kommende, unentwegt die Wohlfahrt seines Volkes, aber daneben auch die Stärkung seiner Waffen im Auge. Kommt aber einst der Tag, an dem er uns wieder ruft, so wird auch wieder hell erklingen der alte Schlachtruf:

„Hurra Brandenburg!"

Soeben erscheint ferner:

Aus dem friedlichen Kriege.

Erinnerungen aus dem Manöverleben

von

Karl Tanera,

Hauptmann z. D.

Mit 4 Bildern in Tondruck. 12 Bog. Eleg. geh. 2 *M.*; kart. 2 *M.* 50 *Pf.*

☞ Hauptmann **Tanera's neueste Schrift** ist voll Humor und Leben und wird die vielen Liebhaber des Verfassers der **„Ernsten und heiteren Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzug 1870/71"** in hohem Grade ergötzen. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Kolonialbibliothek.

Ein Führer durch die Kolonien der europäischen Staaten

von

Dr. Michael Geistbeck.

Erstes Bändchen: **Britisch-Nordamerika (Canada). — Britisch-Indien (nebst Ceylon).** Mit Karten. 12 Bog. Eleg. geh. 2 *M.* Geb. 2 *M.* 50 *Pf.*

☞ Der Eintritt des deutschen Reiches in die Reihe der Kolonialmächte macht es für jedermann wünschenswert, sich einen Einblick in die Verhältnisse des europäischen Kolonialwesens zu verschaffen. Diesem Zweck dient das vorliegende Unternehmen, das in 4 Bänden vollständig ist. Das **erste Bändchen**, Britisch-Nordamerika (Canada) und Britisch-Indien umfassend, ist soeben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen auf. Das **zweite Bändchen**, Australien und die Südseegebiete, sowie Niederländisch-Indien umfassend, soll noch vor Weihnachten erscheinen. Das III. Bändchen wird die afrikanische Kolonien mit bes. Berücksichtigung von **Deutsch-Ostafrika** behandeln, das IV. Bändchen Westindien und ein ausführliches Kapitel über Kolonien und Kolonialwesen im allgemeinen bringen. Das ganze Werk ist in hohem Grade zeitgemäß und dürfte für **Schul- und Volksbibliotheken** ebenso wichtig sein wie für alle **Freunde der Geographie** und für die **Interessenten des Welthandels.**

REN 1870-71.

Geograph. Anstalt

Wagner & Debes, Leipzig.

ÜBERSICHTSKARTE von NORDOST-FRANKREICH IN DEN JAHREN 1870-71.

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Maßstab 1 : 2.750.000 0 20 40 60 80 100 120 Kilometer

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Vollständig liegt nun vor:

Der Krieg von 1870/71

dargestellt von Mitkämpfern.

In Verbindung mit anderen herausgegeben von Hauptmann **Tanera.**

1.—3. Abdruck.

Das vorliegende Unternehmen hat sich zum Ziele gesetzt, die große und unvergeßliche Zeit des Krieges der Jahre 1870/71 dem deutschen Volke aufs neue lebendig zu machen. **In fesselnden Schilderungen von Augenzeugen und Mitkämpfern werden die großen Aktionen des Feldzugs möglichst anschaulich vorgeführt.** Indem das Wort stets solche haben, die den Ereignissen selbst beigewohnt haben, gewinnt die Darstellung einen Reiz, dessen die Kriegsgeschichten bisher meistenteils entbehrten. Indem die Bilder der Kriegsoperationen und des Gefechtsverlaufs mit der Staffage persönlicher Erlebnisse geschmückt sind, wirken sie weit packender und anschaulicher, als die auf dergleichen Beiwerk Verzicht leistende offizielle Kriegsgeschichte, welche indes, wie wir hoffen, aus unserm Werk manchen unmittelbaren Nutzen schöpfen soll, wie letzteres umgekehrt jener selbstverständlich reichen Dank schuldet.

Inhalt.

Erstes Bändchen: **Weißenburg, Wörth, Spichern.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit vier Karten.

Zweites Bändchen: **Um und in Metz 1870.** Nach eigenen Erlebnissen geschildert von Dr. **J. Steinbeck.** Mit Karte.

Drittes Bändchen: **Die Schlachten von Beaumont und Sedan.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit Karte.

Viertes Bändchen: **Straßburg unser! — Bis ans Meer.** Von **Kolbo von Pressentin.** Mit mehreren Karten.

Fünftes Bändchen: **An der Loire und Sarthe.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit Karte.

Sechstes Bändchen: **Belfort, Dijon, Pontarlier.** Von Dr. **J. Steinbeck.** Mit Uebersichtskarte von Nordostfrankreich und zwei Spezialkarten des südöstlichen Kriegsschauplatzes.

Siebentes Bändchen: **Die Belagerung von Paris.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit Karte.

Jedes Bändchen ist in sich vollständig selbständig und kostet geh. 2 ℳ; eleg. kart. 2 ℳ 50 ₰. Die sieben Bändchen schließen sich zusammen zu einer abgerundeten, höchst lebensvollen und fesselnden Geschichte des großen Krieges im ganzen. Anstatt vieler anderen Besprechungen erwähnen wir nur die folgende. Die **„Schlesische Zeitung"** hebt hervor, daß in der Litteratur über den Krieg von 1870/71 bisher diejenige Spezies nicht stark vertreten war, die „aus persönlicher Anschauung und Teilnahme schöpft", und fährt dann wörtlich fort:

„Jene Lücke ist durch das Werk von Tanera aufs glücklichste ausgefüllt „worden. Es sind nicht nur die ruhmvollen Züge unserer glor„reichen Heere, die uns wie in anderen Darstellungen in ihrer Auf„einanderfolge vorgeführt werden, wir werden so recht mitten in „das Leben im Felde versetzt und veranlaßt, alles, Freud und Leid, „Humor und Ernst mit zu durchleben. Wir lernen vor allem auch „die schreckliche Kehrseite des Feldzugs kennen. Wo sonst der Ge„schichtschreiber sich kalt mit der Erwähnung der Verlustziffern ab„findet, lehrt uns der aus der eigenen Anschauung Schildernde mit„fühlen und mittrauern, um uns bald wieder durch die humorvolle „Beschreibung komischer Vorfälle der ernsten Stimmung zu ent„reißen. Und noch ein Vorzug des Buches, der besonders dazu dient, das Interesse „wach zu erhalten, ist, daß es nicht von Anfang bis zu Ende aus einer Feder „herrührt; jeder Erzähler hat seine eigene Manier, zu schildern, und nur in „einem stimmen alle überein: **in der anregenden Naturwahrheit, die ihre „Erzählungen durchweht, und in dem patriotischen Geiste, dessen Stempel dem „Ganzen aufgedrückt ist.** Der deutsche Soldat mit seiner bis zum Aeußer„sten getriebenen Selbstlosigkeit und Hingabe an die Sache leuchtet „aus jeder Zeile hervor, **ein glänzendes Beispiel für das heranwachsende Ge„schlecht.** Es mag daher das Werk für den Weihnachtstisch und **besonders „für Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten angelegentlichst empfohlen sein."**

Der
Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern

herausgegeben von Hauptmann Tanera empfiehlt sich gleich sehr zum Vorlesen in der Familie wie zur Aufnahme in die Volks- und Kasernenbibliotheken; das Werk sollte ferner in der Bibliothek keines fehlen, der den Feldzug mitgemacht hat. Endlich glauben wir die Schulbibliotheken darauf aufmerksam machen zu dürfen, wie es sich denn auch vorzüglich zum Geschenk für die reifere Jugend eignet.

Volksbildungs- und Kolportagevereine, sowie die Tit. Militärbehörden, welche Anschaffungen für Kasernen und Wachtbibliotheken ins Auge fassen, setzen wir davon in Kenntnis, daß bei Bezug von 12 Exemplaren jede Buchhandlung ein Freiexemplar gewährt; wo größere Bezüge in Aussicht genommen sind, treten noch weitere Vergünstigungen ein.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Dem **„Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern"** schließt sich folgende Sammlung „persönlicher Erlebnisse und Erinnerungen" betr. den 70er Krieg an:

Fröschweiler Chronik.

Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870

von **Karl Klein,**

Pfarrer in Fröschweiler bei Wörth im Elsaß.

8. Auflage. 1889. Geh. 2 ℳ 25 ₰.; eleg. kart. 2 ℳ 80 ₰.

☞ Diese Aufzeichnungen des Ortsgeistlichen von Fröschweiler, die bereits **acht Auflagen** erlebt haben, versetzen uns, wie kein anderes bisher erschienenes Buch, in die Wirklichkeit des Krieges und einer Schlacht mit allen ihren Folgen für die Krieger sowohl wie für die bürgerliche Bevölkerung, die davon betroffen wird. Acht Auflagen, die bereits erschienen, bezeugen die ungewöhnliche Anziehungskraft dieses köstlichen Büchleins.

Erlebnisse eines freiwilligen Jägers

im Feldzug 1870/71

von **Oskar Teibig.**

2. Auflage. 1889. Eleg. geh. 2 ℳ 25 ₰.; eleg. kart. 2 ℳ 80 ₰.

☞ Eine Rezension sagt über dieses Buch: „Was uns bisher fehlte, eine Beschreibung dessen, was der einzelne Mann in diesem Feldzug geleistet und gelitten, das wird uns hier geboten." Eine andere Besprechung nennt das Büchlein „ein beredtes Zeugnis von dem Geiste, der damals bei der gebildeten Jugend Deutschlands herrschte." Ein prächtiges Buch für Volksbibliotheken!

Ernste und heitere

Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers

im Jahre 1870/71

von **Karl Tanera,** Hauptmann.

4. Auflage. 1890. **Zwei Bände.** Geh. à 1 ℳ 80 ₰.; eleg. kart. à 2 ℳ 40 ₰.

Im Verlauf von 2 Jahren haben sich je drei starke Auflagen der beiden Bändchen von **Tanera's „Ernsten und heiteren Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71"** vergriffen, so daß nunmehr die **4. Auflage** nötig geworden ist. Der Verfasser, der im I. bayerischen Armeekorps die Schlachten der III. Armee von Anfang bis Ende des Feldzugs mitgeschlagen hat, hat nicht nur viel erlebt, sondern versteht auch trefflich zu erzählen. Die **„Magdeburger Zeitung"** schreibt:

„Der Verfasser ging als 20jähriger Lieutenant beim 1. bayerischen Jäger-„bataillon in den Krieg. Er machte die sämtlichen Gefechte an der Loire„

„bei Orleans, Coulmiers, Loigny u. s. w. mit, und zwar als Ordonnanz-
„offizier, also immerfort in den Mittelpunkten der kriegerischen Ope-
„rationen, stand später mit vor Paris, blieb auch noch nach abge-
„schlossenem Frieden eine Zeit lang in Frankreich beim Okkupations-
„korps. Mit dem vollen Feuer der Jugend und doch mit dem kalten Blute eines
„rasch im Feuer der Schlachten gestählten Kriegers erzählt er seine Erlebnisse und
„die Thaten und Schicksale des Armeekorps, dem er angehörte, jener „blauen Teufel",
„wie die Franzosen die von ihnen mit Recht so sehr gefürchteten Bayern nannten.
„Wer die ganze zähe Tapferkeit und den bis zur äußersten Verwegenheit gesteigerten
„Kampfesungestüm dieser braven Truppe kennen lernen will, der lese dieses Buch,
„welches übrigens neben den vielen, sehr „ernsten" Erinnerungen (die Verluste der
„Bayern in jenen Kämpfen an der Loire waren furchtbare!) auch viele sehr „heitere"
„enthält, persönliche Erlebnisse der merkwürdigsten Art, wie sie eben nur ein solcher
„von Jugendkraft, Kampfesmut, ja bisweilen Übermut und feurigstem Patriotismus
„strotzender Krieger aufzuweisen hat und wie sie hier mit einer seltenen Un-
„mittelbarkeit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit wiedergegeben sind. Für-
„wahr, wenn man diese Schilderungen liest (die von jeder Renommage frei sind
„und sicherlich nur lautere Wahrheit enthalten), so begreift man und erkennt aufs
„Neue mit freudigem, patriotischem Stolze, wie die deutschen Waffen überall sieg-
„reich sein mußten, d. h. da, wo eine verhältnismäßig schwächere, aber todesmutige
„Schar einer bedeutenden Übermacht gegenüberstand."

Erlebnisse eines rheinischen Dragoners
im Feldzuge 1870/71.

Von **Dr. Adolf Kayser.**

1889. 14½ Bogen. Geheftet 2 *M.*; elegant kartonniert 2 *M.* 50 *Pf.*

☞ Ein sicherlich für weite Kreise hochwillkommenes Seitenstück zu den soeben in 2. Auflage erschienenen Erlebnissen eines freiwilligen Jägers im Feldzuge 1871 von Leibig (geh. 2 *M.* 25 *Pf.*; kart. 2 *M.* 80 *Pf.*). Wurde hier versucht zu schildern, was der Infanterist in jenem Kriege geleistet und gelitten hat, so erzählt in **Dr. Kaysers** Büchlein ein Kavallerist seine Erlebnisse; das Interesse, mit dem der Verfasser die Leser zu fesseln weiß, wird durch seine mannigfaltigen und reichen Erlebnisse erhöht. Des Verfassers Abteilung entdeckte u. a. zuerst den berühmten Rechtsabmarsch der Franzosen, der zur Schlacht von Sedan führte.

Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten
im Kriege gegen Frankreich und im Lazaret zu Paris 1870/71.

Von **Karl Geyer.**

1889. Mit Karte. 15 Bog. Geh. 2 *M.* 25 *Pf.*; eleg. kart. 2 *M.* 80 *Pf.*

☞ Wir legen hiermit der Öffentlichkeit einen ganz hervorragenden neuen Beitrag zur Litteratur über den großen Krieg vor. Der Verfasser (k. württ. Finanzrat und Hauptmann der Landwehr) wurde in der Schlacht von Champigny verwundet und fiel in französ. Gefangenschaft. Seine Mitteilungen aus dieser Zeit bilden den Schwerpunkt seines Buches, das überaus reich an Ueberraschendem ist und überall mit spannendstem Interesse gelesen werden wird.

Bei den Fahnen

des XII. (königlich sächsischen) Armeekorps.

Erinnerungen eines Angehörigen des 107. Regiments im Feldzug 1870/71.

Von **C. T. Hähnel.**

1889. Mit drei Plänen. Geh. 1 ℳ. 60 ₰.; eleg. kart. 2 ℳ. 20 ₰.

☞ In der großen Litteratur über das Jahr 1870 befinden sich sicherlich nur ganz wenige Bücher von solch unmittelbar ergreifendem und zum Herzen sprechendem Inhalt, wie die vorliegenden Aufzeichnungen eines Angehörigen **der sächsischen Armee über deren Anteil an den großen Schlachten des 70er Jahres!**

Kriegs-Erlebnisse

eines Kaiser Alexander Garde-Grenadiers

im Feld und im Lazaret 1870/71

von **Hugo Dinckelberg.**

1890. 16 Bog. Geh. 2 ℳ. 25 ₰.; eleg. kart. 2 ℳ. 80 ₰.

☞ Der Verfasser hat als Einjährig-Freiwilliger im preußischen Garde-Korps die Schlachten von Gravelotte-St. Privat, Sedan, Le Bourget mitgekämpft, und beim Sturm auf letzteren Ort eine schwere Verwundung erhalten. Sein vielmonatlicher Aufenthalt im III. Feldlazaret des Gardekorps zu Villiers-le-Bel, dann ein noch längerer Aufenthalt in der unter der Obhut des „Berliner Hülfsvereins" stehenden Offiziers-Baracke auf dem Tempelhofer Feld, mit den dazwischen liegenden mehrfachen Transporten, bilden wahre Glanzpunkte der Schilderung. Ein prächtiger Humor erfüllt das ganze Buch, das trotz der schmerzlichen Verwandlung seines Helden aus dem lebenslustigen Jüngling, als welcher er uns bei Beginn des Feldzugs entgegentritt, in den Invaliden mit Krücke und Stock, doch nur erhebende Eindrücke im Leser zurückläßt.

Bei den Fahnen

des III. (brandenburgischen) Armeekorps

von Metz bis le Mans.

Von **Georg Koch,** Hauptmann a. D.

1890. 16½ Bog. Eleg. geh. 2 ℳ. 25 ₰.; eleg. kart. 2 ℳ. 80 ₰.

Unter Prinz Friedrich Karl.

Erlebnisse eines westphälischen Füsiliers vom X. Armeekorps im Feldzug 1870/71

von **Ernst Stier.**

2. Auflage. 15 Bog. Eleg. geh. 2 ℳ. 25 ₰.; eleg. kart. 2 ℳ. 80 ₰.

☞ In den beiden Bändchen von Koch und Stier berichten uns Angehörige des III. (brandenburgischen) und des X. (westphälisch-hannover-braunschweigischen) Armeekorps ihre Kriegs-Erlebnisse. Trotzdem nachgerade die Zahl

der ähnlichen Bändchen unserer Sammlung eine stattliche Höhe erreicht hat, wird man es doch gern begrüßen, daß zu den Erzählungen von Mitkämpfern aus dem bayerischen, sächsischen und württembergischen Armeekorps (Tanera und Leibig, Hähnel und Geyer) sowie neuestens dem Gardekorps (Dinckelberg: „Erlebnisse eines Kaiser Alexander Garde-Grenadiers im Feld und im Lazaret") nun auch solche aus den Reihen des III. und des X. Armeekorps hinzutreten. Jedes deutsche Armeekorps hat im Feldzug 1870/71 seine besonderen Schicksale gehabt und seine eigentümlichen Verdienste sich erworben. So ist es angemessen, daß in unserer in weitesten Kreisen angesehenen Sammlung nach und nach auch noch die bisher fehlenden deutschen Armeekorps zu Worte kommen.

Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers

auf dem Kriegsschauplatz des Jahres 1870

von

Theodor Gümbel,

Pfarrer in Ebertsheim in der Pfalz.

Mit zwei Beigaben von anderen Verfassern:

Fahrten eines Nichtkombattanten auf dem Kriegsschauplatz 1870, herausgeg. von J. Zeitz, und **Ungedruckte Skizzen aus den Augusttagen 1870** vom „Verfasser der Fröschweiler Chronik".

1890. 14 Bog. Geh. 2 *M.*; eleg. kart. 2 *M.* 50 *Pf.*

☞ Eine Schrift von besonders reichem Inhalt, welche wie sie u. a. einen noch ungedruckten Beitrag aus der Mappe des Verfassers der „Fröschweiler Chronik" enthält, so auch sonst an dieses berühmte Buch vielfach erinnert. Es liegt hier ein **echtes Volksbuch** vor, wie in der ganzen großen Litteratur über den 70er Krieg deren nicht viele vorhanden sein dürften.

Erlebnisse eines Feldgeistlichen

im Kriege 1870/71

von

Dr. Edmund Pfleiderer,

ord. Professor der Philosophie in Tübingen.

1890. 17 Bog. Geh. 2 *M.* 50 *Pf.*; eleg. kart. 3 *M.*

☞ Ein **„köstliches Büchlein"** nennt diese „Erlebnisse eines Feldgeistlichen" ein Rezensent und fügt hinzu: „wer es zu Ende gelesen hat, wird von der Meinung geheilt sein, als ob der Feldpredigerdienst nur gleichsam zur Dekoration des Kriegerlebens diene; er sieht ja, wie tief und vielseitig dieser Dienst eingreift, wie wohl angelegt, unentbehrlich und **begehrt** er ist." ... Daß die Spiegelung der großen Zeit im Gemüt des Theologen vom größten Interesse zumal für die Amtsbrüder des Verfassers ist, liegt in der Natur der Sache, und wir möchten Prof. Pfleiderer's Buch, das nebenbei bemerkt auch durch hübsche Ausstattung sich auszeichnet, vor allem auch als sinnige Festgabe für Theologen empfehlen. Der Reiz des persönlich Erlebten und Erfahrenen macht das Büchlein jedoch außerdem zu einer willkommenen Lektüre für Alle, die das große Jahr noch nicht vergessen haben, und empfiehlt es zur Anschaffung für alle Volks-, Haus- und Kasernenbibliotheken in hervorragendem Maße.

In den eigentlichen Geschichtswerken über den 70er Krieg erfahren wir zwar den äußeren Gang der Begebenheiten, nicht aber, was der Soldat im einzelnen erlebt hat oder wie die weltgeschichtlichen Ereignisse, an denen er mitwirkte, in Herz und Kopf der Armee sich widerspiegelten. Gerade aber die persönlichen Erlebnisse sind es, die zumal auf die Phantasie des nachwachsenden Geschlechtes anregend wirken. Neben den Berichten dieser Art von Offizieren — den in unserer Sammlung enthaltenen, in der ganzen betr. Litteratur obenanstehenden „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers" von Hptm. Tanera schließt sich als neuestes Bändchen unserer Sammlung das Buch von Hauptmann a. D. G. Koch — interessieren uns ganz besonders die Schicksale der in patriotischer Begeisterung freiwillig zur Fahne geeilten, in Reih und Glied marschierenden und streitenden Jünglinge, und von Berichten dieser weist unsere Sammlung nunmehr eine ganze Anzahl auf. Einem Leibig, Geyer, Hähnel, den Vertretern der bayerischen, württembergischen und sächsischen Kontingente reihen sich nunmehr Dinkelberg für das preußische Gardekorps und Stier für das X. Armeekorps an, während Dr. Kayser insbesondere den Anteil der Kavallerie hervorhebt. Den militärischen Teilnehmern schloß sich schon früher der ehrwürdige Fröschweiler Ortspfarrer Klein mit seiner in 9 Auflagen erschienenen berühmten „Fröschweiler Chronik" an; dazu gesellt sich nun Pfarrer Gümbel als Vertreter der freiwilligen Krankenpflege und Prof. Pfleiderer als Feldgeistlicher 2c. Allerdings kann nicht jeder, der etwas erlebt hat, auch unterhaltend davon erzählen. Die Bücher der vorliegenden Sammlung, die wir aufs sorgfältigste auswählten und aus der wir alles Ungeeignete fernezuhalten bemüht waren, sind sich jedoch anerkanntermaßen darin gleich, daß ihre Verfasser nicht nur viel erlebt haben, sondern auch zu erzählen verstehen. Sie ergänzen sich allesamt in glücklichster Weise, um insbesondere auch dem heranwachsenden Geschlecht ein treues Stimmungsbild aus dem großen Jahre zu vermitteln, wie es eben nur die wahrheitsgetreue Schilderung des Selbsterlebten vermag. **In ihrer Gesamtheit bilden sie eine unvergleichlich lebensvolle Erinnerung an den großen Krieg und sind vor allem den Volks- und Schulbibliotheken geradezu unentbehrlich, ganz besonders aber auch geeignet zu Geschenken an Militärs, dann die reifere Jugend. Sie sollten in der Bibliothek keines Hauses fehlen, wo man an den nationalen Errungenschaften der 70er Jahre Freude hat!**

Ebenso reizendes wie billiges Prachtwerk über den 70er Krieg, neu erschienen,
der deutschen Jugend und den Mitkämpfern gewidmet!

Deutschlands große Jahre
1870/71
geschildert in Liedern
von
Heinrich Bork,
mit Bildern von **Christian Speyer.**

13 Bog. gr. 8°. Geh. 3 ℳ. 50 ₰.; fein gebunden 4 ℳ. 80 ₰.

Die **„Militär-Litteratur-Zeitung"** (Litterar. Beiblatt zum **Militär-Wochenblatt**) schreibt über dieses schöne **Gedenkbuch:**

„Das Buch sei warm empfohlen den Alten wie den Jungen; es „ist geeignet, denen die einst mitthaten, die Erinnerungen an die „herrlichste Zeit ihres Lebens zu verklären, denen, die einmal mit-„thun sollen, die patriotische Begeisterung zu vertiefen und ihnen „Deutschlands und Preußens Helden im Lichte begeisterter Dichtung „darzustellen."

Eine hervorragender **Schulmann** äußert sich am Schluß einer eingehenden Besprechung wie folgt:

„Ja, junge Leute, das müßt ihr selber lesen, damit ihr eine „Ahnung davon bekommt, wie glücklich ihr durch jenen Krieg ge-„worden seid; damit ihr erfahrt, wie schwer es war, das deutsche „Reich zu schaffen; damit ihr verstehen lernt, warum uns Aelteren „das Herz schon höher zu schlagen und das Auge zu leuchten an-„fängt, wenn das Jahr 1870/71 auch nur genannt wird. Leset den „Todesritt des Generals von Bredow mit seiner Brigade, von der „immer nur der zweite Mann zurückkehrte; leset das Lied von den „zwei blutjungen württembergischen Grafen von Taube, die ge-„meinsam fröhlich den Heldentod bei Champigny starben; lest alle „die Großthaten, die in diesem Kriege so zahlreich wie die Blumen „im Frühlingswehen hervorsproßten — und dann werft euch in die „Brust und antwortet, wenn ihr könnt, mit jenen spartanischen „Knaben: ‚Und wir, wir werden einstmals noch viel besser sein!'"

Wir glauben „Bork's Deutschlands große Jahre 1870/71 geschildert in Liedern, mit Bildern von Chr. Speyer" vor allem den Schul- und Militärbibliotheken warm empfehlen zu sollen und bitten um Einsichtnahme von dem in allen Buchhandlungen vorrätigen Buche. Wo man patriotische Zwecke durch Vorträge und Deklamationen fördern will, greife man darnach! Als Prämienbuch dürfte das in Text und Ausstattung gleich empfehlenswerte Werk vorzüglich in Betracht kommen. Unter den für die deutsche Jugend bestimmten Geschenkbüchern gibt es wohl nur ganz wenige, die sich an Schönheit und Wert mit diesem vergleichen lassen.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22384 5204

Als Weihnachtsgeschenk
für die reifere Jugend sei empfohlen:

Dr. Karl Ludwig Roth's

Griechische Geschichte.

Vierte umgearbeitete Auflage
von

Dr. Adolf Westermayer, Gymnasialrektor.

Mit 1 Farbendruck, 30 Holzschnitttafeln in Tondruck und 2 Karten.

34 Bog. gr. 8°. geh. 5 ℳ. 50 ₰. Eleg. kart. 6 ℳ.
In hochelegantem Halbfranz gebdn. 7 ℳ.

Dr. Karl Ludwig Roth's

Römische Geschichte.

Zweite umgearbeitete Auflage
von

Dr. Adolf Westermayer, Gymnasialrektor.

Mit 34 Holzschnitttafeln in Tondruck und 3 Karten.

Erster Teil. Von der Gründung Roms bis zum 1. Triumvirat.
Zweiter Teil. Bis zum Ausgang des abendländischen Kaiserreichs.

Jeder Band 25½ Bog. gr. 8° stark à 4 ℳ. geh. und 4 ℳ. 50 ₰. eleg. kart. In 1 hocheleg. Halbfranzband zusammengebunden 9 ℳ.

Die **„Schlesische Zeitung"** urteilt: „Dieses Buch gehört zu den seltenen Werken, die der Jugend wirklich Nutzen bringen."

Der **„Hamburger Korrespondent"** schreibt am Schluß einer umfangreichen Rezension: „Alles in Allem sind wir überzeugt, daß unter der großen Menge litterarischer Gaben, welche für den Weihnachtstisch unserer reiferen Jugend bestimmt sind, dieses Buch eines der wertvollsten und speziell unter den Geschichtsbüchern eines der zur Weckung geschichtlichen Verständnisses und einer sittlichen und würdigen Auffassung der Geschichte dienlichsten ist."

Die **„Zeitschrift für österreichische Gymnasien"** schreibt: „Dies vortreffliche, schon lange empfohlene Buch . . . soll in keiner Schülerbibliothek und unter den Jugendschriften keines bemittelteren Gymnasiasten oder Realschülers fehlen."

In Prof. **Dr. Nägelsbach's „Gymnasialpädagogik"** heißt es: „Zur Unterstützung des beschreibenden Unterrichts sind sehr zu empfehlen die Roth'schen Lesebücher für Griechische und Römische Geschichte. Das ist ein Meisterwerk; ein Mann hat es für Knaben geschrieben; die Gelehrsamkeit darin merkt der Kundige, der Unkundige genießt sie."